

Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Heimat und Ethnizität.
Über den Umgang mit Fremdheit
in Masuren und Schlesien
nach dem Zweiten Weltkrieg

Neue Folge Band VIII/1999 Heft 1

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg
2001

Herausgeber:

Institut Nordostdeutsches Kulturwerk
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg
Telefon (041 31) 4005 90
Telefax (041 31) 3911 43
E-Mail: sekretariat@nokw.de

Redaktionskollegium:

Dr. Sabine Bamberger-Stemmann
Dipl. Bibl. Erwin E. Habisch
Dr. Konrad Maier (Redaktion)
Dr. Joachim Tauber
Anja Wilhelmi M.A. (Redaktion)

Verantwortlich für dieses Heft:
Prof. Dr. Ulrich Mai

Gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung
für Angelegenheiten der Kultur und der Medien
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

Bezugsbedingungen:

Nordost-Archiv erscheint halbjährlich jeweils im Juni und Dezember.
Preis pro Heft 35 DM, Jahresabonnement 60 DM zuzüglich Versandkosten.
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Stahringer, Ebsdorfergrund
Lektorat: Sonja Birli M.A.

Verlag Nordostdeutsches Kulturwerk, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Heimat und Ethnizität. Über den Umgang mit Fremdheit in Masuren und Schlesien nach dem Zweiten Weltkrieg

Ulrich Mai: Editorial	7
Abhandlungen	
Marzanna B. Kielar (Warszawa): Mehr als eine Welt ideologischer Vorbilder. Das „Entstehen von Heimat“ in masurischen Dörfern	11
Mathias Wagner (Bielefeld): Die Höhe des Kirchturms – Gedanken zum kollektiven Gedächtnis der Einwohner eines masurischen Dorfes	33
Barbara Eßer (Bielefeld): Deutsches Kriegerdenkmal oder religiöses Schutzmal? Bedeutungen eines „verschwundenen“ Symbols	77
Wojciech Łukowski (Warszawa): Polnisch-ukrainische Lebenswelten in lokalen masurischen Räumen	129
Tomasz Marciniak (Toruń): Horizontale und vertikale Aspekte der ukrainischen Kulturtransmission in Masuren	159
Bettina Hunecke (Ulm): Weibliche Handlungsmuster in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs	177
Ulrich Mai (Bielefeld): „Es ging schwer, aber es mußte sein“: Krisenbewältigung von Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren nach 1945	195
Andrzej Sakson (Poznań): Zwischen Polentum und Deutschtum – gibt es noch Masuren und Ermländer?	221
Zbigniew Kurcz (Wrocław): Die deutsche Minderheit in Schlesien nach 1945	237
Forschungsbericht: Assimilation/Akkulturation. Materialien zu einem deutsch-polnischen Forschungsprojekt	
Rex Rexheuser (Lüneburg): Einleitung	269
Robert Traba (Warszawa): Projektbeschreibung	277
Robert Traba (Warszawa): Assimilation/Akkulturation aus der Perspektive des deutsch-polnischen kulturellen Grenzraumes	283
Mitteilung	
Wo steht die deutsche historische Osteuropaforschung heute? Kolloquium des Verbandes der Osteuropahistoriker Deutschlands und des Herder-Instituts, Marburg 27.–28. Februar 1999 (Hans-Jürgen Bömelburg)	301

Rezensionen

- Antonina Kłoskowska, *Kultury narodowe u korzeni (Die Wurzeln nationaler Kulturen)* (Andrzej Sakson) 307
- Fenomen nowoczesnego nacjonalizmu w Europie Środkowej (Das Phänomen des modernen Nationalismus in Zentraleuropa), hrsg. v. Bernard Linek, Jörg Lüer u. Kai Struve (Tomasz Kamusella) 311
- Stereotypes and Nations, hrsg. v. Teresa Walas (Berit Pleitner) 319
- The Ethnic Identities of European Minorities. Theory and Case Studies, ed. by Brunon Synak (Sabine Bamberger-Stemmann) 324
- Konflikty etniczne. Źródła – typy – sposoby rozstrzygania. Materiały z konferencji zorganizowanej przez Zakład Etnologii Instytutu Archeologii i Etnologii Polskiej Akademii Nauk w Warszawie, 5-7 grudnia 1994 (Ethische Konflikte. Ursachen – Formen – Lösungswege. Beiträge einer Konferenz der Ethnologischen Abteilung des Instituts für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warschau 5.–7. Dezember 1994) (Hans-Jürgen Bömelburg) 332
- Dieter Blumenwitz, *Internationale Schutzmechanismen zur Durchsetzung von Minderheiten- und Volksgruppenrechten; Otto Luchterhandt, Nationale Minderheiten und Loyalität* (Sabine Bamberger-Stemmann) 337
- Michael Fahlbusch, *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945* (Jörg Hackmann) 341
- Bernard Linek, „Odniemczanie“ województwa śląskiego w latach 1945–1950 (w świetle materiałów wojewódzkich) („Ent-Germanisierung“ der Wojewodschaft Schlesien in den Jahren 1945–1950 [unter Berücksichtigung der Materialien des Wojewodschaftsarchivs]) (Tomasz Kamusella) 343
- Maria Podlasek, *Wypędzenie Niemców z terenów na wschód od Odry i Nysy Łużyckiej. Relacje świadków (Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und der Lausitzer Neiße. Zeugenberichte)* (Horst-Dieter von Enzberg) 353
- Leszek Belzyt, *Między Polską a Niemcami. Weryfikacja narodowościowa i jej następstwa na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1945–1950 (Zwischen Polen und Deutschland. Die nationale Verifikation und ihre Folgen im Ermland, in Masuren und im Weichselgebiet in den Jahren 1945–1950)* (Grzegorz Jasiński) 356
- Grzegorz Strauchold, *Polska ludność rodzima ziem zachodnich i północnych. Opinie nie tylko publiczne lat 1944–1948 (Die polnische einheimische Bevölkerung der West- und Nordgebiete. Nicht nur öffentliche Meinungen 1944–1948)* (Kai Struve) 360
- Mathias Niendorf, *Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900–1939* (Hans Lemberg) 364
- H. Chałupczak, T. Browarek, N. Zielińska, *Mniejszości narodowe w Polsce. Materiały do bibliografii 1990–1996 (Nationale Minderheiten in Polen. Bibliographische Materialien 1990–1996); H. Chałupczak, T. Browarek, Mniejszości narodowe w Polsce 1918–1995 (Nationale Minderheiten in*

Polen 1918–1995); Mniejszości Narodowe w Polsce (Nationale Minderheiten in Polen), Red. v. Zbigniew Kurcz; Zbigniew Kurcz, Mniejszość niemiecka w Polsce (Die deutsche Minderheit in Polen); Mniejszości narodowe w Polsce. Praktyka po 1989 r. (Die nationalen Minderheiten in Polen. Die Praxis nach 1989), Red. v. B. Berdychowska; W starej i nowej ojczyźnie. Mniejszości narodowe w Gdańsku po II wojnie światowej (In der alten und in der neuen Heimat. Die nationalen Minderheiten in Gdańsk nach dem Zweiten Weltkrieg), Red. v. I. Hałagida; Pomerania ethnica. Mniejszości narodowe i etniczne na Pomorzu Zachodnim (Pomerania Ethnica. Nationale und ethnische Minderheiten in Hinterpommern), Red. v. M. Giedrojć u. J. Mieczkowski (Cezary Obracht-Prondzyński)	367
Polacy i Niemcy pół wieku później. Księga pamiątkowa dla Mieczysława Pszona (Polen und Deutsche ein halbes Jahrhundert später. Gedenkbuch für Mieczysław Pszon), hrsg. v. Wojciech Pięciak (Grzegorz Strauchold)	388
Tożsamość polska i otwartość na inne społeczeństwa (Die polnische Identität und das Problem des Verhältnisses zu anderen Gesellschaften), Red. v. Leon Dyczewski (Leszek Belzyt)	391
Wojciech Jaruzelski, Hinter den Türen der Macht. Der Anfang vom Ende einer Herrschaft (Horst-Dieter von Enzberg)	393
Masovia. Pismo poświęcone dziejom Mazur (Masovia. Zeitschrift für die Geschichte Masurens), hrsg. v. Stowarzyszenie „Wspólnota Mazurska“ u. Archiwum Mazurskie, Red. v. Grzegorz Białuński (Jörg Hackmann) . . .	397
Als Russe in Ostpreußen. Sowjetische Umsiedler über ihren Neubeginn in Königsberg/Kaliningrad nach 1945, hrsg. v. Eckhard Matthes (Klaus Meyer)	398
Die Autoren der Abhandlungen	403

Editorial

Auf dem Gebiet des heutigen Polen hat es im Verlaufe des Krieges, dann aber auch in der ersten Nachkriegszeit, zum Teil dramatische Veränderungen der Bevölkerung gegeben. Dies gilt natürlich besonders für die ehemaligen deutschen Ostprovinzen, in denen nach Flucht, Vertreibung und Aussiedlung des größten Teiles der deutschen Bewohner hier Polen, ab 1947 im Zuge der sog. „Aktion Weichsel“ auch Ukrainer angesiedelt wurden. Die neue Bevölkerung war außerordentlich heterogen zusammengesetzt: Da fanden sich ausgebombte Städter neben Bauern, Zentralpolen neben „Repatrianten“ aus dem Wilnaer Gebiet oder Weißrußland, polnische Patrioten neben Ukrainern, die gerade noch Mitglieder der verbotenen UPA in Südostpolen gewesen waren, Akademiker neben Arbeitern und nicht zu vergessen: zurückgebliebene Deutsche in ihrer Heimat in unmittelbarer Nachbarschaft mit ungeliebten Fremden. Jedenfalls stellte die Pioniersituation der Nachkriegsjahre, in der eine Vielfalt unvereinbarer Normen, Einstellungen, Sitten und Gebräuche aufeinandertraf, eine außerordentlich schwierige Herausforderung für alle Neusiedler wie Einheimische dar. Man kann sich vorstellen, wie schwierig es war, die allgegenwärtige Fremdheit zu überwinden und sich auf Gemeinsamkeit zu besinnen, d.h. aber sich zu verständigen, Andersartigkeit zu tolerieren, Konflikte friedlich zu lösen, den Alltag gemeinsam zu meistern, eben auch die Zukunft gemeinsam zu organisieren.

Natürlich gab es vor der Wende 1989/90 in Polen auch schon Untersuchungen über die Lebenssituation der ländlichen Bevölkerung in den Nord- und Westgebieten. Allerdings waren diese meist tendenziös, da in die politische Aufgabe verstrickt, Rechtmäßigkeit und Erfolg der Inbesitznahme ehemals deutscher Gebiete nachzuweisen.¹ Erst mit der Wende ergeben sich Rahmenbedingungen in Polen, die uneingeschränkte wissenschaftliche Forschungen zum Problem der Formierung ländlicher Gesellschaft in den angesprochenen Regionen des Landes zulassen. Dies ist deshalb besonders bemerkenswert, weil bis dahin eine der zentralen Fragen, nämlich jene nach der Rolle von Ethnizität im Prozeß sozialer Integration, konsequent übergangen wurde, da bis zum Ende des sozialistischen Regimes offiziell ethnische Minderheiten in Polen gar nicht existierten.

¹ Ein gutes, wenn auch ideologiekritisch interessantes Beispiel für tendenziöse Berichterstattung ist: *Pamiętniki mieszkańców Ziemi Zachodnich i Warmia i Mazury* (Tagebücher der Bewohner der Westgebiete, des Ermlands und Masurens), Red. v. Zygmunt Dulczewski. Bd. 7, Tl. 1 u. 2, Poznań 1977.

Im vorliegenden Heft werden nun Ergebnisse empirischer Forschungen des deutsch-polnischen Forschungsprojektes „Die soziale Konstruktion von Heimat: Symbolische Aneignung und interethnische Beziehungen im ländlichen Masuren“ vorgestellt, das von der Volkswagen-Stiftung im Rahmen des Programmschwerpunktes „Das Fremde und das Eigene“ gefördert wurde.² Ziel des Forschungsprojektes war die Analyse ethnischer Orientierungen in gemischtethnischen dörflichen Lebenswelten. Mit kulturvergleichenden Fallstudien in verschiedenen Dörfern sollte ein interdisziplinärer Beitrag zur Theorie symbolischer Aneignung von Lebensraum im Prozeß der Verständigung in interethnischer Nachbarschaft geleistet werden.

Zu den zentralen Fragen gehörte jene nach den Bedingungen der Entstehung von Heimat als psychosoziales Konzept nach den konflikthaften Erfahrungen von Vertreibung, Deportation und meist ungewünschtem biographischen Neuanfang. So stand zu erwarten, daß für viele, zumindest die ältere Generation, Traumatisierung und Zwangscharakter der Umsiedlung eine affektive Bindung an die neue Heimat eher verhindern würden. Überhaupt war zu klären, wie sich biographisches und kollektives Gedächtnis auf die Formierung einer neuen Wir-Gemeinschaft auswirkten, in welcher Weise vor allem ethnische Orientierungen und alte Schuldzuweisungen etwa durch die Entstehung einer neuen gemeinsamen, d.h. ethnienübergreifenden, regionalen oder lokalen Identität verdrängt werden konnten oder umgekehrt durch eine Ethnisierung sozialer Beziehungen als Ressource für die Bewältigung der ökonomischen Krise nach der Wende neuen Auftrieb erhielten.

Die empirischen Forschungen orientierten sich in ihrem Methodeninstrumentarium an der Ethnographie und den hermeneutischen Sozialwissenschaften mit einer starken Akzentuierung qualitativer Methoden wie teilnehmender Beobachtung und Leitfadeninterviews. Die Mitglieder des Forschungsprojektes hielten sich bis zu einem Jahr lang zum Zweck der Feldforschungen in ihren jeweiligen Dörfern auf, polnische Sprachkompetenz war auch für die deutschen Teilnehmer unabdingbar. Jenseits der speziellen Thematik im Rahmen des Projektes stellen die einzelnen Projektberichte, von denen hier allerdings nur Aspekte vorgestellt werden können, überaus interessante Milieuschilderungen dörflichen Lebens in Masuren dar, jener Landschaft also, in der trotz Veränderungen der Be-

² Gemeinsame Leiter des Forschungsprojekts waren Dr. Wojciech Łukowski, Institut für Soziale Studien, Universität Warschau, und Prof. Dr. Ulrich Mai, Sozialgeographie, Universität Bielefeld.

völkerung der mythische Charme alter Erzählungen von Literaten und ehemaligen Bewohnern auf eigentümliche Weise zu überleben scheint.

Das vorliegende Heft enthält zwei Beiträge, die nicht dem angesprochenen Forschungsprojekt entstammen, dennoch als Ergänzung wichtig sind. Andrzej Sakson gilt als der erste polnische Wissenschaftler, der sich – mit den empirischen Erhebungen noch vor der politischen Wende – mit seiner zu Recht weithin beachteten Arbeit „Mazurzy – społeczność pogranicza“³ um eine objektivere Perspektive der konfliktreichen Prozesse nach Kriegsende in Masuren bemüht hat und etwa auch Diskriminierung und Leid der einheimischen Bevölkerung berücksichtigt. Er befaßt sich in diesem Heft mit dem gegenwärtigen Diskurs über ethnische Identität, „Masuren“, „Autochthone“ und „Deutsche“, nicht zuletzt mit der Frage nach der Legitimität der Identifikation der Neusiedlergenerationen mit dem masurischen Erbe nach Aussiedlung fast aller Einheimischen.

Der Beitrag von Zbigniew Kurcz befaßt sich dagegen mit der deutschen Minderheit in Schlesien. Er schien im vorliegenden Heft sinnvoll, weil die Situation der deutschen Minderheit in Masuren und zumindest Oberschlesien wegen der ethnischen Mischung der Grenzlandbevölkerung häufig miteinander verglichen wird. Dennoch ergeben sich heute erhebliche Unterschiede wegen des entschieden dichtereren deutschen Siedlungsgebietes um Oppeln, in dem gerade nach der Wende, ganz anders als in Masuren, Ethnizität in Alltag und Lebenswelt gelebt werden kann. Besonders aufschlußreich erscheint im übrigen in diesem Beitrag die Rolle ethnischer Kategorisierung, vor allem von Nationalität als sozialer Ressource.

Das Thema interethnischer Beziehungen wird schließlich von Rex Rexheuser und Robert Traba abgerundet, die ein Forschungsvorhaben des Deutschen Historischen Institutes Warschau zum Problem der Assimilation und Akkulturation in deutsch-polnischen Grenzräumen vorstellen. Das deutsch-polnische Projekt, das in lokalen Fallstudien alltagsgeschichtliche Prozesse gegenseitiger Beeinflussung seit dem späten 18. Jahrhundert untersuchen will, überzeugt mit seiner sozialwissenschaftlichen Konzeption, die erwartungsgemäß theoretisch wie empirisch einen Beitrag zur Überwindung nationaler bzw. ideologischer Perspektiven zum Forschungsproblem leisten wird.

Ulrich Mai

³ Andrzej Sakson, *Mazurzy – społeczność pogranicza* (Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes). Poznań 1990 (*Ziemie zachodnie – Studia i materiały*. 15).

Mehr als eine Welt ideologischer Vorbilder. Das „Entstehen von Heimat“ in masurischen Dörfern

von Marzanna B. Kielar

1. Einführung

Nach dem Zweiten Weltkrieg vollzog sich in Masuren ein fast vollständiger Bevölkerungsaustausch. Abgesehen von wenigen Vertretern der autochthonen Bevölkerung leben in den masurischen Dörfern gegenwärtig Polen und Ukrainer. Bei ihnen handelt es sich um die Nachkommen von Um- und Aussiedlern in der zweiten und dritten Generation. Sie bilden eine in einem langjährigen Prozeß entstandene eigene Gemeinschaft.

Es ist davon auszugehen, daß eine gelungene symbolhafte Aneignung individueller Lebensräume als „Heimat“ (Anmerkung der Übersetzerin: „mała ojczyzna“) die Voraussetzung für eine Verständigung zwischen den unterschiedlichen Gruppen, die diese Gemeinschaft bilden, darstellt.

Dabei verstehe ich unter Aneignung in diesem Sinne eine dauerhafte materielle oder symbolische Inbesitznahme von etwas, was einem Subjekt in seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit den begehrten Existenzsinn verleiht. Die Räume, in denen wir leben, sind nie ausschließlich funktionell zu betrachten. Sie unterliegen nicht nur der Verwaltung oder Planung, sondern sind auch in den Kategorien erlebter Welten zu definieren. Dabei gilt diese Aneignung, die Inbesitznahme eines bestimmten Raumes, als Voraussetzung einer stabilen gesellschaftlichen und räumlichen Identität.

Unter dem Begriff „Heimat“ verstehe ich einen Raum, mit dem ein Individuum durch sein direktes persönliches Erleben dieses Territoriums und durch aus diesem Erleben resultierende Gewohnheiten verbunden ist. „Heimat ist“, wie St. Ossowski schreibt, „nicht nur ein geographischer Begriff, der ohne Bezug auf die psychische Einstellung einer Gemeinschaft zu charakterisieren wäre. Ein Raum wird nur so weit zur Heimat, wie es eine Gemeinschaft von Menschen gibt, die eine bestimmte Beziehung zu ihm hat und ihn auf eine bestimmte Weise gestaltet. Dann nämlich bekommt dieses Stück der äußerlichen Wirklichkeit eigene Werte für diese Gemeinschaft, die es zur Heimat machen.“¹

¹ St. Ossowski, Analiza socjologiczna pojęcia ojczyzna (Soziologische Analyse des Begriffs Heimat), in: Ders., Dzieła (Werke). Bd. III, Warszawa 1967, S. 203.

Die aufgezeigten Kategorien – die Aneignung individueller Lebensräume und die kleine Heimat – sind ursächlich miteinander verbunden: Heimat ist das Ergebnis eines Prozesses der Konstruktion und der Entstehung, dessen grundlegende Mittel und Wege in der Aneignung der individuellen Lebensräume liegen.

Die Betrachtung der symbolhaften Aneignung individueller Lebensräume im Prozeß der gesellschaftlichen Schaffung einer kleinen Heimat geschieht unter der Voraussetzung, daß der lokale Alltag als Ebene der Analyse angenommen wird. Auf dieser Ebene wird am deutlichsten sichtbar, inwieweit eine Verständigung zwischen unterschiedlichen Nationalitätsgruppen möglich ist. Hier besteht die Chance des Entstehens einer neuen gemeinsamen Identität.

Gegenstand meiner Forschungen war die lokale Gesellschaft zweier masurischer Dörfer: Kutny und Przytuły. Beide Dörfer liegen im nordöstlichen Teil Polens in der Gemeinde Pozezdrze in der Wojewodschaft Suwałki; sie sind drei Kilometer voneinander entfernt.

2. Die Charakteristik der Dörfer

Kutny wurde im Jahre 1550 gegründet. Im Jahre 1939 hatte das Dorf 413 Einwohner und trug den amtlichen Namen Groß Kuten. Derzeit leben in den 30 Haushalten, die von den Forschungen erfaßt wurden, 100 Personen. Davon sind 19 Personen ukrainischer Nationalität, zehn Personen bezeichnen sich selbst als der polnischen und ukrainischen Kultur zugehörig, eine Person ist deutscher Nationalität und 70 Personen sind polnischer Nationalität.

Das Dorf umfaßt 37 Gebäude. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es kaum wesentliche Investitionen und damit kaum Veränderungen in der Bebauung. Im Jahre 1975 wurde die Kirche, die während des Zweiten Weltkrieges zerstört worden war, wieder aufgebaut. Hinzu kamen ein Pastorat, ein Gemeindehaus, eine Försterei und ein Wohnhaus. In Kutny gibt es eine Grundschule, ein Postamt, eine Sanitätsstation (der Arzt kommt zweimal in der Woche) und zwei Gemischtwarengeschäfte.

Przytuły wurde im Jahre 1569 gegründet. Das Dorf hatte im Jahre 1939 231 Einwohner. Sein amtlicher Name Przytullen wurde im Jahre 1938 in Klein Kuten umgewandelt. Als ich die Forschungen im Jahre 1996 durchführte, lebten in den 18 Haushalten in Przytuły 71 Personen: 18 Personen ukrainischer Nationalität, eine Person polnisch-ukrainischer Nationalität und 52 Personen polnischer Nationalität.

Derzeit hat das Dorf 14 Häuser deutscher Herkunft. An Nachkriegsin-

vestitionen sind die Pflasterung der Hauptstraße sowie der Anschluß an die Elektrizitätsversorgung (1950) und an die Wasserversorgung (1994) zu nennen. Während der mehr als 50 Nachkriegsjahre wurde in dem Dorf nicht ein Wohnhaus gebaut; hinzugekommen sind fünf Wirtschaftsgebäude (Scheunen). Das Dorf hat kein Geschäft; zweimal in der Woche kommt ein Verkaufswagen.

Kuty und Przytuły wurden in den Jahren 1945–1947 wieder besiedelt. Die damals zugezogene Bevölkerung kann man in drei Gruppen einteilen:

- aus früher zu Polen gehörenden Gebieten zugezogene Personen; nach Kuty kamen sechs Familien aus der Gegend von Lublin und zwölf Familien aus der Gegend von Suwałki, nach Przytuły 13 Familien aus der Gegend von Lublin und zwei Familien aus der Gegend von Suwałki;
- repatriierte Personen aus den von Sowjetrußland besetzten Gebieten, insbesondere aus der Gegend von Vilnius; nach Kuty kamen sechs Familien, nach Przytuły eine Familie;
- Personen ukrainischer Nationalität, die im Rahmen der „Aktion Weichsel“ umgesiedelt wurden; nach Kuty wurden zwölf Familien aus der Ukraine umgesiedelt, nach Przytuły drei Familien.

Die ursprüngliche Bevölkerung, also Autochthone – frühere deutsche Staatsbürger, die durch nationale Verifikation als Polen anerkannt wurden –, bilden in beiden Dörfern eine kleine Randgruppe, die sich auf einige wenige Personen beschränkt.

Derzeit – also 50 Jahre nach der Besiedlung von Kuty – leben in den 30 Haushalten 20 Familien polnischer Nationalität, fünf Familien ukrainischer Nationalität, vier Familien gemischter Nationalität (polnisch-ukrainisch) und eine Person deutscher Nationalität. In Przytuły leben in 18 Haushalten 15 Familien polnischer Nationalität, zwei Familien ukrainischer Nationalität und eine Familie gemischter Nationalität (polnisch-ukrainisch).

Der erforschte Raum ist in sprachlicher (polnische, ukrainische und deutsche Sprache) und in konfessioneller Hinsicht nicht homogen. Es dominieren die Katholiken in 19 Haushalten in Kuty und in 15 Haushalten in Przytuły. Griechisch-katholisch sind fünf Haushalte in Kuty und ein Haushalt in Przytuły. Die übrigen vier Haushalte in Kuty und zwei Haushalte in Przytuły bestehen aus Familien mit Personen katholischer und griechisch-katholischer Konfession oder Personen, die sich selbst als Gläubige beider Konfessionen bezeichnen.

3. Erscheinungsformen der symbolischen Aneignung der Räume

Die symbolische Aneignung individueller Lebensräume kann sich unterschiedlich darstellen. Sie kann in der Pflege des häuslichen Gartens, in der Ausstattung des Hauses oder des Dorfareals mit religiösen und sakralen Symbolen zum Ausdruck kommen. Auch die Umwandlung von Orts- und Straßennamen oder gar das Streichen von Hausfronten in bestimmten Farben sind Beispiele hierfür. Bisweilen sind diese Symbole kaum sichtbar; sie verbergen sich hinter einer metaphorischen Sprache der Einwohner. Zu den alten und altbewährten Formen, die zur Inbesitznahme gesellschaftlicher Räume beitragen, gehören hauptsächlich parareligiöse Organisationen wie z.B. Rosenkranzgruppen. Mein Anliegen war es, anhand des gesammelten Forschungsmaterials zu untersuchen, wie die Aneignung der gesellschaftlichen und der realen Räume in beiden Dörfern verlaufen ist.

3.1. Die Aneignung gesellschaftlicher Räume

Die Definition des Begriffs gesellschaftlicher Räume von M. Wallis² zugrundelegend, betrachte ich den gesellschaftlichen Raum als ein Gebiet, das von einer lokalen Gesellschaft benutzt und gestaltet wird und mit dem ihr Bildungs-, Normen- und Verhaltensmustersystem verknüpft ist, was ihr erlaubt, sich mit diesem Ort vollständig zu identifizieren.

Was diesen Raum bildet, ist vor allem das Verhältnis zwischen einer Einzelperson und einer Gruppe, zwischen Gruppen, zwischen einer einzelnen Person (bzw. Gruppe) und Institutionen u.ä. Mit einem gesellschaftlichen Raum sind ganz bestimmte Handlungsmuster, Gewohnheiten und gesellschaftliche Positionen verbunden, die von den sich in ihr befindenden Subjekten, d.h. von Einzelpersonen, Gruppen von Menschen oder Institutionen, angenommen werden. „Ein bewohnter oder angeeigneter Raum ist eine Art spontaner Metapher eines gesellschaftlichen Raumes“, wie P. Bourdieu³ behauptet, wobei er unterstreicht, daß ein gesellschaftlicher Raum nicht mit dem physischen Raum identisch sein muß, sich jedoch mehr oder weniger in seinen Grenzen entwickelt.

Potential und Qualität der Aneignung von Räumen hängen von vielfältigen gesellschaftlichen Faktoren, aber auch von individuellen Bedürfnis-

² M. Wallis, *Socjologia przestrzeni* (Soziologie des Raumes). Warszawa 1990, S. 26.

³ P. Bourdieu, *Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum*, in: *Stadt – Räume – Die Zukunft des Städtischen*, Red. v. M. Wentz. Frankfurt a.M. (u.a.) 1991, S. 26 u. 28.

sen, Motivationen und Kompetenzen ab. Eine Form der Aneignung gesellschaftlicher Räume ist die Anknüpfung nachbarschaftlicher Beziehungen.

Die Schaffung gesellschaftlicher Beziehungen zwischen den Einwohnern von Kutu und Przytuły war im Hinblick auf die spezifische historische Situation, die den Einwohnern beider Dörfer eigen war, von ganz besonderem Charakter und Verlauf. Die ukrainische Gesellschaftsgruppe sollte durch eine ethnische Säuberung im Rahmen der „Aktion Weichsel“ als Gruppe mit eigener ethnischer Identität zu bestehen aufhören. Über einige Jahrzehnte hinweg beschränkte sich ethnische Identifikation auf eine dem Auge von Fremden verborgene Sphäre. Alle Neuankömmlinge mußten in dieser gewissermaßen künstlich geschaffenen lokalen Gesellschaft ihren Platz finden; unter Bedingungen, die ein hohes Maß an Akkulturations- und Assimilationsleistung forderten.

Unter den verschiedenen Faktoren, die das Verhalten der ersten Ansiedler in dem ihnen zugeordneten Raum beeinflussten, scheint ein Gefühl der Fremdheit und Angst sowie ein Gefühl der Vorläufigkeit dieses Zustandes von besonderer Bedeutung zu sein. Für die aus dem Süden stammende ukrainische Bevölkerung war schon das Klima fremd: „Hart, winterlich, naß, schädlich. Meine selige Mutter litt hier unter Gelenkentzündungen, ich erkrankte, als ich fünf Jahre alt war“ (S. Sty.),⁴ erinnert sich eine Ansiedlerin in Kutu. Fremd war die Natur, und diejenigen, die in den Häusern nahe des Sees wohnten, pflanzten hohe Weidenhecken an, die dicht zusammenwuchsen und eine das Haus vom Wasser abgrenzende Wand bildeten. Fremd, weil unfruchtbar und voller Steine, war der Boden, den sie bebauen sollten. Und schließlich waren auch sie selbst fremd für diejenigen, die sich schon früher in den Dörfern angesiedelt hatten und sich einer fremden unverständlichen Sprache bedienten. Das allgegenwärtige Gefühl der Fremdheit und der Angst in der damaligen Nachkriegswirklichkeit wird in den folgenden Äußerungen deutlich:

⁴ Liste der Gesprächspartner:
(M. Sty.): Mann, Ukrainer, 58 Jahre alt;
(J. Tre.): Frau, Polin, ca. 65 Jahre alt;
(E. Zys.): Frau, Polin, 73 Jahre alt;
(H. Gra.): Frau, Polin, 70 Jahre alt;
(E. Bry.): Frau, Deutsche, 77 Jahre alt;
(A. Żel.): Frau, Polin, 83 Jahre alt;
(Z. Gam.): Frau, Ukrainerin, 88 Jahre alt;
(S. Sty.): Frau, Ukrainerin, 54 Jahre alt;
(J. Rus.): Mann, Pole, 74 Jahre alt;
(M. Rus.): Frau, Polin, 68 Jahre alt.

„In der Aktion ‚W‘ fürchtete sich einer vor dem anderen“ (E. Zys.). „Uns ist gesagt worden, daß wir auf diese Banditen sehr aufpassen und, wenn etwas wäre, gleich melden müßten, daß etwas Unrechtmäßiges geschehen sei (...). Vertrauen kann man denen auf keinen Fall, weil sie kein Vertrauen verdienen, denn die und ihre Familien sind Banditen. Das war der Anfang und die Vorbereitung auf die Leute. Es wurde eine riesige Mauer aus fehlendem Vertrauen und Haß aufgerichtet“ (J. Tre.).

Was unsere beiden masurischen Dörfer angeht, so waren diese für die ersten Ansiedler nicht nur fremdartig, sondern sie befanden sich eigentlich auch in fremdem Eigentum.

„Es war fürchterlich. Man ging hinaus, und es war so still. Irgendwo in der Kolonie von Kutu bellte ein Hund und ein anderer in Strejtelka. Die, die früher gekommen waren, hatten schon Hunde (...). Und es war so trostlos. Jeder fürchtete sich. Dies war deutsches Gebiet und jeder hatte Angst (...). Abends gab es nichts anderes, als zu Hause zu sitzen und die Tür zuzusperren (...). Wir hatten Angst, so dazusitzen, denn uns schien, daß die Deutschen vorfuhren (...). Die Deutschen würden zurückkehren und uns erschießen“ (E. Zys.). „Mehr als ein halbes Jahr gingen wir nur tagsüber raus“ (H. Gra.),

sagt eine Einwohnerin von Przytuły, die 1947 in das Dorf kam.

Die Ansiedler lebten in einer Atmosphäre der Vorläufigkeit; besonders stark wurde dies von der ukrainischen Bevölkerung empfunden. Durch die Deportation zu einer physischen Zwangslokalisation verurteilt, bewahrten sie lange die Hoffnung auf eine Rückkehr in die Heimat:

„Die Ukrainer fürchteten sich sehr und rechneten nicht damit, daß sie hier lange bleiben würden. Sie hatten Kästen, die sie ‚Kufry‘ nannten. Die machten sie lange, lange nicht auf, denn sie dachten, sie würden bald zurückkehren. Und sie waren sehr tüchtig; später standen sie alle besser da als die Polen“ (E. Bry.). „Als die Nachbarin kam – sie wurde aus der Ukraine gebracht –, sagte sie: ja zawtra pajdu do domi, pajdu do domu – ich komme morgen nach Hause, nach Hause“ (E. Zys.).

Im Bewußtsein der Dorfeinwohner bildete sich eine Teilung in zwei Welten heraus: in die, aus der sie gekommen waren (eine vertraute, häusliche,

polnisch/ukrainische), und in die Welt, die sie vorgefunden hatten (eine fremde, unsichere, deutsche). Diese Einteilung hat in der Sprechweise der ältesten Einwohner von Kutu und Przytuły, also der ersten Ansiedler, bis auf den heutigen Tag überdauert:

„Sie brachten es nach Hause, in ihr Polen und waren zwei, drei Tage dort und kamen zurück“; „in Polen machte das niemand“; „er fuhr nach Polen und kaufte in Augustów eine Kuh. Zwei Tage lang führte er sie zurück“; „bei uns zu Hause, in Polen, gab es auch einen Rosenkranzreis für Männer, Männer und Frauen hatten ihre eigenen Rosenkranzreise“.

Diese Gefühle der Fremdheit, der Angst und der Vorläufigkeit waren für eine Integration der dörflichen Bevölkerung nicht förderlich. Schon das Gefühl der Vorläufigkeit führte auf der Handlungsebene des einzelnen meistens zu einer Erscheinung, die man mit dem Begriff „Leben, egal wie“ umschreiben könnte:

„(...) die Lebensart, die Gestaltung des Lebensraumes, die Art, wie man Geld ausgab – das alles war von einem provisorischen Charakter geprägt. Es war nämlich nicht lohnend, in etwas zu investieren, was nicht das eigene war, in etwas, was sich mit jedem Moment ändern konnte, sogar dann, wenn sich dieser ‚Moment‘ schon über zwanzig Jahre hinzog.“⁵

Wie knüpften sich also in dieser von der Staatsmacht noch geschürten Atmosphäre des Provisorischen, der Angst, der gegenseitigen Verdächtigungen und der Fremdheit unter den einzelnen Ansiedlergruppen nachbarschaftliche Beziehungen? Über die Verbindung durch territoriale Abstammung hinausgehende Beziehungen gingen zwangsläufig mit der Überwindung vorhandener Negativstereotype, Antagonismen und Vorurteile einher.

Ein wichtiges Element der Initiierung nachbarschaftlicher Beziehungen war die Schicksalsgemeinschaft. Das Bewußtsein ähnlicher Erlebnisse bildete den Anstoß für eine Verständigung zwischen den Ukrainern und den Masuren:

⁵ H. Bojar, *Rodzina i życie rodzinne (Familie und Familienleben)*, in: *Co nam zostało z tych lat. Społeczeństwo polskie u progu zmiany systemowej (Was uns von diesen Jahren blieb. Die polnische Gesellschaft an der Schwelle zu Systemveränderungen)*, Red. v. M. Marody. London 1991, S. 32.

„Im Juli des Jahres 1947 kamen auch die Ukrainer mit solchen Wagen an. Wir Masuren dachten an unsere Vertreibung; vielleicht nahmen wir sie deshalb mit Sympathie auf (...). Als wir sahen, wie sie vorbeizogen, bewegte dies die Herzen von uns Masuren, und wir dachten an unsere Aussiedlung. Aus diesem Grunde waren wir denjenigen mit demselben Schicksal und derselben Verwirrung immer mehr verbunden“ (E. Bry.). „Ich habe verstanden, daß es hier eine Analogie gab. Ich mußte mein Land, meine Heimat verlassen, davonfahren und hier nach einer neuen Heimat suchen (...). Für die Leute, die von dort aus wegfahren mußten, verspürte ich Sympathie, und ich sah die Masuren, die hiergeblieben waren“ (J. Tre.).

Das Bewußtsein gemeinsamer Erfahrungen und das ganz einfache menschliche Mitleid führte zu Verhaltensweisen, die sich in Begegnungen und dauerhaften Kontakten niederschlugen, die Sympathien und die Bereitschaft zu gegenseitiger Hilfe schufen:

„Wenn uns am Anfang irgendjemand besuchte, dann waren es in erster Linie Ukrainer aus der Kolonie; sie kamen zu meiner Mutter (...). Und es gibt hier einen Nachbarn, der früher in der Kolonie wohnte, auch ein Ukrainer, der hilft uns immer“ (E. Bry.). „Die Deutschen waren einfach gut, sie waren so herzlich“ (M. Sty.). „Die Polen, sogar die, die auf unserem Hof waren, gaben uns nicht mal einen Tropfen Milch, aber die Ukrainer teilten die Milch, den Quark und das Mehl mit uns“ (E. Bry.).

Die Analyse einer Vielzahl von Äußerungen zeigt, daß die nachbarschaftlichen Beziehungen durch einfache humanitäre Reaktionen, wie z.B. das Teilen von Nahrungsmitteln mit Fremden, initiiert wurden:

„In der Aktion ‚W‘ fürchtete sich einer vor dem anderen (...). Ich gab ihr etwas mehr von den Kartoffeln und ließ etwas weniger für mich zurück (...). So hatten sie mich immer in guter Erinnerung, und deshalb lebten wir auch später so gut zusammen. Wir wohnten 17 Jahre zusammen und hatten nie Streit“ (E. Zys.). „Diese fürchterlichen Menschen kamen an (...). Frau und Kinder an unserem Zaun (...) waren sehr verängstigt (...). Ich erinnere mich, daß ich ihnen eine Suppe bereitete (...). Etwas näher saß ein sieben- oder achtjähriges Mädchen (...). ‚Na, wie heißt du?‘ ‚Marysia‘, sagte sie. ‚Na, dann komm, Marysia, iß

etwas!“ Und Marysia kam mit ihrer Mutter. So haben die Kontakte angefangen“ (J. Tre.).

Der Prozeß der Gewöhnung an die körperliche Anwesenheit der die Dörfer Kutry und Przytuły bewohnenden Gruppen und der gegenseitigen Annäherung benötigte einen langen Zeitraum. Er unterlag dem Einfluß vieler äußerer Faktoren, die ihn entweder störten oder aber stimulierten. Wenn wir uns diese Jahrzehnte des Zusammenlebens der Gruppen, die die erforschte Gemeinschaft bilden, näher ansehen, können wir die Bedingungen und Impulse erkennen, die die Knüpfung von Beziehungen zwischen den einzelnen Mitgliedern dieser Gemeinschaft förderten.

Ein Umstand, der die Entstehung nachbarschaftlicher Beziehungen stimulierte, war zweifellos die Beibehaltung von Tauschgeschäften innerhalb der lokalen Dorfgemeinschaft, die aus einer Notwendigkeit resultierte, denn „mit den Groschen war es auch nicht einfach, weil es nichts zu verkaufen gab“ (M. Rus.). Im Gegensatz zu Geldtransaktionen waren Tauschaktionen nicht unpersönlich. Wie von Bauman hervorgehoben wird, können sich erstere „nur in einer Atmosphäre der Gefühlskälte fließend und störungsfrei abwickeln lassen oder, mit anderen Worten ausgedrückt, unter Bedingungen, die von jeglicher Beeinflussung durch Gefühle, die die Partner füreinander haben könnten, freigehalten werden“.⁶ Die weder durch positive noch durch negative Gefühle geprägten Verhältnisse, unter denen Geldtransaktionen stattfinden, sind Ausdruck der städtischen Form des Zusammenlebens, ist das Geld doch deren notwendige Grundlage und Schöpfung. Die hohe Blütezeit der Geldwirtschaft fällt zeitlich mit der Verdrängung zweier gegensätzlicher Pole zusammen: der Nachbarschaft und der Feindschaft. Das ermöglichte die Anknüpfung unpersönlicher Verhältnisse zwischen Menschen, die sowohl vor Erscheinungsformen des Ärgers oder der Abneigung als auch der Sympathie oder der Freundschaft sicher waren. Das Nichtvorhandensein von Geld, das zum Eintauschen der gewünschten Güter führte, erzwang sozusagen gegensätzliche Relationen, d.h. solche, die sich auf Gefühle stützten, die zu einer Reduzierung der gegenseitigen Unkenntnis voneinander beitrugen und Fremde in die sich bildende Gemeinschaft einbezogen. Die Beibehaltung der Tauschwirtschaft in der Gesellschaft der beiden masurischen Dörfer führte dazu, daß sich die Ankömmlinge aneinander gewöhnen konnten, gegenseitig zu Nachbarn wurden (die entweder freundschaftlich oder feindlich zueinander eingestellt waren) und sich gegenseitig in die Welt der alltäglichen Erlebnisse einbezogen:

⁶ Z. Bauman, *Etyka ponowoczesna* (Postmoderne Ethik). Warszawa 1996, S. 203.

„Nachbarin, ich habe dir die Teller gebracht – und dann nahm er Milch dafür“ (A. Żel.). „Sie brachte mir Äpfel (...). Sie konnte sich nicht selbst kämmen; sie hatte einen so dicken Haarschopf auf dem Kopf, daß sie gar nicht mit dem Kamm durchkam. Wenn ich mal Suppe gekocht hatte, brachte ich ihr einen Topf und kämmt sie (...). Manchmal habe ich Bliny auf polnische Art oder auch Brötchen gebacken (...), weil sie so nett war und eine so dankbare Frau (...). Und sie brachte mir so schöne Teller“ (E. Zys.). „Als wir ein Schwein geschlachtet hatten, gaben wir ihm ein bißchen Fleisch. Da brachte er so eine große Platte und noch so etwas Rundes aus hübschem Porzellan“ (J. Rus.). „Für das Pflügen des Feldes verkaufte der Deutsche mir zwei Tische“ (A. Żel.). „Mein Mann pflügte mit den Pferden bei ihm und er brachte mir so schöne Teller und gab noch einen hübschen Krug dazu (...). Er kam dann noch manchmal und besuchte uns, saß bei uns und wir sprachen miteinander“ (E. Zys.).

Die übliche Form der Bezahlung bestand in den ersten Jahren nach der Besiedlung der beiden Dörfer in der sogenannten „Gegenleistung“.

„Nachdem bei mir gedroschen worden war, mußte ich später elf Tage lang reihum zu jedem gehen und das abarbeiten (...). Das war nicht so wie heute – da kommt der Mähdrescher und innerhalb eines Tages ist das ganze Feld abgeerntet“ (E. Zys.). „Es gab weder Pferde noch Kühe. Aber einige hatten welche. Und dann ging es so: Gibst du mir was, dann gebe ich dir etwas anderes oder arbeite es bei dir ab. Die von der Aktion ‚W‘ arbeiten bei denen, die schon etwas hatten (...). Anfangs dienten sie bei den Ansiedlern (...). Sie kamen ganz arm an (...). Für eine Katze z.B. mußte man drei Tage arbeiten, ebenso für ein Stück Speck für die Grütze“ (J. Tre.).

In einer bestimmten Zeit wurden leere Gläser – Weckgläser – zu einer Art Zahlungsmittel und Geldersatz: „Sie zahlten einige mit ein paar Gläsern (...). Sie gaben Gläser, Weckgläser (...). Ob sie ihr zehn oder fünf von diesen Gläsern gab, daran kann ich mich nicht mehr erinnern“ (E. Zys.).

Diese spezifischen Bedingungen masurischer Nachkriegswirklichkeit und ökonomischer Abhängigkeiten trugen dazu bei, daß die sich anfangs ganz fremd gegenüberstehenden Menschen sich langsam kennenzulernen begannen; u.a. wurden sie durch aktive Beteiligung an gemeinsamen

Feldarbeiten füreinander zu Nachbarn. Von dem Fremden unterscheidet den Nachbarn

„nicht nur die Sympathie, die ihm entgegengebracht wird (ebensogut könnte er Objekt der entschiedenen Abneigung sein), sondern die Tatsache, daß er immer in Sichtweite ist, der eigenen Intimsphäre immer nahe – er ist immer ein potentieller Partner und an gemeinsamen Erlebnissen beteiligt“.⁷

Eine so verstandene Nachbarschaft entwickelte sich schrittweise, die territoriale Nähe deckte sich anfänglich nicht mit dem Grad der Kenntnis voneinander. Eine enge Verbindung gab es insoweit nur in den Grenzen der einzelnen Gruppen, die durch Sprache und Herkunftsort miteinander verbunden waren.

Der Raum, in den die Umsiedler gestellt worden waren, nahm erst in dem Moment die Form eines gesellschaftlichen Raumes an, als Situationen entstanden, die Zusammenarbeit erforderten, bei der sich jeder einzelne engagieren mußte. Unter den drei Bevölkerungsgruppen, die Kutu und Przytuły bewohnten (Polen, Ukrainer und Masuren), waren es in den ersten Nachkriegsjahren nur die Masuren, die über ein verhältnismäßig stabiles Bild von ihrer Umwelt verfügten, war es doch „ihre“ Welt. Sie wußten z.B., wo der Boden besser war und wo schlechter, wo bestimmtes Saatgut besser gedeihen würde.

Die masurischen Frauen besaßen viele praktische Kenntnisse, die sich als sehr wertvoll erwiesen. Diese mit anderen zu teilen, förderte die Knüpfung und die Pflege nachbarschaftlicher Beziehungen:

„Am Anfang holten sich meistens die Ukrainer Ratschläge, kannten Sie doch keine Weckgläser und kein Eingemachtes (...). Wenn sie etwas bei uns sahen, dann fragten sie mich oder meine Schwester“ (E. Bry.). „Manchmal pflückten wir einen oder zwei Eimer und brachten sie nach Hause. Die deutsche Frau zeigte uns, wie man Kompott macht, denn wir hatten hier deutsche Gläser gefunden. Die W. zeigte uns, wie man das macht (...). Die alte L. kam hinzu, brachte Gummiringe und zeigte mir alles. Als wir einmal ein Schwein geschlachtet hatten, zeigte sie uns, wie man es einweckt. Wir legten das rohe Fleisch in die Weckgläser und kochten sie drei Stunden (...). Die deutschen Frauen brachten es uns bei (...). In Polen hatte das keiner ge-

⁷ Ebenda, S. 206.

macht. Erst hier erfuhren wir, wie man das macht, und so machten wir es auch. Und einer sah es sich von dem anderen ab, und so gab es schon bald überall eine Menge von diesen Gläsern“ (E. Zys.). „Oft schrieb sie Briefe für mich nach Deutschland, sehr oft (...). Wenn sie kam, redeten wir miteinander. Sie lud mich ein, zu einem Schwatz zu ihr zu kommen“ (H. Gra.). „Vor dem Abitur mußten wir einen Kursus für Erste Hilfe machen (...). Ich erinnere mich, daß ich einmal jemanden am Finger nähen mußte (...). Es gab hier über viele Jahre hinweg keinen Arzt“ (E. Bry.).

Die an dieser Stelle zitierten Äußerungen zeigen deutlich, daß die kulturellen Unterschiede in der von mir untersuchten Gemeinschaft ein wesentlicher Faktor der Annäherung der Menschen untereinander waren. Es scheint jedoch so, daß Bestandteile der fremden Kultur – in diesem Falle der deutschen Kultur – nur dann angenommen wurden, wenn dies leicht fiel: Die Ankömmlinge lernten das Einwecken und den Umgang mit landwirtschaftlichen Maschinen auf dem Hof, aber schon die hohe Arbeitskultur oder die Disziplin fanden keine Nachahmer.

Das lutherische Arbeitsethos, verbunden mit Zuverlässigkeit, Genauigkeit bei der Ausführung der Arbeiten, guter Organisation und Pünktlichkeit, fand bei der in den beiden Dörfern ankommenden Bevölkerung niemals Zuspruch.

Anfangs bildeten die kulturellen Unterschiede in dieser Situation einerseits Anziehungskraft, andererseits vergrößerten sie jedoch die Distanz, denn sie führten zur Entstehung und Aufrechterhaltung von Negativstereotypen bei den Gruppen, die kulturell aufeinanderstießen.

Religiöse Werte spielten trotz der konfessionellen Unterschiede, die es bei der Dorfbevölkerung gab, die Rolle eines Bindegliedes. Die Kirche in Kutry war infolge des Krieges zerstört worden. Die Messen für die Bevölkerung römisch-katholischer Konfession wurden zunächst von einem auswärtigen Pfarrer in einem Privathaus in Kutry abgehalten. Später – etwa bis zur Mitte der 70er Jahre – besuchte die Bevölkerung beider Dörfer die Kirche in Pozezdrze, einer Ortschaft 12 km von Kutry und 9 km von Przytuły entfernt:

„Und so gingen wir zusammen nach Pozezdrze zur Kirche (...), die von der Aktion ‚W‘ und wir. So lebten wir zusammen. Sonntags gingen wir gemeinsam auf die Straße, und das war sehr schön und lustig“ (E. Zys.). „Die Griechisch-Katholischen hatten anfangs keinen Pfarrer (...). Normalerweise besuchten sie unsere Kirche (...). Später aber, als es mehr Pfarrer gab, ka-

men diese in die Dörfer und weckten in den Leuten den Wunsch nach einer eigenen Kirche. So scharten sich die Menschen um ihre eigenen Kirchen“ (J. Tre.).

Andererseits begünstigte die religiöse Bindung die Beibehaltung der ethnischen Substanz der einzelnen Nationalitätengruppen, aus der sich die erforschte Gesellschaft zusammensetzte. In Przytuły fanden viele Jahre hindurch im Hause eines Authochthonen Gottesdienste in deutscher Sprache statt, die auch von der Bevölkerung evangelischen Glaubens aus den umliegenden Dörfern besucht wurden:

„Und sie sangen in deutscher Sprache. Er hatte eine so dicke Bibel. Man hörte nur den Gesang (...). Sie kamen öfter dorthin, fast jeden Sonntag (...). Manchmal kamen zehn oder mehr, und sie beteten“ (H. Gra.). „Er war evangelischen Glaubens (...). Der Pfarrer besuchte ihn nicht, und er sagte: ‚Ich bin doch selbst ein Pfarrer‘“ (E. Zys.).

Aber auch solche Gottesdienste fanden statt:

„Die Frauen sangen Lieder, lasen Texte aus der Bibel (...). D. hatte ein Gesangbuch in deutscher Sprache, die Mutter S. sang das Lied aus einem Gesangbuch in deutscher Sprache. Es war ein Gesangbuch aus dem 18. Jahrhundert. Ich setzte mich zu S., und wir begannen, gemeinsam zu singen. Und so wurde auf diese Weise irgendwie das Vertrauen gestärkt“ (J. Tre.).

3.2. Nachbarschaftliche Bindungen und Integration

Die folgenden Beispiele zeigen ausgewählte Situationen, die nachbarschaftliche Bindungen zwischen den Einwohnern von Przytuły und Kutry initiierten. Die lokale Gemeinschaft mußte, um zu überdauern, solche Bindungen schaffen. Nachbarschaftliche Bindungen in diesem Sinne, in denen die Nähe des Wohnortes die Grundlage gegenseitiger Abhängigkeit ist und aus denen eine Struktur wechselseitiger Berechtigungen und Erwartungen sowie „ein bestimmtes System der von den Partnern gegenseitig regulierten (erwarteten) Handlungen“⁸ resultierten, sind die Bedin-

⁸ J. Turowski, *Socjologia. Małe struktury społeczne (Soziologie. Kleine gesellschaftliche Strukturen)*. Lublin 1993, S. 90.

gung für das Bestehen einer solchen Gemeinschaft. Die Qualität nachbarschaftlicher Bedingungen dagegen beeinflusst entweder die Integration oder die Reintegration einer Menschengruppe.

Ein besonderes Ereignis, das Einfluß auf die Integration der Gesellschaft von Kutry und Przytuły hatte, war der Wiederaufbau der während des Zweiten Weltkrieges zerstörten evangelischen Kirche in Kutry. Die Einweihung des römisch-katholischen Gotteshauses, das anstelle der evangelischen Kirche in derselben architektonischen Form wieder aufgebaut wurde, erfolgte im Jahre 1975. Die Bauarbeiten dauerten kaum ein Jahr. Der Bau der Kirche erfolgte auf Initiative der Dorfbewohner selbst und wurde weder von den damaligen politischen Machthabern noch von der Kirchenleitung gerne gesehen: Der Bischof schickte die Betroffenen zum Propst in Pozezdrze, der aber wollte nicht helfen, denn das Entstehen einer neuen Kirche bedeutete ja eine Verminderung seiner eigenen Gemeinde. Die Hauptinitiatorin, von der auch die Idee zum Bau stammte, eine Lehrerin aus Kutry, wurde als „nicht linientreue“ Person von der Unterrichtstätigkeit an der Dorfschule ausgeschlossen und arbeitete bis zu ihrem Ruhestand als Bibliothekarin.

Am Wiederaufbau der Kirche beteiligten sich alle Nationalitätengruppen, indem sie die finanziellen Folgen solidarisch auf sich nahmen:

„Es gab in diesem Umfeld sehr viele Aktivitäten der Dorfgemeinschaft selbst, auch der der Ukrainer, die es ja doch so weit zu ihrer eigenen Kirche hatten (...). Es gab da eine Familie P., die deutsche Familie, Polnisch konnten sie nicht, die hatten einen schönen Hof und mehrere Hektar Wald. Der Mann sagte, daß er die Hälfte dieses Waldes für den Bau der Kirche spenden würde (...). Es war wirklich eine spontane Aktion. Jeder half, so gut er nur konnte (...). Die Leute sorgten für den Unterhalt der Arbeiter, sie verköstigten sie und gaben ihnen Geld. Das war eine schöne Sache; damals spürte man, daß das ganze Dorf eine Einheit war“ (J. Tre.).

Der Bau der Kirche – wohl das wichtigste Ereignis in der lokalen Geschichte – sagt viel über den Charakter der gesellschaftlichen Integration der Bevölkerung in den beiden Dörfern aus. Die Tatsache, daß alle Einwohner von Kutry und Przytuły, unabhängig von ihrer Nationalität oder Konfession, gemeinsam eine römisch-katholische Kirche bauten, weist darauf hin, daß wir es hier mit einer normativen Integration zu tun haben. In dieser ungleich zusammengesetzten Gesellschaft, die auch ethnisch und konfessionell nicht homogen war, wurden soziales Verhalten

und Werte der dominierenden Gruppe (die Katholiken stellten in beiden Dörfern eine überwältigende Mehrheit) in ganz entscheidendem Maß zu einem für fast alle Mitglieder der Gesellschaft bestimmenden Muster.

So besuchten in Kutu von fünf Familien ukrainischer Nationalität und griechisch-katholischer Konfession zwei Familien ausschließlich die römisch-katholische Kirche und drei Familien sowohl die römisch-katholische als auch die griechisch-katholische Kirche. Von vier Familien gemischter Nationalität (polnisch/ukrainisch) besuchten drei Familien ausschließlich die römisch-katholische Kirche und eine sowohl die römisch-katholische als auch die griechisch-katholische Kirche. In Przytuły fuhr von zwei Familien ukrainischer Nationalität und griechisch-katholischer Konfession eine Familie zur griechisch-katholischen Kirche und eine sowohl zur römisch-katholischen als auch zur griechisch-katholischen Kirche. Die im Dorf wohnende Familie gemischter Nationalität besuchte ausschließlich die römisch-katholische Kirche.

Insgesamt besuchte in beiden Dörfern, bei zwölf Familien ukrainischer bzw. gemischter Nationalität, nur eine Familie die griechisch-katholische Kirche, die übrigen wählten entweder die römisch-katholische Kirche (sechs Familien), oder sie besuchten beide Kirchen (fünf Familien). Diese Form von Konformismus – zur griechisch-katholischen Kirche mußte man immer noch fahren – scheint mir ein Indikator für eine normative Integration zu sein.

Viel über den Grad der Integration der dörflichen Gemeinschaft sagt ein Vorfall aus, der sich in Przytuły viele Jahre vor dem Bau der Kirche ereignete, zu einer Zeit, in der die bürgerlichen Freiheiten (Meinungsfreiheit und Recht der freien Meinungsäußerung) noch eingeschränkt waren. Der im Dorf wohnende Autochthone wurde damals wegen „Belästigung der Polen“ angezeigt und war von Verhaftung bedroht:

„So viele Jahre nach dem Krieg, und er glaubte es nicht. ‚Egal – die Deutschen holen sich, was ihnen gehört‘, sagte er (...). ‚Ihr werdet hier nicht lange bleiben. Die Unseren werden bald kommen (...). Ihr Polen werdet zu den Euren zurückkehren, wozu seid ihr hierher gekommen?‘ (...). So belästigte er die Polen und redete Unterschiedliches über sie und schimpfte“ (E. Zys.).

Aus dem nahegelegenen Städtchen kam ein Beamter des Sicherheitsdienstes. Nun standen die Nachbarn dem Autochthonen zur Seite:

„Wir haben nichts gesagt. Wir sagten nur: ‚Er belästigt uns nicht. Er stichelt nur ein bißchen, aber sei’s drum.‘ (...) Der

Gemeindevorsteher verhinderte, daß sie ihn mitnahmen, obwohl sie es wollten (...). Die Polen sagten nichts gegen ihn, und er blieb bei uns“ (E. Zys).

Die Skala des repressiven Vorgehens der damaligen Machthaber war sehr weit; zahlreiche Verhaftungen und das damit beabsichtigte Versetzen der Bevölkerung in Angst und Schrecken bildeten ein sehr großes Hindernis bei der Schaffung von gesellschaftlichen Bindungen. So scheint die Tatsache der solidarischen Verteidigung des von der Verhaftung bedrohten Nachbarn ein wesentlicher Faktor der Zusammenführung der lokalen Gemeinschaft zu sein, der großen Einfluß auf die Integration der Bevölkerung hatte. In der Situation der Bedrohung eines Mitgliedes der Gemeinschaft nahm die Bevölkerung eine gemeinsame, ihn schützende Haltung ein und fand zu einem einheitlichen Handeln.

4. Die Aneignung physischer Räume

Ein physischer Raum besteht aus Natur und Architektur. Er ist ein Gebiet, das wir „nach unserem Willen, unserem Verstand und unserem Gefühl im Rahmen unserer Möglichkeiten erforschen, nutzen, trennen und wieder in beliebige Gebiete oder Sequenzen zusammenführen und mit materieller Substanz versehen, in dem wir unterschiedliche Strukturen schaffen oder auch monolithische Formen bilden“⁹ können. Unter dem Begriff „physischer Raum“ verstehe ich das der von mir untersuchten lokalen Gesellschaft zugeordnete Gebiet zweier masurischer Dörfer. Es hat eine vorgegebene geographische Lage sowie fest zu identifizierende Eigenschaften.

Die Aneignung des physischen Raumes dieser beiden masurischen Dörfer erfolgte durch Veränderungen bei der vorgefundenen Architektur und durch naturgegebene Vorkommnisse. Die Bevölkerung kam nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kutry und Przytuły und siedelte sich in einem Raum an, der schon eine eigene kulturelle Prägung besaß. Dieser Raum war bebaut und hatte dank einer spezifischen Erscheinungsform der Natur eine eigene visuelle Note. Wenn wir uns eine Vorkriegskarte von Kutry und Przytuły ansehen und sie mit einem aktuellen Photo beider Dörfer vergleichen, bemerken wir, daß sich eigentlich nicht viel verändert hat: Es sind kaum neue Gebäude zu entdecken (außer einem Pastorat, einigen Scheunen und einem Wohnhaus, das an ein bestehendes

⁹ B. Szmidt, *Ład przestrzeni* (Raumordnung). Warszawa 1981, S. 15.

Haus angebaut wurde); die alten Häuser stehen wie früher (mit Ausnahme des Schlößchens des Gutsbesitzers). Und doch können wir von einer symbolischen Aneignung eines physischen Raumes sprechen. Die Orte, an denen Menschen leben, werden durch ihr Handeln bestimmt und angeeignet. Für die Aussiedler war das von ihnen in Besitz genommene Gebiet kulturell fremd und „entweder gänzlich ohne Wegweiser oder mit zu wenigen Wegweisern ausgestattet, um sich sicher in ihm bewegen zu können“.¹⁰ Man mußte sich dieses Gebiet zu eigen machen, und das geschah auf unterschiedliche Art und Weise.

Die ersten Veränderungen betrafen das äußere Erscheinungsbild und das Innere der Häuser, die von den Ansiedlern in Besitz genommen wurden. Bei den meisten dieser Häuser wurden die Vordereingänge entfernt. Es handelte sich ohne Zweifel um den Versuch, ein Gefühl von Intimität zu schaffen:

„Die Vordertür mauerten wir zu und hatten so eine Kammer“ (E. Zys.). „Die Vordertür wurde bei uns zugemauert (...), so wie es in Grodzieńszczyzna üblich war. Es ging darum, einen kleinen Seiteneingang zu haben (...). Wer hineinkommt, wer herausgeht, das ist Privatsache“ (J. Tre).

Aber auch bei den Häusern, bei denen die Vordertüren nicht zugemauert wurden, wurden diese nicht benutzt. Man betrat das Innere immer vom Hof aus.

Auch das Innere der Häuser hat sich verändert; die Ukrainer und die Ansiedler aus der Gegend von Suwałki bauten an die Küchenöfen Ofenbänke an: „Alle Hausbewohner setzten sich auf die Bänke und wärmten sich. Und gleich hatte sich die Küche durch die dazugebauten Ofenbänke verändert“ (J. Tre.).

Die aus den Heimatländern übermittelten oder in Erinnerung gebliebenen Muster wirkten sich auf das Verhalten der Ansiedler aus, und „ihre Reaktion auf ihr Umfeld bewegte sich in den Bahnen der Kultur und der Gesellschaft, der sie angehörten“.¹¹ Viel sagt darüber die Art der Bewirtschaftung der Natur in den beiden Dörfern aus.

Kuty und Przytuły wurden in den 30er Jahren planmäßig mit Ziergärten versehen, die das damals ärmliche Aussehen der oft strohgedeckten Höfe „verdecken“ sollten. Der Gutsbesitzer hatte kostenlos Ziergehölze

¹⁰ Bauman, Etyka (wie Anm. 6), S. 206.

¹¹ D.J. Walmsley, G.J. Lewis, Geografia człowieka (Geographie des Menschen). Warszawa 1997, S. 252.

an die Bewohner verteilt, insbesondere Flieder und Jasmin. Durch die Bepflanzung an den Hauptwegen und um die Häuser herum versanken die beiden Dörfer im Frühling geradezu in einem Blütenmeer. Die nach dem Krieg ankommende Bevölkerung beseitigte den Flieder und den Jasmin systematisch:

„Wieviel wir davon rausreißen mußten! An den Wegen gab es hier Flieder in Hülle und Fülle“ (H. Gra.). „Es wurde systematisch ausgeholzt (...) und mit den Traktoren rausgerissen. Hier wegen der besseren Sicht auf ein Geschäftsschild, dort wegen einer Durchfahrt oder wegen einer Straße“ (J. Tre.).

Es scheint, daß die in Erinnerung gebliebene Landschaft der Heimat neben praktischen Erwägungen ein entscheidender Faktor für diese Veränderungen des Dorfbildes waren: „In Polen gab es auch Flieder, aber seltener, nicht so, wie hier (...), nur hier und da. Bei uns gab es ihn z.B. nicht; im ganzen Dorf gab's ihn nur bei K. und Z.“ (E. Zys.). „In Grodzieńszczyzna gab es ihn nur an ganz besonderen Stellen zur Zierde“ (J. Tre.).

Die Ankömmlinge versuchten, durch die Art der Bewirtschaftung des ihnen fremden Raumes eine Ähnlichkeit zwischen ihrer Heimat und der masurischen Natur herzustellen. Darauf deutet u.a. die Aussage einer Frau hin, die als erste in Kutry einen Steingarten anlegte. Indem sie sich an die Landschaft ihrer Kindheit erinnerte, stellte sie fest: „Da mußte man keine Steinpflanzen suchen. Dort, an den Hängen über dem Njemen, wuchsen herrliche, silberblaue Grasbüschel, Waldnelken und wildwachsende Steinpflanzen“ (J. Tre.).

Die Aneignung der Räume nahm mit der Zeit brutale Formen an, denn sie war mit einer Zerstörung der Plätze verbunden, die für die Autochthonen von besonderer Bedeutung waren, die bei ihnen das Gefühl der Identität festigten und Loyalität ihnen gegenüber verlangt hätten. So war es auch beim Bau des Pfarrhauses von Kutry. Das Pfarrhaus wurde auf Veranlassung des Propstes auf dem früheren deutschen Friedhof gebaut. Einer der Landwirte wurde darum gebeten, die Metallkreuze von den Gräbern zu entfernen und sie mit dem Traktor hinter den Zaun zu befördern. Der Landwirt, ein Ukrainer, lehnte dies ab, indem er sich auf die Worte seines Vaters berief, der ihn gelehrt habe, daß

„man ein Kreuz, egal, ob es ein polnisches, ein deutsches oder ein ukrainisches ist, nicht wegschaffen darf“. Schließlich überredete der Pfarrer zwei Jungen dazu: „Stück für Stück zogen sie die Kreuze heraus, stellten einige von ihnen an den Zaun und

warfen die restlichen über den Zaun (...). Wenn ich an einer Prozession teilnehme, sehe ich die Kreuze dort stehen“ (E. Zys.). „Kreuze gleich hinter der Kirche, ganz offen im Park verstreut“ (A. Żel.).

Das Verhalten des Propstes, der sich später darüber beklagte, daß ihn die Geister verfolgen würden, stieß auf allgemeine Mißbilligung:

„Ich weiß, warum bei dem Pfarrer gespukt wird. Das ist wegen der Grabmale, wegen der Kreuze, die er zerstörte. Er hat den Platz um die Kirche herum plattmachen und mit Sand aufschütten lassen (...) und alle Grabmale wurden zerstört (...). Mir tat das Herz weh, denn es waren doch auch Menschen, wenn auch deutsche (...)“ (A. Żel.). „Ich hätte so etwas nicht getan, weil es doch Kreuze waren, egal für wen. Sie waren gesegnet, denn es waren doch auch Katholiken. Die Deutschen hier waren Katholiken – so, wie wir“ (Z. Gam.).

Anzumerken ist, daß diese Geschichte im Bewußtsein der Bewohner der untersuchten Dörfer die Überzeugung festigte, daß bestimmte Territorien unantastbar sind. Die Strafe, die den Propst und seine Gehilfen getroffen hatte, war nach Meinung der lokalen Gemeinschaft gerecht. Die Zerstörung der Gräber war eine Tat mit unheilvollen Folgen. In den Dörfern ist die Geschichte von den zwei Jungen, die sich zur Mithilfe bei der Zerstörung des Friedhofs überreden ließen und beide in den zwei folgenden Jahren auf tragische Weise umkamen, immer noch lebendig.

Der Friedhof und die dort befindlichen Kreuze besaßen also eine magisch-religiöse Bedeutung. Jeder Eingriff in diesen Bereich galt als ein Verstoß gegen eine von oben gegebene Ordnung und ein Frevel, der sogar den Tod zur Folge haben könnte. Das von der Friedhofsmauer umgebene Gebiet verdiente Schutz. Dieses universelle Recht gilt in vielen Kulturen: „Die Beisetzung der Toten ist eine religiöse Zeremonie, und das Grab ist ein ganz besonderer Ort, der Schutz verdient und der unantastbar ist.“¹²

¹² J.St. Bystroń, *Tematy, które mi odradzono* (Themen, von denen mir abgeraten wurde). Warszawa 1980, S. 222.

5. Zusammenfassung

Anhand der ausgewählten Beispiele habe ich aufzuzeigen versucht, wie die Aneignung der gesellschaftlichen und der physischen Räume zweier masurischer Dörfer nach dem Zweiten Weltkrieg verlief.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Prägung eines physischen Raumes zu einem gesellschaftlichen Raum – mit allen für ihn charakteristischen Regeln der Zusammenarbeit, des Engagements und der erarbeiteten gesellschaftlich-kulturellen Muster – das Ergebnis einer allgemeinen und unabwendbaren Aneignung des Territoriums war, das die Ansiedler vorfanden.

Das über 50 Jahre andauernde Zusammenleben der untersuchten nationalen Gruppen (Ukrainer und Polen) in unmittelbarer Nachbarschaft führte zur Herausbildung einer Art von ethnisch „grauer Zone“, in der es keine deutlichen ethnischen Trennungen oder manifestierte kulturelle Unterschiede gibt. Die Bedingungen, unter denen die lokale Gemeinschaft geboren wurde und sich entwickelte, forderte Akkulturation und Assimilation.

Was bedeutet es z.B. heute in Kutry und Przytuły, ein Ukrainer zu sein? Die untersuchten Personen ukrainischer Nationalität antworteten auf die Frage, als was sie sich fühlen: „als Pole/Polin“, „als Ukrainer/Ukrainerin“ und „sowohl als das eine als auch das andere“. Ein Ukrainer zu sein bedeutet, zu Hause die polnische Sprache oder die polnische und die ukrainische Sprache parallel zu benutzen; nur in zwei Haushalten sprechen die Familienmitglieder untereinander ausschließlich ukrainisch. Das bedeutet auch, daß es keine Zugehörigkeit zu national ausgerichteten Organisationen gibt und die Gottesdienste der römisch-katholischen Kirche besucht werden.

Die Assimilationsprozesse sind in beiden Dörfern noch nicht beendet. Es ist immer noch zu beobachten, daß die sich aus einer heimatlich-nationalen Tradition herausbildenden kulturellen Muster beiseite geschoben oder nicht angenommen werden und sich die Minderheitengruppen von der dominierenden Kultur einverleiben lassen: „Er spricht überhaupt nicht ukrainisch“, beschwerte sich ein Vater über seinen Sohn, „er versteht alles, was wir so sprechen, aber er selbst spricht nicht mehr so. Er sagt: ‚Ich bin hier geboren, hier getauft und ich bin Pole.‘ Ja, er ist schon ein Pole und kein Ukrainer mehr.“

Heute ist tatsächlich eine Identifikation der lokalen Gemeinschaft mit dem untersuchten Raum festzustellen, obwohl sich grundsätzlich erst die Nachkommen der ehemaligen Aussiedler und Repatrianten ohne Vorbehalt mit ihrer lokalen Heimat identifizieren. Die räumliche Identität, die

Bindung an die im Verlaufe der Jahre entstandene kleine Heimat entwickelte sich in der Folge von Sozialisierungsprozessen und schuf mit der Zeit ein Gefühl der Sicherheit und der Dauerhaftigkeit, obwohl die Jahre der Unsicherheit dazu beigetragen haben, daß immer noch eine auf Vorläufigkeit angelegte Art des Lebens anzutreffen ist.

Die durchgeführten empirischen Untersuchungen sprechen für die Richtigkeit der Annahme, daß die Voraussetzungen für eine Verständigung zwischen den unterschiedlichen Nationalgruppen, die Kuty und Przytuły bewohnen, eine mehr oder weniger gelungene symbolische Aneignung des gesellschaftlichen Raumes, u.a. durch die Bildung nachbarschaftlicher Beziehungen, sowie die Aneignung des physischen Raumes sind.

Dabei ist auch charakteristisch, daß es hier eine Art von Widerstandskraft der auf die Grenzen des lokalen Raums beschränkten Muster gegenüber der doch mit ideologischen Mustern so überladenen Welt sozialistischer Wirklichkeit gab. Allerdings trifft es nicht zu, daß das, was sich im lokalen Raum abspielte, im Gegensatz zu den vom Sozialismus zugelassenen Verhaltensmustern stand. Die Menschen verhielten sich so, daß sie keine offene Auseinandersetzung mit diesen Mustern eingingen. Der beschriebene Bau der römisch-katholischen Kirche brachte zwar im Sozialismus nicht gerne gesehene religiöse Bestrebungen zum Ausdruck, diente aber gleichzeitig als lebendiger Beweis für fortschreitende Integrationstendenzen.

Die masurische Heimat „entstand“ ein Stück weit außerhalb der ideologischen Muster von Heimat – das wichtigste und wohl auch einzige Muster war die Integration zwischen Masuren und dem Land der Väter. Die Veränderungen, zu denen es nach 1989 kam, führten zu einer Schwächung und in einigen Fällen sogar zu einer Eliminierung bisheriger Muster des lokalen Zusammenlebens. Die gemeinsame Kirche wurde jetzt zu einem unbequemen, manchmal sogar beschämenden Element bisherigen lokalen Miteinanders. Der Prozeß der Assimilation ist jedoch bereits so weit fortgeschritten, daß nichts darauf hindeutet, daß sich die tiefen nationalen Trennungen verfestigen und Polen und Ukrainer wieder beginnen könnten, ganz voneinander getrennt zu leben. Das ist vor allem deshalb unmöglich, weil es neben den Ukrainern und den Polen, die ihre nationale Identität ganz eindeutig bestimmen können, eine große Gruppe derjenigen gibt, die mit einer derart eindeutigen Identifikation ernsthafte Schwierigkeiten hätten. In diesem Sinne entstand in Masuren in den lokalen Räumen, die Gegenstand meines Interesses waren, eine grenznahe Gesellschaft, die im Einflußbereich zweier Kulturen – der polnischen und der ukrainischen – verbleibt, wobei die erstere ohne Zweifel die dominie-

rende Kultur ist, was die lokale Führung, die an multikulturellen Verflechtungen innerhalb der Gesellschaft interessiert ist, möglicherweise vor die schwierige Aufgabe stellen wird, die ukrainischen Elemente zu retten.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck

Die Höhe des Kirchturms – Gedanken zum kollektiven Gedächtnis der Einwohner eines masurischen Dorfes

von Mathias Wagner

Einleitung

Ein Aspekt der diesem Artikel zugrunde liegenden Forschung in Masuren stellt die Frage nach der Bedeutung materieller Objekte der Vergangenheit für die Alltagspraxis der Menschen dar.¹ In den Gesprächen mit heute in Masuren lebenden Polen und Ukrainern fiel die Häufigkeit der Thematisierung der Vergangenheit des Ortes auf. Selbst bei Einwohnern, die aufgrund ihres Lebensalters oder der kurzen Zeitspanne ihrer Anwesenheit im Dorf die örtliche Geschichte nicht aus eigenem Erleben kannten, waren bestimmte Aspekte der auf das Dorf bezogenen Vergangenheit in einem auffallenden Maße präsent. Diese Aspekte betrafen zum einen die wirtschaftliche Vergangenheit und zum anderen die Repräsentanz materieller Objekte aus der Vergangenheit. Erstaunlich ist dies, da ich in den Gesprächen nicht nach der Vergangenheit fragte, sondern um eine Beschreibung des heutigen Ortes bat. In der Antwort schien es nicht möglich, den Ort an sich in seinem heutigen Erscheinungsbild zu beschreiben, ohne ihn in Relation zu der Vergangenheit zu setzen.

Die Grundlage des folgenden Artikels sind Interviews, die im Zeitraum von Juni 1995 bis August 1996 im Dorf Orłowo in Masuren geführt wurden. Im Rahmen dieser ethnologischen Feldforschung wurden ca. 40 narrative Interviews sowie eine Fragebogenerhebung bei ca. 150 Familien durchgeführt. Alle Interviewzitate sind aus dem Polnischen übersetzt und versuchen dem Sprachstil der Interviewpartner zu folgen. Zu Beginn dieser Ausführungen sei noch bemerkt, daß es dem Verfasser nicht darum geht, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges gültige polnische Staatszugehörigkeit Masurens in Frage zu stellen. Das Ziel dieses Aufsatzes ist es, die Wahrnehmungsmuster der Aneignung von Heimat in einer historisch spezifischen Situation zu analysieren. Wenn sich die Einwohner des Dorfes auf die Geschichte ihres Ortes beziehen, so handelt es sich notwendigerweise um deutsche Geschichte. Die Ortsgeschichte ist eben auch Teil der deutschen Geschichte. Daher ist die Frage zu stellen, in welchem

¹ Stefan Chwin greift diese Frage auch in seinem Roman „Tod in Danzig“ (Berlin 1997) auf.

Umfang sich die heutigen Einwohner des Dorfes ihr Lebensumfeld als Heimat angeeignet haben. Es wird im folgenden zu zeigen sein, daß ihnen aufgrund bestimmter Lebensumstände der Aneignungsprozeß ihrer Heimat nicht bewußt ist.

Zunächst noch einige *methodische Anmerkungen*. Die Namen der Interviewpartner sind anonymisiert, geblieben sind die Namen der Ortschaften. Nach reiflicher Überlegung entschied sich der Verfasser für dieses Vorgehen, obwohl selbst bei Anonymisierung der Ortsnamen die Einwohner des Untersuchungsgebietes selbstverständlich bei der Lektüre feststellen würden, daß es sich um ihre Ortschaft handelt. Wäre in diesem Zusammenhang eine Anonymisierung also wertlos, so zeigen Erfahrungen anderer Forschungen, daß Außenstehende sich letztlich doch die Ortsnamen anhand konkreter Merkmale erschließen können. Andererseits wurde mit der Anonymisierung der persönlichen Daten Indiskretion vorgebeugt. Der Verfasser hofft, mit diesem Kompromiß das Vertrauen der Interviewpartner nicht enttäuscht zu haben. Ein weiterer Punkt betrifft die Schreibweise der Ortsnamen, die mit dem Wechsel vom deutschen zum polnischen Staatsgebiet verändert wurden. Der Verfasser benutzt den deutschen bzw. masurischen Namen des Ortes – Orlowen, wie er bis 1939 üblich war – immer, wenn er sich auf die deutsche Zeit bezieht; dementsprechend benutzt er den polnischen Namen – Orlowo – immer, wenn von der polnischen Zeit des Ortes die Rede ist.² Neben der Auswertung lokaler Archive und einer quantitativen Befragung aller Haushaltungen stützt sich diese Arbeit vor allem auf Informationen aus teilnehmender Beobachtung.

Wir haben es in Masuren mit der *historischen Ausnahmesituation* eines fast vollkommenen Wechsels der Bevölkerung innerhalb eines geographischen Raumes zu tun. Dieser Wechsel vollzog sich in den ländlichen Regionen zumeist ohne weiterreichende kriegerische Zerstörungen der baulichen Substanz. In den ersten Wochen nach Kriegsende kam es zu Plünderungen von Hausrat und beweglichen Bauteilen. Parallel dazu zogen Polen aus den angrenzenden Gebieten in die erhalten gebliebenen Gebäude. 1947 folgten ihnen Ukrainer, die in einer staatlichen Zwangs-

² Der Name Orlowen stellt eine masurische Namengebung dar, die in der deutschen Übersetzung Adlersdorf heißt. In der Zeit des deutschen Faschismus hieß der Ort ab 1939 Adlersdorf. In der ältesten Urkunde des Ortes aus dem Jahr 1712 werden beide Namen nebeneinander erwähnt: Orlowen/Adlersdorff; vgl. Erwin Gillert, Orlowen oder Adlersdorff genannt und seine historische Umgebung. Hannover o.J., S. 181.

umsiedlungsaktion nach Masuren gebracht wurden.³ Gleichzeitig lebte bis in die 60er Jahre hinein noch eine große Gruppe deutscher Einwohner in Masuren. Sie waren entweder nicht geflohen oder auf ihrer Flucht von der sowjetischen Armee eingeholt worden und in die Dörfer zurückgekehrt. Während sich in den folgenden Jahren die Anzahl der Deutschen kontinuierlich verringerte, bezogen Polen aus den polnischen Vorkriegs- und Ostgebieten die leerstehenden Häuser Masurens.

Die Neubesiedlung der Dörfer nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem dadurch ausgelösten sozialen Wandel, bei gleichzeitiger Kontinuität der materiellen Objekte, bildet den Hintergrund nachfolgender Analyse. Diese fokussiert die Funktion der materiellen Objekte des täglichen Lebensumfeldes für das Bild der Vergangenheit eines masurischen Dorfes, wie sie in den Erzählungen der Einwohner erscheint. Interessant ist diese Frage, da von den Einwohnern die Vergangenheit in Bezug zu den Gebäuden thematisiert wurde, gleichzeitig die Menschen aber erst seit maximal 50 Jahren in der Region leben. Wenn der Fokus der Fragestellung auf der Funktion der materiellen Objekte für die *Rekonstruktion der Vergangenheit* ruht, so ist diese eingebettet in das Feld historischer Erinnerungen sozialer Gruppen.

Theoretische Verortung

Bevor der Verfasser sich der Analyse zuwendet, möchte er kurz den *theoretischen Zugang* seiner Interpretation skizzieren. Werden die Auswirkungen materieller Objekte auf das Bewußtsein sozialer Gruppen untersucht, so fließen in diesem Forschungsansatz Elemente von Geographie, Soziologie, Psychologie und Geschichte zusammen. Geographie und Soziologie gehen in der Sozialgeographie eine Verbindung ein, bei der das sozialräumliche Handeln von Gruppen und Individuen untersucht wird. Indem die beiden Bereiche des materiellen Raumes und der sozialen Gruppe als Aspekte beschrieben werden, die auf individueller und kollektiver Ebene identitätsbildende Wirkung entfalten, nähert man sich psychologischen Fragestellungen an. Identität, begriffen als subjektives Erleben individueller Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Bedingungen, stellt sich wiederum auch über Erinnerung und damit über einen historischen wie aktuellen Bezug her.

³ Als „Aktion Weichsel“ wird die Deportation von Ukrainern aus dem südöstlichen Polen in die ehemaligen deutschen Gebiete Polens bezeichnet. Ziel der 1947 erfolgten Deportation war die Zerschlagung kriegerischer Aufstände zur Gründung eines ukrainischen Staates.

Ausgehend von den damit angedeuteten Eckpunkten, findet sich der theoretische Hintergrund der folgenden Analyse in der historischen Forschung der *Annales-Schule*. Deren Ansatz war die Verbindung der verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen von der Geographie über Soziologie und Psychologie bis zur Geschichte.⁴ Diese Verbindung hatte, wie Mechthild Rössler aufzeigt, auch einen Einfluß auf die Sozialgeographie des deutschen Sprachraumes.

„Das Paradigma der französischen Tradition der Annales (...) wird zur modernen historischen Strukturanalyse, die die komplexen Wechselbeziehungen von Raum und Gesellschaft, Natur und Kultur, Landschaft und Individuum miteinbezieht.“⁵

Geschichte ist nicht nur die Wissenschaft des Menschen, sondern des Menschen in seinem Bezug zur Zeit in einem von ihm gestalteten Raum.⁶ Vergangenheit und Gegenwart stehen dabei in einem engen Zusammenhang. Die Gegenwart ist nicht nur aus sich heraus verständlich, da der Wandel auf allen Gebieten nicht so groß ist, als daß nicht auch Elemente der Vergangenheit weiterbeständen.⁷ Alle Bereiche der Gesellschaft sind in den Wandel einbezogen, aber zur gleichen Zeit von der Vergangenheit geprägt. Damit sind nicht nur die sozialen Aspekte der Gesellschaft, sondern auch die materiellen Objektivierungen in einen Prozeß einbezogen, der als *Kontinuität im Wandel* zu beschreiben ist. So zeigt Peter Brückner in Anlehnung an psychoanalytische Traditionen, wie Erwachsene in ihrem Verhalten und Empfinden von den in der Kindheit gelernten Mustern geleitet werden.⁸ Ausgehend vom Individuum bezieht Brückner sich auch auf das Kollektiv, wenn er von der Menschheit spricht, die nie ganz in der Gegenwart lebe.⁹

Indem die verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen entstammenden Aspekte in der Fragestellung zusammengeführt werden, entsteht eine Interpretation, bei der die Teile als zusammengehörende Aspekte

⁴ Vgl. Peter Burke, *Offene Geschichte: Die Schule der Annales*. Berlin 1991, S. 7; Jacques LeGoff, *Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt a.M./New York 1992, S. 131 ff.; Lucien Febvre, *Das Gewissen des Historikers*, hrsg. v. Ulrich Raulff. Berlin 1988, S. 79 f.

⁵ Mechthild Rössler, *Der andere Diskurs zu Raum und Geschichte: Wechselbeziehungen zwischen „École des Annales“ und früher deutscher Sozialgeographie 1920–1950*, in: *Geographische Zeitschrift* 79 (1991), H. 3, S. 153–167, hier S. 157.

⁶ Vgl. Marc Bloch, *Apologie der Geschichte oder Der Beruf des Historikers*, hrsg. v. Lucien Febvre. Stuttgart 1974, hier zit. nach der 3. Aufl., Stuttgart 1992, S. 40 ff.

⁷ Vgl. ebenda, S. 53 ff.

⁸ Vgl. Peter Brückner, *Psychologie und Geschichte*. Berlin 1982, S. 46 f.

⁹ Vgl. ebenda, S. 46.

eines Ganzen aufgefaßt werden. Im Sinne von Wallerstein sieht der Verfasser seine Fragestellung nicht an einem vorgestellten Schnittpunkt der wissenschaftlichen Disziplinen verortet, sondern in einer „*historischen Sozialwissenschaft*“.¹⁰ Wallerstein spricht von einer „holistischen“ Sichtweise, in der die Untersuchung von Sozialsystemen stattfindet. Menschliches Handeln vollzieht sich danach im Rahmen von Ökonomie, Politik und Sozialem, dem Bereiche wie Geographie, Psychologie und Geschichte beigeordnet sind. Eine Verbindung der (Teil-)Disziplinen erscheint nur sinnvoll, wenn damit eine über die Einzelaspekte hinausgehende Erkenntnisqualität erreicht wird.

Der Artikel zeichnet im ersten Teil die Geschichte von Orłowo nach. Ein Schwerpunkt liegt auf den ökonomischen Veränderungen der letzten 60 Jahre. Anschließend beschreiben Einwohner in ihren Erinnerungen den Wandel des Ortes. Zur Analyse dieser Berichte wird die von Halbwachs beschriebene Theorie eines kollektiven Gedächtnisses verwendet. Für den weiteren Verlauf des Artikels erweist sich der Ansatz von Halbwachs insoweit auch formal als leitend, als in den nachfolgenden Abschnitten die sozialen und materiellen Aspekte des kollektiven Gedächtnisses gesondert aufgegriffen werden. Die sozialen Momente werden in einer ihrer Erscheinungsformen als ethnische Kategorie beschrieben. Parallel dazu stellt sich bei den materiellen Momenten die Frage nach ihrer Funktion bei der Konstruktion von erinnerter Vergangenheit. Soziale und materielle Aspekte werden nur als analytisch zu trennende Teile eines nicht trennbaren Ganzen aufgefaßt. Im vorletzten Abschnitt wird am Beispiel eines Gedichtes gezeigt, wie soziale und sinnliche Aspekte in der Lokalisierung von Vergangenheit zusammenfließen können. Der Artikel schließt mit einer Rekapitulation, bei der versucht wird, Aspekte der vorhergehenden Abschnitte auf ihre Bedeutung hinsichtlich der Aneignung des geographischen Raumes in Orłowo zu befragen.

Wirtschaftliche und demographische Entwicklung in Orłowo seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert

Bevor ich mich näher mit der Darstellung des Ortes in den Erzählungen der Einwohner beschäftige, soll anhand historischer Daten der objektive Sachverhalt der dörflichen Veränderung erfaßt werden. Dabei stütze ich mich vor allem auf Angaben aus dem örtlichen Melderegister, auf Er-

¹⁰ Vgl. Immanuel Wallerstein, *Die Sozialwissenschaft „kaputtgedenkt“: Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts*. Weinheim 1995.

innerungen von Einwohnern aus der Vorkriegszeit und auf Sekundärquellen. Ich beginne mit einem kurzen Bericht aus dem 19. Jahrhundert, um die Entwicklung des Ortes in einem größeren zeitlichen Zusammenhang zu erfassen.

„Orlowen, Kirchdorf (...), Kreis Lötzen, 30 km östlich von der Kreisstadt, 171 m über dem Ostseespiegel, sehr anmutig in wald- und seenreicher Berglandschaft gelegen. Die 579 lutherischen Einwohner sprechen zu gleichen Teilen deutsch und polnisch. Ihre Haupterwerbsquelle bildet Landwirtschaft und Kleinhandel.“¹¹

Selbst hier, in einer abgelegenen masurischen Region, machte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine allmähliche *Prosperität* bemerkbar. Nach Einweihung der Kirche 1857 war Orlowen zum Mittelpunkt der umliegenden Dörfer geworden. Später kam dann mit Eröffnung des Bahnhofes am 15. September 1908 der Anschluß an das Eisenbahnnetz hinzu. Am Ortsrand war der Bahnhof errichtet worden, und damit rückten die nächstgelegenen Kreisstädte, westlich (Lötzen/Giżycko) und östlich (Treiburg/Olecko), in leichter erreichbare Entfernungen. Mit dem Ausbau des Straßenanschlusses von Orlowen an die Hauptstraße Lötzen—Treiburg zu Anfang der 20er Jahre dieses Jahrhunderts wurde eine weitere Grundlage zur wirtschaftlichen Entwicklung gelegt.

Die Anzahl der Handwerker und der Geschäfte, die für das Jahr 1939 genannt werden, verdeutlichen den Charakter eines sich zum Gemeindemittelpunkt entwickelnden Dorfes. Im Adreßbuch von 1939 werden aufgezählt: zwei Bäcker, ein Böttcher, ein Zahnarzt, ein Betrieb für elektrische Anlagen, eine Fahrradhandlung, drei Fleischer, drei Gasthöfe, eine Bankfiliale, zwei Gemischtwarenläden, ein Klempner, zwei Mühlen, ein Sägewerk, ein Sattler und Tapezierer, drei Schlosser, zwei Schneider, drei Schuhmacher, zwei Stellmacher.¹² An anderer Stelle werden noch eine Dampfziegelei und eine Gärtnerei erwähnt, die in dem Ortsteil Klein-Lekuk angesiedelt waren.¹³

Auch wenn man davon ausgehen muß, daß den Handwerkern ein Überleben nur in Verbindung von *Subsistenzlandwirtschaft* mit hand-

¹¹ Das Reichspostgebiet; 1878: aml. Nachschlagewerk von 1878, aufbewahrt im Postmuseum Hannover, zit. nach Erwin Gillert, Orlowen. Im Wandel der Zeiten, in: Orlower Heimatblatt Nr. 17 vom September 1986, S. 9.

¹² Reichsadreßbuch von 1939, zit. nach Gillert, Orlowen (wie Anm. 2).

¹³ Vgl. Max Meyhöfer, Die Landgemeinden des Kreises Lötzen. Würzburg 1966, S. 40-44.

werklicher Tätigkeit möglich war, so handelte es sich doch um ein Dorf mit vielen Läden und Betrieben. Holzhäuser, die auch ein Ausdruck der Armut ihrer Bewohner waren, traten zugunsten steinerne Gebäude zurück.

„Fast alle Bauernhöfe wurden massiv ausgebaut. 1925 erhielt die Dorfschule ein neues, schönes Heim. In den modern ausgestatteten drei Klassenräumen wurden 1939 120 Schüler unterrichtet. 1937/38 wurde ein Gebäude für den Kindergarten errichtet. Im Dorfe waren eine Postagentur und eine Raiffeisenkasse.“¹⁴

Orlowen schien sich zu einem zentralen religiösen und wirtschaftlichen Punkt der umliegenden Dörfer zu entwickeln. Die Steigerung der Einwohnerzahl von 579 Personen 1878 auf 633 Personen 1939 belegt zumindest eine Kontinuität in der Entwicklung, die bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges anhielt. Unmittelbar nach 1945 muß von einem stärkeren Einbruch in der Bevölkerungszahl ausgegangen werden, der sich aber, bedingt durch die mangelhafte Quellenlage, nur schlecht erfassen läßt. Jedoch sprechen die mündlichen Quellen von einer Vielzahl verlassener Häuser in den ersten zwei Jahren nach Kriegsende. Als früheste schriftliche Quelle der *Nachkriegszeit* existiert das Melderegister von 1953 bis 1959. Kurioserweise findet sich hier die Gesamtzahl von 962 Einwohnern. Während dies den mündlichen Quellen beim ersten Eindruck eklatant zu widersprechen scheint, muß folgender Aspekt bedacht werden: Wenn unmittelbar nach Kriegsende auch viele Gebäude leer standen, so wurden diese in den folgenden Jahren durch den Zuzug von *Polen*, die erzwungene Ansiedlung von *Ukrainern* im Rahmen der „Aktion Weichsel“ und durch verbliebene *deutsche Einwohner* genutzt. Bedenkt man diese Faktoren, so erscheint die relativ hohe Einwohnerzahl für die 50er Jahre wahrscheinlich. Darüber hinaus besteht die Vermutung, daß die Angaben auch den Ortsteil Łekuk mit der PGR (Panstwowe Gospodarstwo Rolnicze)¹⁵ einbeziehen, die in den anderen Jahren getrennt erfaßt wurden. Aufgrund der mangelnden Angaben lassen sich die Daten aber heute nicht mehr trennen.

Anhand der Melderegister und eigener Erhebungen will ich versuchen, die wirtschaftliche Entwicklung und Veränderungen der Bevölkerungszahl von Orłowo nachzuzeichnen. Leider kann ich mich dabei nur auf

¹⁴ Ebenda, S. 44.

¹⁵ Bei der PGR handelt es sich um den ehemaligen Gutshof, der nach 1945 in ein landwirtschaftliches Staatsgut umgewandelt wurde. Die angestrebte Privatisierung des Betriebes nach 1989 führte zu seinem Bankrott.

recht lückenhafte Meldeunterlagen beziehen, die außerdem auch nicht für den gesamten Zeitraum seit 1945 vorhanden sind. Mit dieser Einschränkung ist es nur möglich, eine Tendenz der Entwicklung festzustellen, aber keine genauen Aussagen zu machen. Es fehlen z.B. die Unterlagen für die ersten acht Nachkriegsjahre. Zur Verfügung stehen mir aus dem Archiv der Gemeinde drei Registerauszüge der Jahre 1953–1959, 1965–1969 und 1970–1972. Die Angaben umfassen immer einen Zeitraum, da für die jeweiligen Zeiträume keine differenzierenden Zahlen von Zu- und Wegzügen gemacht wurden. Außerdem beziehe ich eine eigene Erhebung aus dem Jahr 1996 ein.

Tabelle 1: Bevölkerungsentwicklung

Zeitraum	1953–1959	1965–1969	1970–1972	1996 ⁽¹⁾
Einwohnerzahl	962 ⁽²⁾	655	554	296

Quelle: Gemeindearchiv Wydmíny, Einwohnerlisten, außer (1): eigene Erhebung; (2): davon 581 vor 1940 geborene Einwohner

Es zeigt sich für die Zeit seit 1960 ein steter Rückgang der Bevölkerungszahl, der sich in den letzten 20 Jahren extrem gesteigert hat. Einen ersten dramatischen *Einbruch in der Bevölkerungsentwicklung* stellt die Zeit zu Anfang der 60er Jahre dar. Begründet liegt dies in der Ausreise einer größeren Anzahl deutscher Einwohner. Um 1960 lebten in der Kirchengemeinde von Orłowo noch 52 Deutsche, die sich auf ihre Ausreise vorbereiteten.¹⁶ Im gleichen Zeitraum wurde es den Ukrainern freigestellt, in ihre Herkunftsregion in Südpolen zurückzukehren. Vor allem im Jahr 1963 nutzte eine größere Gruppe die Möglichkeit zur Rückkehr. Parallel zum demographischen Exodus wurden die ökonomischen Möglichkeiten des Ortes eingeschränkt. Schon einige Jahre vorher (1958/59) hatte das Sägewerk seine Produktion eingestellt. Damit fiel einer der wichtigsten Arbeitgeber im Ort weg. Der starke Rückgang der Bevölkerungszahl setzte daher schon Anfang der 60er Jahre ein und blieb bis 1990 relativ hoch. Für den Zeitraum ab Mitte der 70er Jahre kann dieser Prozeß auf der Grundlage der Melderegisterangaben genauer erfaßt werden. Teilt man den Zeitraum von 1975 bis 1996 in Bereiche von jeweils fünf bis sechs Jahren, so ergibt sich folgendes Bild der Abwanderung:

¹⁶ Quelle: Archiv der ev.-augsburgischen Kirche in Warschau; Akt Masuren, 1960, Warszawa, Stan Schematyczny Diecezji Mazurskiej.

Tabelle 2: Zahl der Abwanderungen

Zeitraum	1975–1980	1981–1985	1986–1990	1991–1996
Personen	132	89	69	31

Quelle: Gemeindearchiv Wydminy, Einwohnerlisten

Bezogen auf die Gesamtzahl der Einwohner sank die Abwanderung von ca. 24% in der zweiten Hälfte der 70er Jahre auf ungefähr 11% zu Beginn der 90er Jahre. Festzustellen ist ein Prozeß der sich stetig verlangsamenden Abwanderung. Interpretiert man diese Angaben mit Blick auf den gesellschaftlichen Wandel der Jahre 1989/90, so führte der wirtschaftliche Einbruch infolge der politischen Veränderungen nach 1989 nicht zu einer verstärkten Abwanderung, sondern im Gegenteil reduzierte sich die Abwanderung nach 1990. Die sich stellende Frage nach den Ursachen kann folgendermaßen beantwortet werden: Unter der kommunistischen Regierung bestand für eine nicht unerhebliche Personengruppe die Möglichkeit des Orts- und Arbeitsplatzwechsels. Vermutlich machten relativ viele Personen Gebrauch von der Garantie des Arbeitsplatzes, die das Regime bot. Nach der politischen Wende gelang es nur noch den ökonomisch und sozial mobilsten Einwohnern, den Wohnort zu wechseln. Gestrandet, d.h. gefangen in zumindest teilweise hoffnungslosen ökonomischen Verhältnissen, sind seit 1990 diejenigen mit sozialen, beruflichen oder körperlichen Handicaps. Da sie keine Arbeitsmöglichkeiten finden, eröffnet sich ihnen auch nicht die Chance der Veränderung ihrer Wohn- und Lebenssituation. Soweit die vorhandenen Unterlagen Rückschlüsse auf den *ökonomischen Wandel* zulassen, will ich diesen Veränderungen hier einmal nachgehen.

Betrachtet man die derzeitige wirtschaftliche Situation in Orłowo, so fällt die hohe Bedeutung des *land- und forstwirtschaftlichen* Bereiches auf. Neu hinzu kamen selbständige Erwerbsquellen außerhalb der Landwirtschaft, auch wenn ihr Umfang nur gering ist. Dabei handelt es sich um ein Ehepaar, das ein Geschäft mit eingeschränktem Angebot von Getränken, Süßwaren und Drogerieartikeln hat, sowie um den staatlich angestellten Förster, der zusätzlich ein privates Sägewerk im Nachbarort betreibt, und um die Besitzerin eines Lebensmittelgeschäftes.

Vor allem in den Angaben über die Rentner und Arbeitslosen wird die ökonomisch-soziale Veränderung deutlich. Arbeitslosigkeit war vor 1989 ein gänzlich unbekanntes Phänomen. Bedenkt man den Wegfall der Arbeitsmöglichkeiten durch die Schließung der PGR und das Fehlen alternativer Arbeitsgelegenheiten, z.B. im handwerklichen Bereich, so ver-

deutlichen diese Angaben die ökonomische Veränderung der letzten Jahre. Besonders deutlich wird die veränderte wirtschaftliche Situation bei einem Vergleich der Daten mit der Vorkriegszeit. Daher will ich an dieser Stelle die Angaben der letzten Jahre noch einmal mit einem Vergleich der Situation aus dem Jahre 1938 ergänzen. Erst im Vergleich mit den Wirtschaftsdaten der Vorkriegszeit wird die ökonomische Veränderung des Ortes in ihrer krassen Form besonders deutlich.

Die für 1938 angegebenen 633 Einwohner von Orlowen verteilten sich auf folgende Wirtschaftsbereiche:

Tabelle 3: Erwerbsfelder 1938

Landwirtschaft	236
Industrie und Handwerk	213
Handel und Verkehr	54

Quelle: Meyhöfer, Landgemeinden (wie Anm. 13), S. 43

Darin waren 20 Ausbauhöfe enthalten, d.h. landwirtschaftliche Betriebe, die außerhalb des Dorfes zwischen ihren Feldern angesiedelt waren. Die Gesamtzahl der landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetriebe wird mit 74 für 1939 angegeben.¹⁷ Neben der wirtschaftlichen Bedeutung von Land- und Forstwirtschaft prägten Handwerker und Arbeiter, die neben ihrem Gewerbe *Subsistenzlandwirtschaft* betrieben, das Bild des Dorfes. „Eigentlich war Orlowen ein Arbeiterdorf“, beschreibt ein über 70jähriger ehemaliger Bewohner den Ort der Vorkriegszeit. In der Kombination verschiedener Erwerbsquellen hatte sich bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges die wirtschaftliche Situation des Ortes weitgehend stabil gehalten.

Zwar konnte in der Nachkriegszeit zunächst daran angeknüpft werden, doch schon bald wurden die ersten Anzeichen eines schleichenden *ökonomischen Niedergangs* erkennbar. Zum Ausgangspunkt dieser Entwicklung wurde die Demontage der Bahnlinie 1945 durch die Rote Armee. In den folgenden Jahren setzte sich diese Entwicklung mit der Schließung einer Ziegelei und weiterer Betriebe fort. So ergibt sich der erste deutliche Einschnitt in der wirtschaftlichen Entwicklung des Ortes unmittelbar nach dem Ende des Krieges. Einen weiteren markanten Punkt kann man in die Zeit um 1960 setzen, als das Sägewerk schloß und eine große Anzahl der Bewohner nach Deutschland ausreiste. Der damit einsetzende Prozeß der Entvölkerung des Dorfes wurde noch durch die in dem gleichen Zeitraum beginnende Abwanderung von Ukrainern ver-

¹⁷ Vgl. Meyhöfer, Landgemeinden (wie Anm. 13), S. 40 ff.

stärkt. Den letzten negativen Schub erfuhr diese Entwicklung um das Jahr 1990, als mit der Schließung des Staatsgutes Orłowo den letzten großen Arbeitgeber verlor.

1996 verteilen sich die 296 Einwohner von Orłowo auf folgende Arbeitsbereiche:

Tabelle 4: Erwerbsfelder 1996

Landwirtschaft	24
Industrie/Handwerk	17
Handel/Verkehr	15
Forst	23

Quelle: Eigene Erhebung. Es kommt zu Mehrfachnennungen, da häufig eine Person zwei bis drei Einkommen hat. Die Einkommen tragen dann in gleichem Umfang zum Gesamteinkommen bei.

76 Personen verfügen nur über Rente und 40 Einwohner leben von einer Form der Arbeitslosen- oder Sozialunterstützung. Nicht erfasst sind in diesen Zahlen Hausfrauen und mithelfende Familienangehörige. Zumeist bessern sie das Familieneinkommen mit dem Verkauf von Milch in geringem Umfang auf.

Die ökonomischen Veränderungen fanden ihren räumlichen Ausdruck durch den Abbau und Verfall einer erheblichen Anzahl von Gebäuden. Auf der folgenden Karte (S. 45) sind die seit 1945 zerstörten und neu gebauten Häuser dargestellt. Im Ortsbild fallen drei Gebäude auf, die in den letzten Jahren zur unbewohnbaren Ruine wurden. Gerade diese Häuser prägen das Bild eines *dahinsterbenden Ortes*. Auf dem Photo Nr. 1 ist dieser Eindruck exemplarisch festgehalten. Bei den in der Karte gekennzeichneten, außerhalb des Ortes gelegenen Koloniehöfen¹⁸ handelt es sich um Ansammlungen von Ziegelsteinen und Bäumen, die deutliche Merkmale der Landschaft bilden. Photo Nr. 2 vermittelt einen Eindruck von den Resten eines Koloniehofes. Man findet vergleichbare Reste der alten Bauernhöfe so häufig in Masuren, daß sie dem Besucher fast als kennzeichnende Landmarken erscheinen.

Wie aus der nachfolgenden Karte ersichtlich ist, wurden seit 1945 auch neue Gebäude in Orłowo errichtet. In fünf Fällen handelt es sich dabei um Wirtschaftsgebäude, die zum Teil auf den Grundmauern alter Ställe und Scheunen errichtet wurden. Dies ist insoweit bedeutsam, als der Neubau, selbst wenn er von Grund auf erfolgte, den Einwohnern nicht

¹⁸ Als Koloniehöfe werden die außerhalb der Ortschaft befindlichen Bauernhöfe bezeichnet.

Abb. 1: Verfallene Häuser prägen das Ortsbild.

im Bewußtsein blieb. Indem ich hier die renovierten und neu gebauten Häuser erwähne, darf dies aber nicht zu dem falschen Schluß führen, die nicht erwähnten Gebäude seien ohne Renovierung ihrem Schicksal überlassen gewesen. Vielmehr erwähne ich hier nur diejenigen Häuser, die, wenn nicht neu erbaut, so doch einer gänzlichen Neurenovierung unterzogen wurden. Teilweise haben wir es bei den gekennzeichneten Häusern mit Neubauten bzw. grundlegenden Renovierungen zu tun, die einem Neubau vom Arbeitsaufwand gleichzusetzen sind.

Festzuhalten ist an dieser Stelle, daß die Einwohner von Orłowo in ihren Erzählungen den Verfall des Ortes an den zerstörten Gebäuden festmachen. In Anbetracht der Vielzahl zerstörter Gebäude erscheint dies auch vorerst nicht besonders erstaunlich. Erst wenn auch die neu errichteten Häuser betrachtet werden, erhält man ein Bild der gesamten Situation. Neu errichtete Gebäude bilden in den Erzählungen kein Gegengewicht zu dem Eindruck von Niedergang und Verfall. Nur die als Neubauten deutlich sichtbaren Wohnhäuser werden erwähnt. Erst nach und nach erfuhr ich, zumeist über andere Zusammenhänge, auch etwas über die neu errichteten Wirtschaftsgebäude. Die nachfolgende Karte verdeutlicht den Umfang der *baulichen Veränderungen* im Dorf.

Abb. 2: Die Reste verlassener Koloniehöfe finden sich an vielen Stellen der masurischen Landschaft.

Die Gegenwart der Vergangenheit – Beschreibungen von Orłowo

Immer wieder werden in den Interviews Veränderungen von Orłowo als Verlust und als Rückschritt in der wirtschaftlichen Entwicklung des Dorfes beschrieben.

Jadwiga Bułynka: Nun, es ist ein Unterschied, das ist es mit Sicherheit, nun, weil Leute ..., viel hat sich schon verändert. Heute im Dorf Gajrowskie, weil als wir ankamen, da reisten sehr viele Leute ins Ausland ab. Die, welche hier gewohnt hatten.

Frau Bułynka, die heute Anfang 60 ist, kam Ende der 50er Jahre zusammen mit ihrem Mann nach Gajrowskie, einer Nachbarsiedlung von Orłowo. In diese Zeit fiel eine der letzten größeren Umsiedlungen von Bürgern nach Deutschland, auf die sich die Erzählung von Jadwiga Bułynka bezieht. Doch auch von jüngeren Einwohnern wird, in vergleichbarer Art und Weise, der Wandel des Ortes beschrieben. Als Beispiel sei hier der 25jährige Felicjan Pabrylewicz angeführt, der die *verfallenen Gebäude* beklagt und die ehemals vorhandenen Betriebe aufzählt.

Felicjan Pabrylewicz: Nun und ... nichts, nichts, nichts ... sehr viel gibt es nicht, es ist offensichtlich. In diesem unserem Orłowo. Gebäude ..., die Baulichkeiten sind alle alt. Das sind alles noch alte deutsche Gebäude. Nun ... polnische gibt es nicht. Nun, nur die Schule, das ist ein polnisches Gebäude, aber der Rest sind alles alte Gebäude.

Eine der häufigsten Beschreibungen von Orłowo mündet in einer pauschalen Erwähnung schönerer, besserer Zustände von Gebäuden in der *Nachkriegszeit* im Vergleich zur heutigen Zeit. Die Unterschiede in der Erhaltung werden unmittelbar mit den ehemaligen deutschen Bewohnern in Verbindung gebracht. Frau Wierzbowicz (70 Jahre alt) begründet den Zustand des Ortes nach dem Krieg mit einer Vorliebe der deutschen Bewohner für gepflegte Häuser.

Alicja Wierzbowicz: Nun wissen Sie. Das ist so, daß ... gleich nach dem Krieg waren die Gebäude in einem besseren Zustand. In einem besseren Zustand waren die Gebäude. Es waren gepflegte Gebäude. Weil die Deutschen mögen ... Sauberkeit, mögen ... damit das Haus aussieht. Nun unser Haus sah aus wie heute, jetzt so wie damals. Das Gleiche. Unser Haus. Nun, aber wissen Sie, dort andere, andere Häuser, nun, wie bei Familie Szostak, die selber dort malen, schon anders ... nun sofort, nicht? Aber im Ganzen ... waren Häuser ... nun, wissen Sie? So viele Jahre nach dem Krieg, dennoch sind sie zerstört, nicht wahr? Sei es diese Mauer oder diese Wand, oder alles, das ist schon etwas anderes. Nun, aber nach ... das Aussehen war anders ... so, daß ... sah anders aus. War schöner. Nun, deutlich gesagt, sofort war das Aussehen dieses Dorfes Orłowo schöner.

Zwei Aspekte gilt es in dem Bericht von Frau Wierzbowicz hervorzuheben. Zum einen unterscheidet sie in ihrer Klage über den verfallenen Zustand des Ortes die *kollektive und individuelle* Seite. Zwar ist der Gesamteindruck des Ortes durch verfallene Häuser geprägt, aber der Zustand ihres Hauses ist davon ausgenommen. Ein zweiter auffälliger Aspekt ihrer Erzählung ist die Verbindung des früheren Zustandes des Ortes mit den deutschen Einwohnern und ihrer angeblichen Vorliebe für Sauberkeit und Ordnung.¹⁹

¹⁹ Wenn in den Interviewzitate häufig Bezüge zur deutschen Vergangenheit des Ortes hergestellt werden, so gilt es sicherlich, die *Rolle des Verfassers als deutscher*

Auch der ca. 60jährige Herr Mielniczyn beschreibt die Ortschaft bei seiner Ankunft Ende der 40er Jahre als gepflegt und ergänzt:

Mielniczyn: Und ja, nun, dort war der deutsche Friedhof. Gleich nach dem Krieg, dort war es schön. Er war eingezäunt, Tore waren dort, alles gut, und später wurde ausgeplündert, ausgebaut.

Bei den bisher zitierten Gesprächspartnern handelt es sich immer um Personen, die zumindest noch über unmittelbares Erleben als kleine Kinder die Zeit nach dem Krieg beschreiben. Jedoch ist man mit einem weitergehenden Phänomen konfrontiert, wenn man sich den *jüngeren Einwohnern* zuwendet. Obwohl sie nicht mehr aus eigener Erfahrung den Zustand des Dorfes in der Nachkriegszeit beschreiben können, findet man eine verblüffende Parallele. So erzählt der 40jährige Landwirt Florczak: „Früher sah es vielleicht besser aus.“ Gleich nach dem Krieg, so erzählt er, gab es noch das Sägewerk, die Kirche, eine Bäckerei, Fleischerei, Ziegelei.

Florczak: Aber ich weiß nicht, alles das wurde nicht gepflegt, man begann zu demolieren, es wurden Ruinen, es ist eine sehr schlechte Situation im Ort (...) aus diesem Grund, daß ... die Gebäude sind sehr beschädigt und nichts renoviert, nichts gebaut, und warum, das ist schwer zu sagen.

Obwohl die ebenfalls 40jährige Frau Florczak erst zu Anfang der 80er Jahre in den Ort kam, ergänzt sie, es sei hier schließlich auch die Eisenbahnlinie durch den Ort gegangen.

Daß der Umzug nach Orłowo zu Beginn der 80er Jahre kein Hindernis darstellt, den Zustand von vor 50 Jahren präsent zu haben, zeigt auch die Erzählung von Herrn Karpowicz, der, als heute 40jähriger, erst 1979 mit seinen Eltern in den Ort kam.

Karpowicz: Hier gab es einst eine Bäckerei, ein Restaurant, das war ein Städtchen; hier in dem Haus, in dem wir wohnen, war einst eine Bäckerei. Orłowo war ein deutsches Städtchen; das

Forscher zu beachten. Wahrscheinlich legt die Anwesenheit eines deutschen Interviewers, auch ohne daß in diese Richtung gefragt wurde, in den Antworten einen Bezug zur deutschen Vergangenheit nahe. Andererseits deutet die Häufigkeit, mit der, ohne daß nach der Vergangenheit gefragt wurde, die Interviewpartner diesen Bezug herstellen, auf eine eigenständige Kategorie der Einwohner hin.

erzählten diejenigen, die von hier waren, die alten Leute. Nun, das hier war etwas, wie Wydminy (die nächste Gemeindestadt; M. W.). Das war ... praktisch in jedem zweiten Haus lebten Masuren, Deutsche, nicht?

Wenn er in der weiteren Erzählung die Eisenbahn, die Ziegelei und den Gutshof erwähnt, so hat er aus eigenem Erleben lediglich den zum Staatsgut umgewandelten Gutshof erlebt. Trotzdem hat die Erinnerung des früheren Zustandes von Orłowo einen festen Platz in seinem Bericht.

Auch in dem Interview mit Frau Liszewska (35 Jahre alt), die ebenfalls erst seit 1980 in Orłowo lebt, finden sich weit zurückreichende Erzählungen. Fast selbstverständlich erwähnt sie die Betriebe, aber darüber hinaus berichtet sie über die alten, mehr als 100jährigen Gräber des Orlower Friedhofes, und die neugotische Backsteinkirche wird in ihrer Schilderung doppelt so alt, aus tatsächlich 150 werden 300 Jahre. Doch noch in einem weiteren Punkt erlangt die alte Kirche Bedeutung in den Erzählungen. In mehreren Interviews taucht die Angabe eines einstmals wesentlich *höheren Kirchtums* auf. So berichtet auch der 25jährige Felicjan Pabrylewicz über die alte Kirche: „Der Turm war höher. Bei gutem Wetter konnte man Elk sehen ... von diesem Turm. Ja er war hoch.“

Weiter berichtet er, alle Gebäude des Ortes seien alt und stammten aus deutscher Zeit. Nur die Schule, so berichtet er weiter, sei ein polnisches Haus. Fast selbstverständlich erscheint es, wenn er auch die verschiedenen Werkstätten des Dorfes aufzählt, von denen er keine aus eigenem Erleben kennen kann.

Betonen möchte ich noch einmal, daß meine Frage auf die Gegenwart von Orłowo zielte. Ich bat um eine Beschreibung des Dorfes, so als würde ich den Ort nicht kennen. In der Antwort erzählten die Interviewpartner etwas über die Gegenwart des Dorfes, indem sie eine Relation zur Vergangenheit herstellten. Im Vergleich mit der Vergangenheit wird die *gegenwärtige Situation* deutlich. Ältere Einwohner greifen dabei auf konkrete Erinnerungen zurück, um den ehemaligen baulichen Zustand des Ortes zu beschreiben. Insoweit könnte man die Berichte als individuelle Erinnerungen lesen, die aus der Anschauung des eigenen Lebens resultieren. Sobald hingegen Jüngere und später Zugezogene den Ort in vergleichbarer Art beschreiben, muß der Zusammenhang in anderer Weise erfaßt werden. Bei Einwohnern, welche die Verbindung zur Vergangenheit nicht über konkretes Erleben herstellen können, muß die Interpretation dieser Erinnerung über individuelle Momente hinausgehen. Selbstverständlich reicht das Gedächtnis der Alten weiter zurück als das der Jungen. Aber neben der Banalität längeren Lebens und damit biogra-

phisch weiter zurückreichender Erinnerung deutet das Vorkommen vergleichbarer Erinnerungen bei unterschiedlichen Generationen auf ein kollektives Phänomen hin.

Maurice Halbwachs erfaßt mit seiner Theorie des *kollektiven Gedächtnisses* die Erinnerung als ein soziales Konstrukt. Ausgangspunkt seiner Überlegung ist der grundsätzlich gesellschaftliche Charakter menschlicher Existenz. Erinnerungen haben keine Substanz im Individuum, die sozusagen individuell abgerufen werden könnte. Vielmehr handelt es sich bei der Erinnerung um einen gesellschaftlichen Vorgang.²⁰ In dem sozialen Prozeß der Konstruktion von Erinnerung wird nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit kommunikativ konstruiert.²¹ Bei der Erinnerung handelt es sich nicht um die Aktivierung abgelagerter Zusammenhänge. Vielmehr sind es kognitive Strukturen, die in jeweils aktuell relevanten Zusammenhängen konstruiert oder rekonstruiert werden können. In jedem Fall verweisen die Erinnerungen aber auf die soziale Situation der (re-)konstruierenden Gruppe. „Das bedeutet, daß Erinnerungen sich nicht *im* Gedächtnis befinden; Erinnern kann nicht sinnvoll als Zugriff auf eine Datei oder ein Lexikon erklärt werden. Der Erinnerungsprozeß entspricht vielmehr strukturell der *Wahrnehmungssynthese*.“²² Das, was dem Individuum als Erinnerung erscheint, konstruiert sich aus dem gesellschaftlichen Rahmen, der das Schema für die Erinnerung eines Sachverhaltes darstellt.

„Man muß also die Vorstellung aufgeben, die Vergangenheit erhielt sich als solche in den individuellen Gedächtnissen, als ob es davon ebenso viele verschiedene Abzüge gäbe, wie es Individuen gibt. Die gesellschaftlich lebenden Menschen gebrauchen Wörter, deren Bedeutung sie verstehen: das ist die Bedingung des kollektiven Denkens. Jedes (verstandene) Wort wird aber von Erinnerungen begleitet, und es gibt keine Erinnerungen, denen wir nicht Worte entsprechen lassen könnten. Wir kleiden unsere Erinnerungen in Worte, bevor wir sie beschwören; es ist die Sprache und das ganze System der damit verbundenen ge-

²⁰ Vgl. Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart 1967, S. 2.

²¹ Vgl. Lutz Niedhammer, *Diesseits des „Floating Gab“*. *Das kollektive Gedächtnis und die Konstruktion von Identität im wissenschaftlichen Diskurs*, in: *Generation und Gedächtnis: Erinnerungen und kollektive Identitäten*, hrsg. v. Kristin Platt u. Mihran Dabag. Opladen 1995, S. 31.

²² *Gedächtnis: Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Forschung*, hrsg. v. Siegfried Schmidt. Frankfurt a.M. 1991, S. 383.

sellschaftlichen Konventionen, die uns jederzeit die Rekonstruktion unserer Vergangenheit gestattet.“²³

Die *erzählte Erinnerung* verweist mit den Aspekten des Kollektiven und der Konstruktion über die Vergangenheit hinaus auf die Gegenwart der sich erinnernden sozialen Gruppe. Dabei kann es sich nicht um eine irgendwie geartete objektive Darstellung der Vergangenheit handeln, sondern nur um die jeweils subjektive Wahrnehmung unterschiedlicher gesellschaftlicher Gruppen.

„Es gibt keine objektive Erinnerung. Man kann sich nur dann an etwas erinnern, wenn man dem Erlebten eine Bedeutung zumißt. Auch dann, wenn man sich exakt an die Fakten erinnert, kann man nicht vermeiden, daß nachfolgende Lebensabschnitte ihre Deutung prägen.“²⁴

Vergangenes wird vom Individuum *rekonstruiert*, indem das Individuum von der Gegenwart ausgeht. Konstruktion der Vergangenheit in der Form eines kollektiven Gedächtnisses verlangt einen Bezug zwischen Aspekten der vergangenen und gegenwärtigen Gesellschaft. Erst aus der Verbindung von Gegenwärtigem mit Vergangenem entsteht die Erinnerung des kollektiven Gedächtnisses. Möglich wird die konstruktive Verbindung auf der Bedeutung des Vergangenem für die Gegenwart der sich erinnernden sozialen Gruppe. Die Vergangenheit hat damit eine Funktion für die Gegenwart.²⁵

Bezogen auf das kollektive Gedächtnis der Einwohner von Orłowo ist hier zu fragen, in welchen *Verbindungen zur Gegenwart* die rekonstruierte Vergangenheit steht. Auffällig ist in den Interviews der Bezug zu einem besseren Erhaltungszustand des Dorfes bei gleichzeitiger Verbindung zu den ehemaligen deutschen Bewohnern. Dieser der Vergangenheit entstammende Aspekt findet in der Gegenwart seine Entsprechung in der schlechten wirtschaftlichen Situation, aus der heraus die weitaus überwiegende Mehrheit der Einwohner von Orłowo immer wieder zur Arbeitsmigration gezwungen ist. Aus fast allen Familien arbeitete in den vergan-

²³ Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin/Neuwied 1966, S. 368f.

²⁴ Daniel Bertaux, Isabelle Bertaux-Wiame, *Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis*, in: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis*, hrsg. v. Lutz Niedhammer. Frankfurt a.M. 1985, S. 151.

²⁵ Vgl. Jan Assmann, *Erinnern um dazuzugehören: Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstruktur und normative Vergangenheit*, in: *Generation (wie Anm. 21)*, S. 51-75, hier S. 59.

genen zehn Jahren zumindest zeitweise ein Mitglied im westlichen Ausland. In der Mehrzahl wurde diese Arbeit in Deutschland gefunden. Häufig ermöglichte erst dieses zusätzliche Einkommen den Familien ein Überleben knapp oberhalb des Existenzminimums. Beispielhaft sei hier der Bericht einer Frau erwähnt, die im Winter 1995/96 nicht das Geld hatte, um Schuhe für ihre Kinder zu kaufen. Sie mußte dafür einen Kredit aufnehmen, der über die Arbeit ihres Mannes in Deutschland abbezahlt wurde.

Das kollektive Gedächtnis ethnisch konstruierter Gruppen in Orłowo

Hatte ich bisher in meiner Darstellung lediglich Berichte von Polen erwähnt, so will ich an dieser Stelle die Interviews mit *Ukrainern und Deutschen* analysieren. Ich greife in diesem Abschnitt auf das ethnische Konstruktionsmerkmal sozialer Gruppen zurück, da die ethnische Unterscheidung von den Einwohnern des Dorfes Orłowo ebenfalls getroffen wird. In einem ersten Schritt wende ich mich den Darstellungen der Ukrainer zu.

Auf meine Frage nach Veränderungen des Ortes antwortet der 60jährige ukrainische Einwohner Domński: „Welcher Unterschied besteht? Ein riesiger Unterschied besteht.“ An anderer Stelle fährt er in seiner Beschreibung fort und erwähnt die uns nun schon bekannten Einrichtungen von Post, Gasthäusern, Ziegelei, Bäckerei, „ein Netz von Geschäften“ sowie die Stellung von Orłowo als kirchliches Zentrum der Gemeinde.

Domński: Man muß sagen, daß es in deutscher Zeit eines der am meisten organisierten und verstädterten Dörfer war. Vor allem, ... durch das Dorf ging die lokale Bahnlinie Giżycko—Olecko. Es gab ein Sägewerk. Das Gut Klein-Lekuk.

Unterscheiden sich in der Darstellung der Veränderung des Dorfes die Darstellungen der Ukrainer nicht von Berichten der Polen, so kommt ein anderes Element hinzu, wenn Angehörige der ukrainischen Bevölkerungsgruppe versuchen, den Niedergang des Ortes zu erklären. Herr Domński bringt die Vergangenheit des Dorfes nicht nur mit der deutschen Zeit in Verbindung, sondern beschuldigt gleichzeitig „die“ Polen, dem Verfall der Häuser gleichgültig gegenüberzustehen. Selber begreift sich Herr Domński dabei dezidiert als Ukrainer, nicht als Pole. In Gesprächen betont er, „wir Ukrainer“ hätten hier für die gepflegten Gebäude und für die Verbesserung des Ortes gesorgt, während die Polen „nur

vor dem Geschäft sitzen“. Mit der letzten Formulierung wird beschönigend ein *ethnisches Vorurteil* umschrieben, da man vor dem Geschäft nicht nur sitzt, sondern sich dort zum Alkoholtrinken trifft.

Durchgängig findet sich bei Ukrainern und Polen die Erinnerung an bessere wirtschaftliche Zeiten von Orłowo. Unabhängig vom Lebensalter berichten beide Gruppen in ähnlichen Zusammenhängen von der Vergangenheit. Erst in einem größeren Zusammenhang werden in den Berichten der Ukrainer Unterschiede zu den Polen deutlich. Während die letztgenannten lediglich von der Zerstörung des Ortes im Vergleich zur deutschen Zeit sprechen, sprechen die Ukrainer von einem Niedergang durch die Polen, so z.B. Herr Kuliś: „Polen zerstörten das Dorf.“

Dies sagt ein 70jähriger Ukrainer, um sogleich weiter von den wirtschaftlichen Veränderungen seit 1989 zu erzählen. Eine 25jährige Ukrainerin, Janina Wróblewska, beschreibt die Veränderungen des Dorfes dahingehend, daß viele Gebäude verfallen seien und die Leute durch fehlende Arbeitsmöglichkeiten abwandern würden: „Ich weiß nicht, in Polen besteht der Grundsatz, anstatt etwas aufzubauen, alles zu zerstören.“

Janina Wróblewska definiert sich nicht als Polin, sondern als Ukrainerin mit polnischer Staatsangehörigkeit. Damit grenzt sie sich als Ukrainerin gegen polnische Einwohner ab. Nicht Frau Wróblewska mit ihrer ethnischen Gruppierung, d.h. die Ukrainer, sind für den Verfall des Dorfes verantwortlich, sondern andere, nämlich Polen, erhalten die Verantwortung. In dieser harten ethnischen Differenzierung kann ich in dem Gespräch mit ihr keine versöhnlichen Momente eines Ausgleiches zwischen den Ethnien erblicken, wogegen bei anderen Einwohnern die Berichte sehr viel weniger eindeutig sind.

Die *ethnische Selbstdefinition* schwankt in vielen Fällen wesentlich mehr zwischen polnischen und ukrainischen Zugehörigkeiten. So berichtet die 35jährige Ukrainerin Lisowska folgendes zur Veränderung des Dorfes.

Lisowska: Nun, das alles ist ehemals deutsch. Nur ein Gebäude, welches ... gegenüber Orłowo. Gegenüber dem Geschäft. Dieses neue. Dieses ist das einzige, welches in polnischer Zeit gebaut wurde. (...) Und da überall platzen die Wände, der Beton. Nun, was können unsere arbeiten?

Frau Lisowska spricht hier von Häusern, die nach 1945 gebaut wurden. Die Gebäude wurden von Polen gebaut, sagt sie und differenziert dabei nicht zwischen Ukrainern und Polen nach ethnischen Kriterien. Vielmehr drückt sie durch das Wort „unsere“ eine Gemeinsamkeit aus. Erst indem

andere Aussagen und Beobachtungen zur Interpretation herangezogen werden, kommt dieses Bild ins Wanken. Sie entstammt einer ukrainischen Familie, die aber diese Herkunft nicht besonders betont. Schon die Großeltern waren ukrainischer und polnischer Herkunft. Frau Lisowskas Großmutter war Polin und der Großvater Ukrainer. Ihre Mutter ist, ebenso wie sie, römisch-katholischen Glaubens, der in Orłowo mit polnischer Identität gleichgesetzt wird. Wenn auch in den Hintergrund gedrängt, so ist Frau Lisowska die ukrainische Herkunft ihrer Familie bewußt. Eventuell wird dieses Bewußtsein durch die stärkere ukrainische Verbindung ihres Mannes wachgehalten. Die Eltern des Ehemannes von Frau Lisowska sind ukrainischer Herkunft, und er war bis zur Heirat orthodoxen Glaubens. So ist es nicht verwunderlich, wenn Herr Lisowski sich als Pole und Ukrainer fühlt. Aus Gesprächen mit Frau Lisowska und ihrem Mann bleibt der Eindruck haften, daß ihnen auf einer alltäglichen Ebene das ethnische Kriterium gleichgültig ist, während sie sich gleichzeitig ihrer ukrainischen Familiengeschichte bewußt sind. An dieser Stelle stellt sich die Frage, welche Rolle das ethnische Kriterium bei der Konstruktion von Erinnerung übernimmt.

Die Erinnerung, die im vorangegangenen Abschnitt als Konstruktion der Vergangenheit beschrieben wurde, bedarf Mittel, in denen Vergangenes überliefert werden kann. Als *Medien der Überlieferung* beschreibt Burke²⁶ fünf Möglichkeiten, die man unter den Kategorien von materiellen und sozialen Bedingungen zusammenfassen könnte. Seine Aufzählung umfaßt im einzelnen: 1. „mündliche Traditionen“, 2. „konventionelle historische Dokumente“, 3. „gemalte oder fotografische, ruhende oder bewegte Bilder“, 4. „kollektive Gedenkrituale“, 5. „geographische und soziale Räume“. Im Sinne von Halbwachs und Assmann handelt es sich bei den Formen der Überlieferung um einen Prozeß der *Lokalisierung*. Die Konstruktion der Vergangenheit bedarf der Lokalisierung. Lokalisierung sieht Assmann als die Konkretisierung eines Faktes als sinnliche Erfahrung.²⁷ Erinnerung lokalisiert sich entsprechend den aufgeführten Möglichkeiten der Überlieferung, räumlich/materiell und sozial, wobei beide Aspekte als Einheit aufzufassen sind, die an dieser Stelle lediglich aus analytischen Gründen getrennt beschrieben werden. Im folgenden Abschnitt wende ich mich dem sozialen Aspekt der Lokalisierung zu.

Es sind die sozialen Bedingungen, die den Rahmen abgeben, innerhalb dessen Erinnerung konkretisiert wird, schreibt H. Maus in dem Vorwort

²⁶ Vgl. Burke, *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 292 f.

²⁷ Vgl. Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnern und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992, S. 37 ff.

zu Maurice Halbwachs.²⁸ Eine Nuance dezidiert als Halbwachs lokalisiert Bertaux das kollektive Gedächtnis in den Klassen einer Gesellschaft und ihren spezifischen Organisationen. Die Klassenlage formt das sozial spezifische kollektive Gedächtnis, deren Summe in dem sozialen Geflecht dieser Gruppe entsteht.²⁹ *Träger des kollektiven Gedächtnisses* ist eine soziale Gruppe, die zeitlich und räumlich zu definieren ist. Da es gleichzeitig eine Vielzahl sozialer Gruppen gibt, existieren auch dementsprechend viele kollektive Gedächtnisse nebeneinander und in Überschneidung. Außerdem sind diese Gruppen nicht als statische Gebilde zu verstehen, sondern als historische und damit prozeßhafte Gebilde zu beschreiben.³⁰

Der Rahmen wird durch soziale Milieus von Familie und anderen gesellschaftlichen Gruppen gebildet. Unterschiedliche Kleingruppen bilden jeweils spezifische Rahmen aus.³¹ Von der Nation bis zur Familie variiert die Größe gesellschaftlicher Gruppen. Große Gruppen, wie beispielsweise „Nationen“, bleiben dabei durch ihre Ferne zum konkreten Alltag relativ abstrakt. „Aber zwischen dem Individuum und der Nation gibt es etliche andere Gruppen, die begrenzter sind als diese, die ebenso ihr Gedächtnis haben und deren Veränderungen sich sehr viel unmittelbarer auf das Leben und Denken ihrer Mitglieder auswirken.“³² Von Assmann wird die Bindung des kollektiven Gedächtnisses an eine begrenzte Gruppe betont. Da das kollektive Gedächtnis in der Teilnahme an kommunikativen Prozessen konstruiert wird, ist bei großen Gruppen dieser Prozeß lediglich metaphorisch vorstellbar.³³ *Soziale Gruppen* vermitteln zwischen Individuum und Gesellschaft, indem sie zwischen beiden stehen. Gesellschaft, soziale Gruppe und Individuum stehen dabei in einem Prozeß der wechselseitigen Beeinflussung. Die soziale Gruppe kann ökonomisch, ethnisch oder nach anderen Kriterien konstruiert werden.³⁴ Alle diese Kriterien können sich wiederum miteinander verbinden.

Betrachtet man auf der Grundlage dieser theoretischen Annäherung die einleitend zitierten Interviews, so handelt es sich bei den hier relevanten Gruppen um soziale Verbindungen, in denen durch ihren Umfang direkte *kommunikative Prozesse* möglich sind. Gruppen, wie sie beispielsweise von Nationen oder Klassen gebildet werden, können nur sehr

²⁸ Vgl. Halbwachs, *Gedächtnis* (wie Anm. 20), S. VII.

²⁹ Vgl. Bertaux, Bertaux-Wiame, *Erinnerung* (wie Anm. 24), S. 155 ff.

³⁰ Vgl. Halbwachs, *Gedächtnis* (wie Anm. 20), S. 73 ff.

³¹ Vgl. ebenda, S. 20 ff.

³² Vgl. ebenda, S. 65.

³³ Vgl. Assmann, *Gedächtnis* (wie Anm. 27), S. 36 f.

³⁴ Vgl. Eduard Führ, Daniel Stemmrich, Stahlhausen. Die Dinglichkeit sozialer Konfigurationen, in: *Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte*, hrsg. v. Klaus Bergmann u. Rolf Schörken. Düsseldorf 1982, S. 88-109, hier S. 91.

begrenzt zur Konstruktion kollektiver Gedächtnisse beitragen, da den Individuen hier durch ihre Anzahl eine direkte Kommunikation zumeist nicht möglich ist. Bei den Ukrainern lassen sich zwei Formen des kollektiven Gedächtnisses unterscheiden. Beiden Formen entspricht jeweils eine soziale Gruppe, die sich wiederum überschneiden. „Jeder von uns“, schreibt Halbwachs, „ist in der Tat gleichzeitig Mitglied mehrerer mehr oder minder ausgedehnter Gruppen.“³⁵ In ihrer Gesamtheit bilden die Einwohner von Orłowo eine soziale Gruppe als Bewohner des Dorfes. Innerhalb der sozialen Gruppe aller Einwohner bilden die Ukrainer eine ethnisch definierte soziale (Unter-)Gruppe. Beiden Gruppen ist wiederum ein gesondertes kollektives Gedächtnis eigen. Zwischen dem allen Gruppen jeweils eigenen kollektiven Gedächtnis kommt es zu Differenzen und Überschneidungen. Das kollektive Gedächtnis nimmt einen Ausschnitt der Realität wahr, der innerhalb des Rahmens der sozialen Gruppe gebildet wird.³⁶ Als Einwohner von Orłowo verfügen Polen und Ukrainer über die Erinnerung an bessere ökonomische Lebensbedingungen in der Vergangenheit. In der Gruppe der Ukrainer erfolgt die ethnische Zuweisung vorgeblicher Gründe für eine Verschlechterung von Lebensbedingungen.

Indem ethnische Aspekte als soziale Konstruktion beschrieben werden, kann es sich selbstverständlich nur um subjektive Inhalte handeln, die an die Lebensbedingungen der sozialen Gruppe gebunden sind. In Anlehnung an Wallerstein³⁷ lassen sich ethnische Kategorien als Konstrukte auf der Grundlage *politisch-ökonomischer Verhältnisse* auffassen. Von der wissenschaftlichen Definition ist der alltägliche Gebrauch der Begrifflichkeit zu unterscheiden. Auf einer Alltagsebene erhalten ethnische Perspektiven die Tendenz, als „wesenhaft“ zu erscheinen. Sie vermitteln den Anschein einer vorgeblich durch Geburt gegebenen Kategorie. Sprachlich findet diese Sichtweise in der Substantivierung ethnischer Kategorien ihren Ausdruck. Das Substantiv zeigt die Form der Internalisierung der Kategorie in gesellschaftlichen Gruppen und verschleiert dabei deren Konstruktionsprozeß. Ethnische Kategorien laufen dabei Gefahr, schon in dem Begriff der „Ethnizität“ *verdinglicht* zu werden. Die ethnische Kategorie des kollektiven Gedächtnisses läßt sich nur in ihren Konstruktionsprinzipien objektiv erfassen. Dagegen ist der Inhalt, also das als ethnisch ausgegebene Kriterium, subjektives Produkt gesellschaftlicher Verhältnis-

³⁵ Halbwachs, Gedächtnis (wie Anm. 20), S. 64.

³⁶ Vgl. Assmann, Gedächtnis (wie Anm. 27), S. 41.

³⁷ Vgl. Wallerstein, Sozialwissenschaft (wie Anm. 10), S. 86f.

se. Die Konstruktionsprinzipien verweisen auf die gesellschaftlichen Bedingungen der sie tragenden sozialen Gruppe.

Mit der Kategorie der Verdinglichung wurden schon gesellschaftliche Verhältnisse angesprochen, deren ursächliche Bedingungen verschleiert sind, so daß Erscheinungsform und Inhalt in der Wahrnehmung zusammenfallen. Unter bestimmten politisch-ökonomischen Verhältnissen werden die Menschen von den Konstruktionsbedingungen ihrer Lebenszusammenhänge entfremdet. Die Handlungen der Individuen entsprechen einer scheinbaren Realität, deren tatsächliche Bedingungen nicht durchschaut werden. Mit dem Begriff des *falschen Bewußtseins* kann dieser Verschleierung Ausdruck gegeben werden. Als falsches Bewußtsein stellt sich die konstruierte Verbindung zu der Vergangenheit dar, indem die Gründe des ökonomischen Niedergangs von der materiellen auf die ideologische Ebene ethnischer Zuweisungen verlagert werden. Das falsche Bewußtsein wird dabei auch durch unterschiedliche historische Erfahrungen ethnisch konstruierter Gruppen beeinflusst. In der Konstruktion des kollektiven Gedächtnisses verbinden sich Momente individuell-psychologischer Herkunft mit sozialen Bedingungen. Aus beiden Aspekten heraus wird die Sicht ethnisch konstruierter sozialer Gruppen auf Vergangenes gebildet. Als Beispiel für die unterschiedlichen Konstruktionen soll hier noch die Gruppe mit deutscher Abstammung in Orłowo angeführt werden.

Die heute 55jährige Stanisława Orlińska und die 20 Jahre jüngere Monika Łuczaj haben deutsche Eltern bzw. Elternteile. Die Unterschiede in den Generationen werden schon im Gebrauch der Sprache deutlich; während Frau Orlińska Deutsch mit Lücken spricht, sich aber lieber und sicherer im Polnischen ausdrückt, hat Frau Łuczaj Deutsch nicht mehr gelernt. Stanisława Orlińska entstammt einer Generation, die das Kriegsende als kleines Kind erlebte. Sie erinnert sich noch an die Situation der Nachkriegszeit. Auf meine Frage nach den Veränderungen von Orłowo erzählt sie, fast nichts sei seit der deutschen Zeit neu gebaut worden. Alle Häuser entstammten noch deutscher Zeit und wären jetzt von Polen und Ukrainern bewohnt, erzählt sie weiter. Neue Gebäude, so sagt sie, wären lediglich staatliche Bauten für Lehrer, Forstarbeiter, die Erweiterung der Schule und der Neubau der katholischen Kirche: „(...) und so wohnen alle Leute in deutschen Häusern, da hier doch die Masuren waren, nicht? Hier wohnten vor dem Krieg nur Deutsche.“

Frau Łuczaj entstammt einem deutsch-polnischen Elternhaus, ihre Mutter blieb als *Deutsche nach 1945* im Ort und heiratete einen Polen. Während Frau Orlińska recht deutlich einen Bezug des Ortes zu der Zeit vor 1945 herstellt, ist diese Verbindung bei der 20 Jahre jüngeren Monika

Łuczaj sehr viel vorsichtiger. Erst zögernd erwähnt sie, vor dem Krieg sei im Ort, ähnlich einer Gemeinde, alles vorhanden gewesen „und eine Bäckerei und all solche Dinge“. Die weitere Entwicklung wird von ihr lediglich pauschal mit der Bemerkung „später veränderte sich dann alles“ erwähnt. Im Vergleich zu anderen Gesprächspartnern ist diese verhaltene Erwähnung historischer Bezüge und Entwicklungen des Dorfes selten. Erklärlich wird dies erst im Blick auf ihre *Lebensgeschichte*. Obwohl ihre Mutter noch heute fehlerfrei die deutsche Sprache beherrscht, vermied sie es, ihren Kindern die Sprache weiterzugeben. In der Familie unterhielt man sich nur auf polnisch. Damit sollte sicherlich auch eine Integration in die polnische Gesellschaft forciert werden. Trotzdem blieb in der kleinen dörflichen Gemeinschaft die deutsche Herkunft ihrer Familie nicht verborgen. So erzählt Frau Łuczaj, wie sie und ihr Bruder in der Schulzeit unter den Hänseleien und Beschimpfungen aufgrund ihrer deutschen Herkunft litten. Daher versuchte sie als Kind und Jugendliche, die deutsche Herkunft ihrer Mutter zu verheimlichen. Bedenkt man diese Kindheitserfahrungen, so wird erklärlich, wieso sie über die Geschichte des Ortes wenig zu sagen weiß. Die Geschichte von Orłowo ist immer eine Begegnung mit einem Teil ihrer Lebensgeschichte gewesen, dem sie sich bemühte auszuweichen.

So ist Monika Łuczaj auch heute in der Beschreibung des Dorfes ausgesprochen vorsichtig und vielleicht gerade dadurch besonders objektiv.

Monika Łuczaj: Es sind einige dieser aufgebauten (Häuser; M. W.), die wirklich schön sind. Sie sind sauber und schön, so etwas haben sich die Leute eingerichtet. Nun, aber viele sind das nicht, wirklich, viele dieser Art sind das nicht. Allgemein, so kommt es mir vor, daß man sagen könnte, daß es vernachlässigt ist.

In der Intonation des Sprechens werden ihre abwägenden Gedanken deutlich: langsam, mit kleinen Pausen sprechend, überlegt sie, welche Gebäude renoviert sind, um am Ende schnell anzuschließen, daß es nicht viele Gebäude seien, und sogleich zum Fazit eines eher vernachlässigten Ortes überzuleiten. Hervorzuheben ist hier die nicht vorhandene Verbindung zwischen dem Zustand des Ortes und den Einwohnern, die einem ethnischen Vorurteil entsprechen würde. Vielmehr sieht sie die Gründe in der *wirtschaftlichen Situation*, wie an anderer Stelle in dem Interview deutlich wird.

Monika Łuczaj: Man kann nicht sagen, daß im allgemeinen, daß es hier sehr schön ist, nicht? Wie es im Dorf ist ...? Weil, es sind viele dieser Ruinen, solche verschiedenen, vernachlässigte vielleicht. ... Die Leute haben kein Geld und so, um irgendwas zu machen. Nun, aber einige der Objekte, die sind schön.

In auffälligem Kontrast steht der Bericht von Frau Łuczaj zu den Erzählungen der Ukrainer. Ein Vergleich drängt sich auf, da beide Gruppen in der ethnischen Minderheitssituation leben. Beide Gruppen machten in ihrer Nachkriegsgeschichte als Leidtragende die Erfahrung ethnischer Vorurteile. Während jedoch bei den Ukrainern neben den Bezug zu der deutschen Vergangenheit des Dorfes noch die ethnische Erklärung des Verfalls der Gebäude tritt, wägt Frau Łuczaj die positiven und negativen Veränderungen ab, ohne ethnische Kategorien hinzuzuziehen. Sicherlich muß eine Interpretation die unterschiedlichen Erfahrungen, denen Ukrainer und Deutsche in der Nachkriegszeit ausgesetzt waren, mit bedenken. Auch wenn die persönlichen Leidensgeschichten Parallelen zwischen Angehörigen beider Gruppen aufweisen, so standen ihnen auf der kollektiven Ebene unterschiedliche Verarbeitungsmöglichkeiten offen. Vermutlich ist die *kollektive Erfahrung* eine andere, wenn man als Angehöriger eines kriegführenden Staates besiegt wird und die verbleibenden Leidensgenossen nach und nach auswandern, als wenn man als ethnische Gruppe aus einem (verlorenen) Unabhängigkeitskampf gemeinsam zur Umsiedlung gezwungen wird.

Die Ukrainer wurden zur Umsiedlung nach Masuren gezwungen, kamen dort als Gruppe an und hielten auch weiterhin enge Kontakte untereinander. Dabei bewahrten sie ihre Identität als Gruppe in positiver Überhöhung. Eine Grundlage dafür bildete vermutlich die Erfahrung der Umsiedlung aus intakten Dörfern in beschädigte Häuser in Masuren. Diese massive Veränderung der Lebensbedingungen konnte aber in den folgenden Jahren ausgeglichen werden, indem es den Menschen gelang, sich in ihren neuen Siedlungsgebieten zu etablieren. Sie konnten den ökonomischen Einschnitt ausgleichen und oftmals bessere Lebensverhältnisse als vor der Umsiedlung erreichen. Gleichzeitig hielten sie aber die Wunde der Umsiedlung in der Interpretation ethnischer Differenzierung wach.

Beim Versuch, dieser Interpretation *die Erfahrung der deutschen Gruppe* gegenüberzustellen, zeigen sich erhebliche Unterschiede. Ausgangspunkt war der verlorene Krieg eines verbrecherischen Regimes, der wenig identitätsstiftende Momente für die verantwortliche Volksgruppe übrigließ. Die konkreten Lebensumstände hatten sich für die Deutschen im Vergleich mit der Vorkriegszeit verschlechtert. Überwiegend mußten die

angestammten Gebäude verlassen werden, und der Haus- und Hofrat war in den ersten Wochen nach dem Krieg geplündert worden. Eine auf die ethnische Gruppe aufbauende Identität konnte in den folgenden Jahren nicht stabilisiert werden, da durch die Ausreise der Mehrheit bis in die 60er Jahre hinein nur eine kleine Anzahl im Ort verblieb. Deren soziales Überleben erforderte mehr den Aspekt der Integration in die Mehrheitsgruppe als eine Abgrenzung. Als spätestens ab 1968 nur zwei Frauen mit deutscher Abstammung in Orłowo übrigblieben, fehlte ihnen die quantitative Basis zur Stabilisierung einer Minderheitenidentität.³⁸

LeGoff spricht von einer Beziehung, „die eine Gesellschaft in ihrer kollektiven Psychologie mit ihrer Vergangenheit unterhält“.³⁹ Einschränkend wäre hier zu ergänzen, daß es sich jeweils um begrenzte soziale Gruppen handelt, in der die Konstruktion der Vergangenheit konkret wird. Nur in Gruppen mit begrenzter Größe ist Kommunikation zwischen den Individuen praktikabel. Die jeweils unterschiedlichen individuellen Erlebnisse können vor dem Hintergrund kollektiv angebotener Erklärungsmuster verarbeitet werden. Ukrainer und Deutsche können jeweils verschiedene Aspekte ihrer Gegenwart und Vergangenheit miteinander verknüpfen. In der aktuellen Lebenssituation sind beide Gruppen zwar den gleichen Problemen auf ökonomischer Ebene unterworfen, die alltäglichen Lösungsmöglichkeiten unterscheiden sich aber schon durch die verschiedenen Erfahrungen der vergangenen Jahre. Aufgrund der Unterschiede von Alltagserfahrungen wird sich auch die konstruktive Verbindung zur Vergangenheit unterscheiden. Die jeweils eigene Geschichte der sozialen Gruppen wird als kollektive Erinnerung wiederum auch die individuellen Lebenskonzeptionen mit beeinflussen.

Im kollektiven Gedächtnis wird das von der Gegenwart abhängige konstruktive Element der Vergangenheit deutlich. Wallerstein formuliert diese Verbindung pointiert, wenn er davon spricht, daß „das, was in der fernen Vergangenheit geschah, immer eine Funktion dessen ist, was in der jüngeren Vergangenheit passierte. Die Gegenwart determiniert die Vergangenheit, und nicht umgekehrt, wie unsere logisch-deduktiven Analyserahmen uns weismachen wollen.“⁴⁰ Die damit aufgeworfene Frage nach der Funktion des erinnerten Vergangenen für die Gegenwart kann an dieser Stelle insoweit beantwortet werden, als daß diese Funktion in Abhängigkeit zu den jeweiligen sozialen Gruppen und deren Alltagsrealität steht. So zeigt das Beispiel der ukrainischen Einwohnergruppe, wie es ih-

³⁸ Gleichzeitig gibt es bei ihnen auch Anzeichen der Ausbildung einer doppelten Identität, als Deutsche und Polin.

³⁹ LeGoff, *Geschichte* (wie Anm. 4), S. 167.

⁴⁰ Wallerstein, *Sozialwissenschaft* (wie Anm. 10), S. 158.

nen mit konstruierten Erinnerungen an bessere Lebensbedingungen gelingt, ihre Gruppenidentität außerhalb der derzeitigen schlechten wirtschaftlichen Situation zu stellen. Die Ukrainer sind zwar gezwungen, in einer schlechten ökonomischen Situation zu leben, ihre Identität weist aber eine Verbindung zu den Lebensumständen von sich.

Bisher konzentrierten sich die Überlegungen lediglich auf die sozialen Aspekte der Lokalisierung von Erinnerung. Vorstellbar ist die Lokalisierung sozialer Aspekte aber nur in einem *materiellen Raum*.

„So gibt es kein kollektives Gedächtnis, das sich nicht innerhalb eines räumlichen Rahmens bewegt. Der Raum indessen ist eine Realität, die andauert: unsere Eindrücke jagen einander, nichts bleibt in unserem Geist haften, und es wäre unverständlich, daß wir die Vergangenheit wiedererfassen können, wenn sie nicht tatsächlich durch das materielle Milieu aufbewahrt würde, das uns umgibt.“⁴¹

In dem Begriff des *Milieus* fallen die sozialen und räumlichen Teile zusammen. Das Milieu ist der Ort, in dem soziale Aspekte materiellen Ausdruck finden und umgekehrt materielle Objektivationen auf Soziales einwirken. Wenn sich der folgende Abschnitt den materiellen Objektivationen, den „dinglichen“ Aspekten des Milieus, zuwendet, so geschieht das wiederum unter der Prämisse, daß soziale und materielle als nur analytisch getrennt zu denkende Teile eines Ganzen aufzufassen sind.

Objekte als Transmitter der Überlieferung

Ausgehend von einem Begriff der Materie als „die außerhalb und unabhängig vom menschlichen Bewußtsein existierende objektive Realität“,⁴² werden hier Objekte als Einheit sinnlicher und gesellschaftlicher Teile begriffen.⁴³ Csikszentmihalyi spricht von einem Ding als Träger von Informationen.

„Unter einem Ding wollen wir eine bestimmte Informationseinheit verstehen, die sich mit erkennbarer Identität im Bewußtsein abbildet, ein Informationsmuster, dessen hinreichende Kohä-

⁴¹ Halbwachs, Gedächtnis (wie Anm. 20), S. 162f.

⁴² Kleines Wörterbuch der Marxistisch-Leninistischen Philosophie, hrsg. v. Manfred Buhr u. Alfred Kosing, Berlin 1975, S. 182.

⁴³ Vgl. Henri Lefévre, Der dialektische Materialismus, Frankfurt a.M. 1969, S. 119f.

renz oder Binnenstruktur ein konsistentes Bild oder Sprachschema evozieren kann.“⁴⁴

Zwischen Objekten und Menschen besteht eine *wechselseitige Beeinflussung*, die als Doppelcharakter der Dinge zu beschreiben ist. Dinge werden vom Rezipienten interpretiert, während gleichzeitig in den Dingen die Aktivität der Produzenten vergegenständlicht ist. Zwischen Objekt und Rezipient besteht eine als Prozeß zu beschreibende Verbindung, die auch die Entwicklung der Identität beeinflusst.

„Die von Menschenhand geschaffenen Objekte spielen wegen dieser Doppelrelation zu Bewußtseinsprozessen eine eminent herausragende Rolle für die Belange des Menschen. *Interaktion mit Objekten* verändert ganz offensichtliche die Lebensverhältnisse.“⁴⁵

Zwischen materiellen Objekten, Individuen und sozialen Gruppen besteht ein Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung. „Die Objekte der häuslichen Domäne bilden also ein ökologisches Zeichensystem, welches die Persönlichkeit ihres Besitzers sowohl abbildet wie *formt*.“⁴⁶ Konkreter als von Objekten „der häuslichen Domäne“ müßte man von den Objekten des alltäglichen Handelns sprechen, um zu betonen, daß es sich sowohl um Dinge der privaten wie öffentlichen Sphäre handelt.

Die von der Gegenwart einer sozialen Gruppe ausgehende Konstruktion der Vergangenheit bleibt relativ abstrakt, sofern es ihr nicht gelingt, anhand von Gegenständen die Verbindung räumlich zu konkretisieren. Der Ort spielt im kollektiven Gedächtnis eine herausragende Rolle, da er das materialisierte Moment der gemeinsamen Erinnerung ist. Im Raum und mit den Dingen konkretisiert sich die Konstruktion der Vergangenheit. Ohne die Unterstützung materieller Objektivationen, die zugleich eine ideelle Konstruktion darstellen, ist die Erinnerungsleistung des kollektiven Gedächtnisses nicht zu verstehen. Ort und soziale Gruppe geben jeweils wechselseitig den Rahmen für die Konstruktion der Vergangenheit.

Den *materiellen Objekten* kommt bei der Rekonstruktion von Vergan- genem eine entscheidende Funktion zu. Postkarten und andere gegen- ständliche Erinnerungsstücke, schreibt Lucie Varga, berichten als Zeugen

⁴⁴ Mihaly Csikszentmihalyi, Eugene Rochberg-Halton, *Der Sinn der Dinge: Das Selbst und die Symbole des Wohnbereiches*. München/Weinheim 1989, S. 32f.

⁴⁵ Ebenda, S. 33.

⁴⁶ Ebenda, S. 36.

von der Vergangenheit.⁴⁷ Die Vergangenheit wird in einem geographischen Raum mit Hilfe materieller Objekte konstruiert. Sollen wir uns an eine bestimmte Kategorie erinnern, so orientiert sich unser Gedächtnis an sinnlichen Objekten im Raum. Raum ist zwar der *materielle Raum*, der aber nur real wird, indem er gleichzeitig ein gesellschaftlicher Raum ist. Da der Mensch immer einer Gesellschaft angehört, ist der Raum in seinen physikalischen Eigenschaften auch immer Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse. Unser Denken ist immer geprägt durch soziale Beziehungen. Selbst wenn sich das Individuum allein im materiellen Raum bewegt, sind seine Gedanken geformt durch gesellschaftliche Einflüsse, denen das Individuum vorher ausgesetzt war.⁴⁸

„Der soziale Raum ist somit zugleich in die Objektivität der räumlichen Strukturen eingeschrieben und in die subjektiven Strukturen, die zum Teil aus der Inkorporation dieser objektivierten Strukturen hervorgehen.“⁴⁹

Csikszentmihalyi bezieht sich auf Mead, wenn er die rollenbildende Funktion von Objekten als Aspekt von *Sozialisation* beschreibt.⁵⁰ Die materielle Umwelt beeinflusst das erkennende Subjekt; aber das Subjekt gestaltet die Umwelt nicht nur sinnlich, sondern auch in der Interpretation, indem bestimmte Aspekte der Objekte ausgewählt werden. Vor dem Hintergrund der Theorie des kollektiven Gedächtnisses wird deutlich, daß im Prozeß der Sozialisation ein Wechselverhältnis zwischen menschlichen Subjekten und materiellen Objekten stattfindet, der als Konstruktion zu erfassen ist. Die Objekte entstanden als materieller Ausdruck sozialer Verhältnisse. In der Gegenwart werden die Inhalte der Objekte von sozialen Gruppen interpretiert. Den Inhalt der Objekte bilden die in ihnen als Produkt einer gesellschaftlichen Realität „geronnenen“ sozialen Zusammenhänge. Mit der Interpretation des Inhaltes materieller Objekte findet eine Form ihrer Aneignung durch die interpretierende soziale Gruppe statt.

Die Objekte können nicht aufgrund von ihnen immanenten mystischen Eigenschaften von ihren konstruktiven sozialen Verhältnissen zeugen. Aus der Vielzahl möglicher Informationen, die in Objekten materia-

⁴⁷ Vgl. Lucie Varga, Erleben der Zeit, in: Lucie Varga, Zeitwende, hrsg. v. Peter Schöttler. Frankfurt a.M. 1991, S. 149; Bertaux, Bertaux-Wiame, Erinnerung (wie Anm. 24), S. 152.

⁴⁸ Vgl. Halbwachs, Gedächtnis (wie Anm. 20), S. 147f.

⁴⁹ Pierre Bourdieu, Physischer, sozialer und angeeigneter Raum, in: Stadt – Räume – Die Zukunft des Städtischen, Red. v. M. Wentz. Frankfurt a.M. (u.a.) 1991, S. 25-34, hier S. 28.

⁵⁰ Vgl. Csikszentmihalyi, Rochberg-Halton, Sinn (wie Anm. 44), S. 67f.

lisiert sein können, wählt eine gegenwärtige soziale Gruppe diejenigen Teile aus, die für ihre Situation Bedeutung haben. Erfassen läßt sich dieser Vorgang als interpretativer Kommunikationsprozeß, bei dem sinnliche Objekte *Transmitter von Informationen* sind. Damit soll zum Ausdruck gebracht werden, daß Objekte Transportmittel von Informationen in einem Kommunikationsprozeß sind, der in einer gegenwärtigen sozialen Gruppe stattfindet. In diesem interpretativen Kommunikationsprozeß wird Vergangenheit konstruiert. Das Medium, d. h. das sinnlich erfahrene Objekt, wirkt nachgeordnet auf die Interaktion ein. Entscheidend ist die Interaktion, bei der Objekte bestimmte Inhalte transportieren können. Transportiert wird beispielsweise die Interpretation kultureller Gebrauchsmuster; deren Interpretation erfolgt aber in einem Kommunikationsprozeß von Individuen, die als soziale Gruppen vor dem Hintergrund historisch-gesellschaftlicher Entwicklungen agieren.

Neben ihrem Gebrauchscharakter verfügen sinnliche Objekte auch über die Funktion als Zeichen Bedeutung zu vermitteln, d. h. zum *Symbol* zu werden. Eine Trennung von Symbolfunktion und instrumenteller Nutzung ist in der Praxis schwer möglich, da auch die scheinbar rein instrumentellen Objekte in einem bestimmten Kontext zum Träger symbolischer Inhalte werden können. Im Haus bewahrte Objekte können als Symbole für bestimmte Werte stehen.⁵¹ Wenn Einwohner von Orłowo an ihrem Küchenherd die Kacheln mit deutscher Schrift bewußt erhalten, obwohl ihnen die Bedeutung des Textes verborgen bleibt, so verweist dies symbolisch auf gesellschaftliche Zusammenhänge (vgl. Abb. 3 und 4 als Beispiele für Objekte des Alltags).

Die gesellschaftlichen Zusammenhänge lassen sich als Erinnerung an die Zeit des Zusammenlebens mit den nach Deutschland emigrierten Einwohnern deuten. Damit besteht zumindest symbolisch für die heutigen Einwohner ein Bezug zu Zeiten, in denen Orłowo noch als ostpreußisches Dorf Orłowen hieß. Bedenkt man darüber hinaus die hohe ökonomische Bedeutung, die Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland bzw. damit synonym dem westlichen Ausland für die Einwohner haben, so liegt auch eine *symbolische Bedeutung* in der Verbindung zu dem Lebensstandard des Nachbarlandes. Symbolisch kann die Nutzung bestimmter Gegenstände und Räume für die sie benutzende Gruppe eine positive oder negative Ausschließung bedeuten. Bourdieu spricht von einem „Klub-Effekt“ oder „Ghetto-Effekt“, der für die nutzende Gruppe entsteht.⁵²

⁵¹ Vgl. Bourdieu, Raum (wie Anm. 49), S. 32; auch Csikszentmihalyi, Rochberg-Halton, Sinn (wie Anm. 44), S. 153.

⁵² Vgl. Bourdieu, Raum (wie Anm. 49), S. 32.

Konstruiert wird dieser Bezug auf der Grundlage heutiger Lebensverhältnisse. Die Konstruktion findet aber nicht abseits jeder historischen Erfahrung statt. Daher wird das kollektive Gedächtnis in einer Verbindung der Elemente von historischer Erfahrung und gegenwärtigen Lebensverhältnissen konstruiert.

Eine Erklärung, die den Erhalt materieller Relikte vergangener Zeiten lediglich als Ausdruck ästhetischer Vorlieben sähe, verbliebe auf der Erscheinungsebene. Da über die *Ästhetik der Objekte* auch eine Identität der sozialen Gruppe hergestellt wird, verweisen die Vorlieben auf soziale Ursachen. Sinnliche Objekte zeugen von einer bestimmten persönlichen Aneignungsform, die in historischer Entwicklung auf gesellschaftlicher Grundlage in einem bestimmten sozialen Milieu erfolgt.⁵³

Stellvertretend für die symbolisch verdichtete Konstruktion von Vergangenheit soll die in einigen Interviews geäußerte Vorstellung eines ursprünglich höheren *Kirchturms* des Ortes erwähnt werden. Vorab sei noch einmal der bis heute in seiner ursprünglichen Höhe erhaltene Kirchturm festgestellt. Dagegen gehen einige Bewohner von einem ursprünglich höheren Kirchturm aus, der angeblich am Ende des letzten Krieges durch Kampfhandlungen im oberen Bereich zerstört und anschließend nicht wieder aufgebaut wurde. Als ein Beispiel sei hier die Erzählung des Felicjan Pabrylewicz erwähnt:

Felicjan Pabrylewicz: Der Turm ist zerstört. Er war höher. Bei gutem Wetter konnte man von dort Elk sehen. So hoch war er ... Das war so, daß man Elk sehen konnte. Alte Leute erzählen, daß ..., daß Elk zu sehen war. Nun, das ist unglaublich. Schade. Man könnte ihn wieder aufbauen, so wie er einst war, das wäre schön.

Der vorgeblich höhere Kirchturm wird zum Symbol für die ehemalige Prosperität des Ortes. Symbolisch zeigt er, daß man damals die Möglichkeit hatte, lokale Enge zu überschreiten. Der Blick konnte einst über das Dorf hinaus zur nächsten Kreisstadt gehen. Damals hatte man die Möglichkeit, bis dorthin seine ökonomischen Aktivitäten zu entfalten. Zukunft hatte im Ort eine lebensgeschichtliche Perspektive, die über wirtschaftliche Faktoren und verkehrstechnische Anbindungen abgesichert war.

⁵³ Vgl. Gert Selle, Produktkultur als Aneignungsereignis zwischen industrieller Matrix, sozialen Normen und individuellem Gebrauch, in: Chiffren des Alltags, hrsg. v. Wolfgang Ruppert. Marburg 1993, S. 23-48, hier S. 40ff.

Abb. 3: Herdkacheln, die noch aus der Vorkriegszeit stammen und von den heutigen Besitzern bewußt erhalten wurden.

Abb. 4: Ein Stück der abgebauten Eisenbahnschiene dient bei vielen Einwohnern als Amboß.

Als Beispiel von *symbolischer Aneignung* wird im folgenden Abschnitt ein Gedicht zitiert. Geschrieben wurde es von einem Einwohner der Orłowo benachbarten Siedlung Gajrowskie. Sicherlich handelt es sich bei einem Gedicht in besonderem Maße um ein Dokument individueller Kreativität einer bestimmten Person, andererseits wird an dem Beispiel die sich kollektiv vollziehende Aneignung des geographischen Raumes mit seinen sinnlichen Objekten besonders deutlich. Individuelle und kollektive Aspekte sind so miteinander vermittelt, „daß unser persönliches Denken und Fühlen seinen Ursprung in bestimmten sozialen Milieus und unter bestimmten sozialen Umständen hat“.⁵⁴

Ein Beispiel zur symbolischen Aneignung des Lebensraumes als Aspekt einer sozialen Konstruktion von Heimat

MEIN MASUREN⁵⁵

Für dich ist es an der Zeit
wie am Ort stehenzubleiben
mit ganzer Seele
saugte ich dich ein alle Tage
Und du
Wie alte Gräber
wirst du mich hineinziehen
in neue Friedhöfe
ob nach mir verbleibt
ein in Fraktur geschriebenes Leben.

Ich weiß nicht wann
festhalten für die Nachkommen
das, mit dem mein Auge
Sich nicht sättigen kann.

Die Zeit entflieht
Und hier
Bleiben rote Dächer zurück
steinerne Gehöfte

MAZURY ME

Wam czas
stanąć jakby w miejscu
całą duszą
wchłaniam was codzien
A wy
Jak stare mogiły
wciągacie mnie
w nowe cmentarze
czy po mnie zostanie
gotykiem pisane życie.

Nie mam kiedy
utrwalić potomnym
to, czym me oko
Nasycić się nie może.

Czas ucieka
A tu
Pozostają czerwone dachy
kamienne zagrody

⁵⁴ Halbwachs, Gedächtnis (wie Anm. 20), S. 14.

⁵⁵ Gedicht von Marian Jeleniewicz (Gajrowskie);
Übersetzung: Matthias Öhler (Mainz).
(Die Übersetzung orientiert sich bewußt an den grammatischen und sprachlichen Vorgaben des Originals, auch wenn dadurch im Deutschen poetische Aspekte der polnischen Sprache verlorengehen.)

Gleichfalls moosbewachsen
 Wie die alten Eichen
 die nicht nur einmal flüstern
 die Träume Kajkas.

Heute wahrhaftig
 da das Wort wird Fleisch
 Er harrete nicht aus
 wie die Fichte
 die der Sturm stürzte
 Ich, der neue Landsmann
 Werde ihm singen
 Wie ein Kollege
 Ein neues masurisches Lied
 eines wie er es wollte.

ÜBER DICH MASUREN

Też omszone
 Jak stare dęby
 co nie raz szeptają
 marzenia Kajki.

Dzisiaj prawdziwe
 bo słowo stanie się ciałem
 On nie doczekał
 jak świerk
 co go wichura zwałała
 Ja, nowy ziomek
 Będę mu śpiewać
 Jak kamrat
 Nową pieśen mazurską
 taką jak chciał.

O WAS MAZURY

Die Interpretation des Gedichtes erfolgt hier vor dem Hintergrund einer Skizze der Lebensumstände von Marian Jeleniewicz, der das Gedicht schrieb. Damit soll eine Einordnung des symbolischen Gehaltes in die sozial-ökonomischen Verhältnisse möglich werden.

Marian Jeleniewicz lerne ich in den Vormittagsstunden kennen. Seit einigen Tagen wohne ich in einigen 100 Metern Entfernung von Gajrowskie auf einem Koloniehof. Es ist ein vielleicht 200 Jahre altes Haus, in dem die Küche den zentralen Platz bildet. In der Küche treffen sich die Besucher und werden mit Sicherheit zu einem Kaffee oder Tee gebeten.

Am frühen Morgen, zwischen acht und neun Uhr, kommt als erster Besucher des Tages Marian Jeleniewicz vorbei, nachdem er die Milch in der Sammelstelle abgeliefert hat. Damit nicht jeder Bauer von Gajrowskie täglich zur Sammelstelle der Molkerei fahren muß, bringen die Bauern die Milch im täglichen Wechsel vom ganzen Ort dorthin. Auf der Rückfahrt werden die leeren Kannen wieder vor die Hoftür gestellt. Marian Jeleniewicz richtet seine Fahrt möglichst so ein, daß eine Kaffeepause gemacht werden kann. Ein morgendliches Gespräch über die großen und kleinen Sorgen und Nöte entwickelt sich zwischen ihm und seinen Nachbarn.

Von der Veranda kann ich seinen Hof sehen. Etwas näher zum Dorf gelegen, bewohnt auch Marian Jeleniewicz einen Koloniehof. Dort wohnt er mit seiner Frau und vier Kindern, während die fünf älteren Kinder schon außer Haus leben. Es ist einer der *alten masurischen Höfe*, gebaut aus einer Mischung von Natursteinen und roten Ziegeln. Wie häu-

fig zu beobachten, sind auch heute, 50 Jahre nach Kriegsende, die Dächer noch mit den gleichen Pfannen der Vorkriegszeit gedeckt. Marian Jeleniewicz siedelte Ende der 50er Jahre mit seinen Eltern aus der Region östlich der ehemaligen ostpreußischen Grenze nach Gajrowskie um. Als Kind kam er nach Masuren, das er jedoch schon nach wenigen Jahren wieder verließ, um im schlesischen Bergbau zu arbeiten. Einige Jahre blieb er für seine Ausbildung zum Bergbauelektriker in Schlesien.

Während er noch in Schlesien arbeitete, heiratete Marian Jeleniewicz die Tochter eines benachbarten Bauernhofes aus Orłowo. Gemeinsam kamen sie überein, wieder nach Masuren zurückzugehen, einen Hof zu erwerben und ein Leben als Landwirte zu beginnen. Auch von den *ökonomischen Rahmenbedingungen* schien diese Entscheidung in den 70er Jahren eine Zukunftsperspektive zu bieten. Erst in den 80er Jahren verschlechterten sich die Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft. Zunehmend entwickelte sich die Arbeit auf dem Hof zu einem täglichen Kampf ums Überleben. Spätestens seit dem Wechsel der politischen Situation 1989 erscheint das Wirtschaften auf dem Bauernhof als ein ständiger Kampf gegen die Windmühlenflügel ökonomischer Restriktionen.

Neben den Problemen des täglichen Lebens findet Marian Jeleniewicz noch Zeit, Gedichte zu schreiben, in denen er seinen Bezug zu der Region ausdrückt. Marian Jeleniewicz beschreibt in dem Gedicht seine Empfindungen, die man vielleicht als Liebe bezeichnen kann, zu der masurischen Landschaft aus. Mit seiner Seele nimmt er eine Landschaft auf, an der sich sein Auge nicht satt sehen kann. Er beschreibt hier seinen Blick über die Hügel Masurens, wenn er z.B. am Abend im Sonnenuntergang vor seinen Hof tritt.

Es ist aber nicht nur die Natur, die er beschreibt, sondern es ist eine Landschaft, die kulturell geprägt ist. In den ersten Zeilen des Gedichtes läßt sich nicht trennen, ob *die Landschaft Masuren* oder deren ehemalige Bewohner angesprochen werden. Wenn der Dichter dies nicht eindeutig klärt, zeigt er gerade, wie beide ja auch nur als Teile eines Gemeinsamen zu beschreiben sind: Masuren als Begriff einer Landschaft, deren spezifische Prägung auch gesellschaftliches Produkt ist. Marian Jeleniewicz beschreibt masurische Landschaft in einem zeitlichen Bezug, der die früheren Bewohner, insoweit sie die Landschaft prägten, mit einbezieht. Die Vergangenheit ist auch durch deutsche Elemente geprägt; es sind die roten Ziegeldächer, Kennzeichen der ehemaligen ostpreußischen Siedlungen, und Schriften alter Gräber, die in Fraktur – im Original: gotykiem pisane –, der deutschen Schrift, geschrieben sind. Mit den sinnlichen Objekten der materiellen Umwelt werden die Elemente der Vergangenheit lokalisiert. Die Objekte zeugen von der *vergangenen Gesellschaft*.

Wenn von Marian Jeleniewicz eines Tages, so wie heute von vergangenen Generationen, nur ein Schriftzug künden wird, ist damit nicht die reale Schrift, die auf seinem Grabstein stehen wird, gemeint. Vielmehr wird er seine Spur in der Landschaft Masurens lassen, indem er die *kulturelle Tradition* aufgreift und ein Stück weiterführt. Zwar ist diese Kultur im Laufe der Zeit von Moos bewachsen worden, aber offensichtlich doch noch lebendig. Marian Jeleniewicz beschreibt sich als Glied einer historischen Kette, in der er von den deutschen Einwohnern der Vorkriegszeit eine kulturell geformte Landschaft übernahm, die er an seine Nachkommen weitergeben wird. Damit stellt er in der Gegenwart die Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft her.

Marian Jeleniewicz greift gleichzeitig auch die polnische Geschichte der Region auf, indem er sich auf den masurisch-polnischen Dichter Kajka⁵⁶ beruft. Das Spezifische der *masurischen Geschichte* zwischen deutscher und polnischer Historie wird durch den Bezug auf die Symbole deutscher Besiedelung (Ziegeldächer und Grabsteine mit Frakturschrift) und polnischer Einwohner (Kajka, als masurisch-polnischer Dichter) aufgegriffen. Marian Jeleniewicz verbindet in seiner Person beide Elemente – die deutschen und die polnischen – zu einer eigenständigen Identität mit der Region: Als neuer (polnischer) Landsmann wird er dem verstorbenen Dichter unter ziegelroten (deutschen) Dächern ein masurisches Lied singen. Kajka symbolisiert in diesem Fall die Darstellung masurischer Elemente als Teil polnischer Identität.⁵⁷

Gleichzeitig kündigt der Raum von der vergangenen Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist von dem Dichter getrennt, der ihr aber auch, vermittelt über die sinnlich erfahrbaren Objekte des geographischen Raumes, verbunden ist. Der Widerspruch ist in der Form des kollektiven Gedächtnisses als Konstruktion der Vergangenheit durch gegenwärtige soziale Gruppen aufgehoben. Sichtbar wird ein Charakter der Aneignung des Raumes, der Elemente der Gegenwart mit der Geschichte verbindet. In der Figur Kajkas, der als masurischer Dichter die polnische Perspektive der Region

⁵⁶ Michał Kajka (1858–1940) lebte im Osten von Masuren, in Klusy bei Elk, und sah die Masuren als eigene slawische Nationalität an, die unter preußischer Regierung lebte. Durch die Nähe des masurischen Dialektes zur polnischen Sprache definierte er Masuren als „Brüder der Polen“. Kajka war Mitglied der „Mazurska Partija Ludowa“ („Masurische Volkspartei“); vgl. Michał Kajka, *Z Duchowej mej niwy ... (Aus meinem geistigen Neuland ...)*, gesammelt u. bearb. v. Janusz Jasiński u. Tadeusz Oracki. Olsztyn 1982, S. V-XXVII; Władysław Gebik, *Przedmowa (Vorwort)*, in: Michał Kajka, *Wybór wierszy (Gedichtsammlung)*. Warszawa 1954, S. 10-18.

⁵⁷ Der von dem Autor des Gedichtes hergestellte historische Bezug zu Kajka kann auch als Betonung der polnischen Traditionen Masurens interpretiert werden. (Der Verfasser dankt Prof. Dr. R. Rexheuser für diesen Hinweis.)

symbolisiert, findet ein Element der Geschichte Eingang in die Bildung von Identität. Das kollektive Gedächtnis erfährt eine Unterstützung in der Geschichtsschreibung.⁵⁸ Die Symbole einer deutschen Vergangenheit der Region Masuren werden zu regionalen Symbolen der polnischen Gegenwart umgewidmet. Potentiell verlieren die Symbole auf diesem Weg ihren ethnischen und damit trennenden Charakter. Vielmehr zeigt sich in ihnen die Hoffnung einer regionalen, masurischen Identität. Das Gedicht kündigt von einer Aneignung des Lebensraumes, der als Faktor der Identität den Menschen in den vergangenen 50 Jahren zur Heimat wurde.

Zusammenfassende Überlegungen zur Aneignung des Raumes

In den vorangegangenen Ausführungen konnten die unterschiedlichen Ebenen individueller und gesellschaftlicher Konstruktionen, die im Prozeß der Aneignung zusammenfließen, aufgezeigt werden. Fokussiert wurde die Funktion materieller Objekte in einem *Prozeß symbolischer Aneignung*. Der Prozeß individueller Aneignung historisch geprägter gesellschaftlicher Objektivierungen findet in vielfachen Brüchen zwischen den Ebenen der Gesellschaft, des sozialen Milieus und individualpsychologischer Ausprägung statt.⁵⁹ Die Brüche lassen sich sowohl innerhalb der jeweiligen Ebene von gesellschaftlicher, sozialer und individueller Aneignung als auch zwischen den Ebenen finden. Zwischen den Ebenen kommt es zu Brüchen, da alle Ebenen ineinander verwoben sind, parallel existieren, aber unterschiedlichen Interessen und zeitlichen Abläufen unterliegen.

Als sinnlich erfahrbare materielle Objekte des alltäglichen Lebens entstammt die Mehrzahl der Gebäude in Orłowo einem Zeitraum, in dem die ökonomische Situation besser war. Orłowo ist heute in besonderem Maße durch die in der Region herrschende Arbeitslosigkeit geprägt. Die Gebäude und andere sinnliche Objekte transportieren diese Botschaft von der *Gegenwart* der dörflichen Gesellschaft in die Vergangenheit. Innerhalb dieser Ebene eines langen Zeitlaufes gesellschaftlicher Prozesse kommt der Bruch ökonomischer Entwicklungen zum Ausdruck. Auf der Ebene sozialer Gruppen wurde eine Bruchlinie entlang ethnischer Diffe-

⁵⁸ Halbwachs unterscheidet ausdrücklich zwischen kollektivem Gedächtnis und Geschichte. Im Gegensatz zum kollektiven Gedächtnis orientiert sich der Inhalt der Geschichte an den Differenzen, an weiter als eine Generation zurückreichenden Zeitläufen und hat keine notwendige Verbindung zu dem Alltag der gegenwärtigen sozialen Gruppen; vgl. Halbwachs, *Gedächtnis* (wie Anm. 20), S. 66 ff.

⁵⁹ Vgl. Selle, *Produktkultur* (wie Anm. 53), S. 29 f.

renzierungen aufgezeigt. Es kommt dabei zu einer ethnisch legitimierten Zuweisung von Verantwortlichkeiten. Davon trennt sich wiederum eine individuelle Ebene, indem bei sozialen ebenso wie gesellschaftlichen Erklärungen der persönliche Bereich nach anderen Kriterien bewertet wird. So zeigte sich, wie pauschal eine ethnisch definierte soziale Gruppe für die negativen Entwicklungen verantwortlich gemacht wurde und gleichzeitig die individuelle Leistung positiv erschien.

Mit der Theorie des kollektiven Gedächtnisses konnte die Form des konstruktiven Charakters der Vergangenheit in sozialen Gruppen aufgezeigt werden. In dem Begriff vom Milieu wurde die Verbindung räumlich-materieller Momente mit sozialen Aspekten ausgedrückt. Das *kollektive Gedächtnis* verbindet die affektive Ebene individueller Erinnerung mit den Daten langer gesellschaftlicher Entwicklungen in den nahräumlichen Bereichen des Alltagshandelns sozialer Gruppen.⁶⁰ Menschliches Handeln wird hier lediglich zu analytischen Zwecken in psychologische, soziale und ökonomische Bereiche getrennt, die als Teile des ganzen menschlichen Handelns in ihrer wechselseitigen Bedingtheit aufgefaßt werden.⁶¹

„Wie der Mensch eingebunden ist in den Raum, so ist er auch in den Maschen der sozialen Umwelt gefangen; Geographie aber beginnt erst dort, wo sie diese bekanntlich vielgestaltige soziale Wirklichkeit, die gleichzeitig auch Gegenstand der Geschichte, der Volkswirtschaft und der Soziologie ist, mit vollen Händen erfaßt, wo sie in großen Linien die Mühe ‚der Menschen um die Dinge‘, die oft auf der Erdoberfläche sichtbaren Zwänge und Schöpfungen des Gemeinschaftslebens, erforscht.“⁶²

In der Verbindung der verschiedenen Bereiche kommt mehr als die Banalität zum Ausdruck, daß sich Leben im geographischen Raum abspielt. Vielmehr durchdringen sich die Teilbereiche im Sinne einer dialektischen Verbindung, bei der die Wirkung der Teile, über ihre ursprüngliche Bedeutungsebene hinausgehend, in sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnissen erfaßt wird. Am Beispiel materieller Objekte wurde deren

⁶⁰ Vgl. Ingrid Oswald, Zum sozialen Gedächtnis: Der sowjetische politische Witz, in: Soziologie und Geschichte – Geschichte und Soziologie: Beiträge zur Osteuropaforschung, hrsg. v. Bálint Balla u. Anton Sterbling. Hamburg 1995, S. 205–222, hier S. 207 ff.

⁶¹ Vgl. Wallerstein, Sozialwissenschaft (wie Anm. 10).

⁶² Fernand Braudel, Schriften zur Geschichte. Bd. 1: Gesellschaften und Zeitstrukturen. Stuttgart 1992, S. 164.

Funktion als *Transmitter* von Informationen bei der Konstruktion von Wirklichkeit aufgezeigt. So zeigte sich, wie die architektonischen Objekte neben ihrer funktionalen Bedeutung zum Träger von Informationen der ökonomischen Situation ihrer Bewohner wurden. Sinnliche Objekte erhalten die Form von Symbolen, da sie stellvertretend für etwas anderes stehen.

Abschließend stellt sich hier noch die Frage nach den Auswirkungen der oben festgestellten Sachverhalte bei der *Konstruktion von räumlicher Identität*. Auf der Grundlage der bisherigen Ausführungen soll dazu noch eine Überlegung dargestellt werden.

Die Kategorie des kollektiven Gedächtnisses zeigt, daß es sich bei der Darstellung vergangener Zeiten des Dorfes Orłowo um eine Konstruktion aus der Gegenwart der Bewohner und ihrer Lebensbedingungen heraus handelt. Zwar verschlechterten sich objektiv die Lebensverhältnisse des Dorfes, aber gerade die Deutlichkeit, mit der alle Altersgruppen auf die negativen Veränderungen hinweisen und gleichzeitig die Ansätze positiver Entwicklungen ausblenden, weist auf den *Gegenwartsbezug der Beschreibungen* hin. Die in ökonomisch erzwungener Arbeitsmigration gemachten Erfahrungen werden wiederum durch den Niedergang des Dorfes Orłowo scheinbar bestätigt. Es wird die Erfahrung gemacht, daß an anderen Orten und in anderen Zeiten die Lebensbedingungen besser sind bzw. waren.

In Analogie zu Ausführungen von Eva Chai kann man Erfahrungswidersprüche, die aus dem ökonomischen Niedergang des Ortes resultieren, annehmen.⁶³ Räumliche Bezüge drücken sich in der konkreten Situation lediglich in einem fortschreitenden Verfall aus. Damit fehlen aber Aspekte der *Kontinuität* der materiellen Umwelt im Sinne einer andauernden Existenz materieller Objekte. Kontinuität nimmt hier die negative Erscheinungsform fortschreitenden Verfalls an. Fehlende (positive) Kontinuität der materiellen Umwelt kann aber wiederum die als Gleichgewicht der Person verstandene Identität stören.⁶⁴ Schwerwiegende Ereignisse, wie sie in dem Verlust ökonomischer Lebensgrundlagen zu sehen sind, bewirken einen Wandel im Verhältnis der Gruppe zu dem Ort.

„Diese Ausführungen enthalten die Implikation, daß der Mensch sein Selbst gestaltet (d.h. ‚eine Identität ... herleitet‘), indem er zuerst materielle ‚Welt‘ herstellt, um dann mit dieser zu inter-

⁶³ Vgl. Eva Chai (u.a.), *Heimat im Matscher Tal*. Oldenburg 1986, S. 62 ff.

⁶⁴ Vgl. Halbwichs, *Gedächtnis* (wie Anm. 20), S. 127.

agieren. Die Art und Weise dieser Transaktion determiniert in hohem Maße die sich daraus ergebende Persönlichkeit.“⁶⁵

Der Begriff der „determinierten Persönlichkeit“ ist insoweit zu relativieren, als die Individuen handelnde Subjekte ihrer historisch-gesellschaftlichen Entwicklung sind. Die Objekte erfahren in der Interpretation durch die soziale Gruppe eine Zuweisung von Bedeutung, aufgrund der sie Symbolcharakter annehmen. Zum Parameter der Bedeutungszuweisung werden die innerhalb der sozialen Gruppe *rationalen Handlungen* von Individuen. Soziale Strukturen bilden sich durch das Handeln der Menschen heraus. Deren Verhalten wird als sinnhaft innerhalb der objektiven Bedingungen und Zwänge angesehen.⁶⁶ Dies beinhaltet zwar die Annahme aktiver Subjekte, die ihre Lebensumwelt kompetent und bewusst entwickeln, verhindert aber nicht, daß sie innerhalb dieses Prozesses zu ungewollten Komplizen ihrer Unterdrückung werden.⁶⁷ Mit der analytischen Kategorie des notwendig *falschen Bewußtseins* wird der Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Bedingungen und ihrem Widerschein in den Individuen erfaßt. Als Ausdruck dieses Widerspruches nehmen soziale Verhältnisse die verdinglichte Form ethnischer Kategorien an.

Die Überlegungen zur Rationalität von Handlungen und subjektiv-kulturellen Formen als Ausdruck eines notwendig falschen Bewußtseins sollen es ermöglichen, das Geschichtsbild der Einwohner von Orłowo zu erfassen. Wenn die Bürger von Orłowo einen Bezug zu dem ehemals prosperierenden Orłowen herstellen, so drücken sie in dieser Relation ihre derzeitige ökonomische und soziale Randlage aus. Sie handeln rational, da die tatsächliche ökonomische Situation erlebt und erkannt wird. Der Übermächtigkeit, mit der diese Situation erlebt wird, entspricht (notwendig) das Ausblenden des tatsächlichen Wandels.

Zu vermuten ist, daß es durch die problematische Lebenssituation zu Brüchen in dem Prozeß der *Aneignung des Lebensraumes* als Heimat kommt. Die Brüche treten auch an den verschiedenen sozialen Ebenen der Erfahrungen auf. Kollektive Verhaltensweisen und Ansichten bilden sich auf den Ebenen von Gesellschaft, sozialer Gruppe und Individuum nach unterschiedlichen Kriterien. Dabei kommt es sowohl zur Aneig-

⁶⁵ Csikszentmihalyi, Rochberg-Halton, Sinn (wie Anm. 44), S. 35.

⁶⁶ Gudrun Lachenmann, *Ökologische Krise und sozialer Wandel in afrikanischen Ländern*. Saarbrücken/Fort Lauderdale, Fl. 1989, S. 20ff.

⁶⁷ Norman Long, *Auf der Suche nach einer Soziologie der ländlichen Entwicklung. Akteure, Strukturen und Interventionen*. Berlin 1991 (Sozialanthropologische Arbeitspapiere. 36), S. 16f.

nung als auch Distanzierung von dem Lebensumfeld. In Analogie zu der von Danielzyk und Helbrecht für das Ruhrgebiet konstatierten geographischen Absetzbewegung könnte man für Orłowo von einer *zeitlichen Absetzbewegung* sprechen.⁶⁸ Der Begriff meint einmal das Ignorieren von Ursachen derzeitiger Probleme und gleichzeitig die Suche nach positiven Identifikationsbereichen. Es erscheint unwahrscheinlich, daß die Menschen in Orłowo leben können, ohne zumindest in Teilbereichen eine positive Identifikation mit ihrer Umwelt einzugehen. Parallel zu einer Absetzbewegung von der ökonomischen Realität findet in Orłowo gegenläufig die *Aufwertung der naturräumlichen Lebensumwelt* statt. Durchgängig betonen die Einwohner die Schönheit, Sauberkeit, Natürlichkeit ihrer masurischen Landschaft. Übergreifend über alle sozialen Gruppen wird dieser Aspekt genannt und wird damit zum Merkmal räumlicher Identifikation. Bei allen Problemen und trennenden Zuweisungen des alltäglichen Lebens konstituiert sich darin doch ein Bewußtsein des gemeinsamen Lebensraumes.

⁶⁸ Vgl. Rainer Danielzyk, Ilse Helbrecht, Ruhrgebiet: Region ohne Gegenwart?, in: Programm und Praxis qualitativer Sozialgeographie, hrsg. v. Peter Sedladek. Oldenburg 1989 (Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung. 6), S. 101-131, hier S. 122 ff.

Deutsches Kriegerdenkmal oder religiöses Schutzmal? Bedeutungen eines „verschwundenen“ Symbols*

von Barbara Eßer

Einleitung

Sonntagsspaziergang in einem Dorf¹ an der Weser, mehr als 50 Jahre nach Faschismus und Krieg: Kaum jemand ist auf der Hauptstraße zu sehen. Landwirtschaft spielt fast keine Rolle mehr, die meisten Dorfbewohner sind Rentner oder Arbeitspendler. Auf den eingesessenen Höfen erinnert sich die ältere Generation noch gut an die Nachkriegsjahre, als dieser Ort bis 1949 als vorübergehende Heimstatt für sogenannte „Displaced Persons“ diente. Es waren zum größten Teil Polen und Polinnen, die während des Zweiten Weltkrieges zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt worden waren. Ihnen wurde hier eine Übergangsphase ermöglicht, um sich zu orientieren, wohin und zu wem sie überhaupt zurückkehren konnten. Dieser Teil der für die Einwohner nicht leichten Geschichte, als sie ihre Häuser räumen mußten, ist im Dorfbild nicht mehr präsent. Allenfalls auf dem Friedhof erinnern noch polnische Gräber an dieses „Zwischenspiel“.

An einem zentralen Punkt des Dorfes befindet sich die Bushaltestelle „Denkmal“. Hier warten die Schulkinder auf den Bus, aber auch jeder Spaziergang durch diesen Dorfteil führt fast unweigerlich daran vorbei. Eigentlich müßte die Haltestelle „Denkmäler“ heißen. Denn auf der einen Straßenseite steht unscheinbar zwischen zwei Eichen ein Denkmal für die Opfer der Gemeinde in den Kriegen 1866 und 1870/71, dessen Texte nur teilweise zu entziffern sind. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, nimmt in einem gepflegten, mit kurzgehaltenen Hecken umrandeten Beet weithin sichtbar ein großer, heller Obelisk, gekrönt von einem Reichsadler, seinen Platz ein. Auf diesem Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges sind die Inschriften offensichtlich vor nicht langer Zeit erneuert worden und somit gut lesbar:

* In polnischer Übersetzung erschien der Artikel in: *Przegląd Zachodni* (2000), H. 1, S. 149-171.

¹ Es handelt sich um Wietersheim bei Minden. Die allgemein gehaltene Angabe „Dorf“ ist bewußt gewählt, da das geschilderte Beispiel exemplarisch für den Umgang mit Kriegerdenkmälern in Deutschland und Österreich zu verstehen ist; vgl. z.B. Reinold Gärtner, Sieglinde Rosenberger, *Vergangenheit in der Gegenwart*. Innsbruck 1991.

„Den Gefallenen zum Gedächtnis,
den Lebenden zur Anerkennung,
künftigen Generationen zur Nacheiferung.“

Ähnliche Denkmäler wurden um die Jahrhundertwende und nach dem Ersten Weltkrieg überall, in der Regel an zentralen Plätzen, in den Dörfern und Städten des Deutschen Reiches aufgestellt.

1934 legte ein Reichsgesetz für den bis dato regional unterschiedlich begangenen Heldengedenktag als verbindlichen Termin den 5. Sonntag vor Ostern fest. In seinem Buch über Kriegerdenkmäler in Deutschland verweist Lurz darauf, daß es sich bei diesem Frühlingstermin um eine gezielte symbolische Setzung handelte.² Der Frühling als Ausdruck des Erwachens der Natur sei politisch zum Symbol des Dritten Reiches umgedeutet worden. Die Kriegerdenkmäler und Rituale wie die Feiern am „Heldengedenktag“ waren ein Teil der Zelebrierung nationalistischen Gedankenguts. Wie betrachteten die Zwangsarbeiter, die nach 1939 ins Deutsche Reich verschleppt wurden, solche Feierlichkeiten, wie nahmen sie diese wahr? Wurden für sie solche Orte nicht zu eindeutigen Symbolen des deutschen Faschismus?

In Polen trifft man in der Vorkriegsgeneration kaum jemanden, der nicht selber oder in seiner nahen Familie die Erfahrung von Verschleppung und Zwangsarbeit gemacht hat. Infolge des Zweiten Weltkrieges und der Westverschiebung Polens wurde das südliche Ostpreußen zu einem Teil des polnischen Staates. In die durch Flucht, Vertreibung und Aussiedlung der deutschen Bevölkerung freigewordenen Häuser zogen Polen ein. Sie kamen auf der Suche nach besseren Lebensbedingungen, nach einem Dach über dem Kopf, weil das ihre zerstört war, oder auf der Suche nach einem neuen Zuhause, da ihr altes nun zur Sowjetunion gehörte. Manche mußten weite Wege zurücklegen zwischen Ostpolen, Sibirien oder Westdeutschland, bevor sie schließlich in Masuren ihren neuen Wohnsitz fanden. In alten Meldeunterlagen³ findet sich bei einigen als vorheriger Aufenthaltsort auch jenes Gebiet, zu dem das Dorf an der Weser gehört.

Was macht man, wenn man in ein fremdes Dorf, in das Haus von Fremden einzieht, wo überall Spuren von diesen Fremden erzählen? Und was bedeuten diese Spuren, wenn die Fremden zu einer Nation gehören, die bis vor kurzem den Angehörigen der eigenen Nation gegenüber

² Meinhold Lurz, *Kriegerdenkmäler in Deutschland*. Heidelberg 1987 (Bundesrepublik. 6), S. 509.

³ In den Meldeunterlagen der Nachkriegszeit im staatlichen Archiv von Elk (dt. Lyck) gibt es Personen mit der Angabe Minden als Herkunftsort.

feindlich aufgetreten ist? Wie gelingt es, sich hier wohl zu fühlen – nicht durch die überall präsenten Spuren an negative Erfahrungen erinnert zu werden? Wie geht man mit diesen Spuren um, und auf welche Weise macht man sich diese Fremde zu eigen?

Dies waren wichtige Fragen meiner 1995/96 in Stare Juchy,⁴ einem Dorf in Masuren, durchgeführten einjährigen Feldforschung. Der Umgang mit und die Rezeption von symbolträchtigen Orten wie z.B. Denkmälern waren dabei von besonderem Interesse.

Denkmäler sind wichtige Raummarken. Die Denkmalstifter wollen etwas dauerhaft vergegenwärtigen, indem sie mittels der Denkmäler als Bezugspunkte und Mittel gesellschaftlicher Kommunikation bestimmten Themen eine besondere Bedeutung verschaffen. Obwohl der Historiker Gerhard Schneider sich ausschließlich auf Kriegerdenkmäler bezieht, ist seine Charakterisierung der Funktion von Kriegerdenkmälern und der sie umgebenden Rituale durchaus auf Denkmäler allgemein übertragbar:

„Die Ikonographie der Kriegerdenkmäler, die Inschriften und das Zeremoniell der Einweihungen und jährlichen Feiern dienen auch der Weitergabe von als verpflichtend verstandener Tradition zum Zweck der Identitätsstiftung, zur Legitimation bestimmter, meist politischer Interessen und zur Orientierung in Gegenwart und Zukunft, jeweils ganz im Sinne der Denkmalstifter.“⁵

Denkmäler sind demnach eng mit dem jeweiligen soziokulturellen Kontext der Stifter verbunden. Die Inhalte, die sie tradieren, stehen im direkten Zusammenhang mit bestimmten gesellschaftlichen Interessen und ihrer Legitimation. Doch was geschieht, wenn sich, wie nach 1945, die Gesellschaft wandelt und die durch die Denkmäler intendierten Inhalte keine akzeptierten Traditionen, keine Identitätsstiftung, keine Legitimation, keine Orientierung mehr vermitteln? Wie ist die polnische Bevölkerung nach 1945 mit den deutschen Denkmälern umgegangen, die in ihrer ursprünglichen Intention die genannten Funktionen eines Denkmals nicht

⁴ Ich verwende im Text durchgängig die heutigen polnischen Namen der Orte. Angaben zu den Namen in deutscher Zeit finden sich entweder in Klammern oder in einer Fußnote. 1929 wurden die drei Ortsteile Alt, Neu und Adlig Jucha unter dem Namen Jucha zusammengefaßt, was dann unter nationalsozialistischer Herrschaft 1938 durch die germanisierende Bezeichnung „Fließdorf“ ersetzt wurde.

⁵ Gerhard Schneider, „... nicht umsonst gefallen?“ Kriegerdenkmäler und Kriegstotenkult in Hannover. Hannover 1991 (Hannoversche Geschichtsblätter. Sonderband 1991), S. 11.

erfüllen konnten? Wie hat man sie rezipiert und welche eigenen Themen wurden mit Hilfe von Denkmälern vergegenwärtigt?

Stare Juchy hat 1600 Einwohner und ist Gemeindezentrum für 22 kleinere Dörfer. Durch die vielen Läden, die Apotheke, das Hotel, die beiden Restaurants, die drei Kneipen sowie die öffentlichen Einrichtungen wie Post, Gesundheitszentrum, Gemeindeverwaltung und Bibliothek erhält der Ort vor allem in den Sommermonaten, wenn auch die Ferienanlagen geöffnet sind und das ganze Leben etwas schneller und bunter wird, einen fast kleinstädtischen Charakter.

Im Zentrum des Dorfes befindet sich der „500-Jahr-Platz“ („plac 500-lecia“), so benannt anlässlich des 1961 mit einer großen Feier begangenen 500jährigen Bestehens von Stare Juchy. Hier treffen vier Zufahrtsstraßen zusammen. Durch das Hotel, das Restaurant, zwei Kneipen, die einzige Bushaltestelle des Ortes, die überwiegend hier konzentrierten Einkaufsmöglichkeiten sowie Kirche und Gemeindeverwaltung wird der Platz nicht nur räumlich, sondern auch sozial zum Dorfzentrum. In der Mitte des Platzes befindet sich, etwas erhöht und durch eine Mauer begrenzt, eine kleine Grünanlage mit Sitzbänken, auf denen sich an sonnig-warmen Tagen schwerlich ein freier Sitzplatz finden lässt. In dieser von den Dorfbewohnern als Park bezeichneten Grünanlage steht heute neben der Stelle, wo noch bis 1961 ein deutsches Kriegerdenkmal⁶ seinen Platz einnahm, ein 1966 aufgestelltes Denkmal, über dessen Intention eine Tafel mit der Aufschrift informiert:

„Zum
1000-jährigen Bestehen
des Polnischen Staates
den Kämpfern
für
das Polentum
in Ermland und Masuren
von der Gemeinschaft
Stare Juchy.“⁷

⁶ Das Kriegerdenkmal wurde im Zuge der Vorbereitungen für die 500-Jahr-Feier von Stare Juchy abgerissen; vgl. Jan Kawecki, *Kronika Stare Juchy od 1945–1968. Praca na konkurs (Chronik von Stare Juchy von 1945 bis 1968. Arbeit zum Wettbewerb)*. Manuskript, Olsztyn 1968, im *Ośrodek Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego*, R-637/XI, S. 3.

⁷ „W 1000 LECIE PANSTWO POLSKIEGO BOJOWNIKOM O POLSKOŚĆ WARMII I MAZUR SPOŁECZEŃSTWO STARYCH JUCH.“ Diese und alle weiteren Übersetzungen aus dem Polnischen stammen von mir. Der polnische Text wird grundsätzlich in der Fußnote wiedergegeben.

Das Denkmal ist typisch für die Bemühungen des polnischen Staates, die nach dem Zweiten Weltkrieg an Polen gefallen Gebiete des Deutschen Reiches als ursprünglich polnische Gebiete herauszustellen. Dazu gehörte auch das Kultivieren der Erinnerung an diejenigen Personen, die sich vor 1945 gegen die Germanisierung der masurischen Bevölkerung engagierten. Vor allem unter der ländlichen Bevölkerung Masurens war, trotz jahrhundertelanger Siedlung unter preußischer Regierung, die masurische Sprache, ein altpolnischer Dialekt mit deutschen Lehnwörtern, auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch verbreitet.⁸ Die seit 1870 deutlich abnehmende Zahl von Personen, die Masurisch als Muttersprache angaben, wurde aus polnischer Sicht als Resultat einer erzwungenen Germanisierung angesehen.⁹ Entsprechend erfuhren die Schüler in polnischen Schulen über die Geschichte Masurens vor 1945 sehr ausführlich etwas von der Unterdrückung der slawischen Merkmale masurischer Kultur unter Bismarck sowie von der Behinderung derjenigen, die 1920 für eine Option für Polen arbeiteten. Leben und Werk von Personen wie z.B. Wojciech Kętrzyński,¹⁰ dem Namenspatron der Schule in Stare Juchy, und Michał Kajka,¹¹ die sich aktiv für die masurische Sprache und Kultur ein-

⁸ Vgl. Andreas Kossert, *Die Masuren im Spannungsverhältnis des deutsch-polnischen Konflikts der Zwischenkriegszeit (1919–1939)*. Unveröffentlichte Magisterhausarbeit im FB Geschichtswissenschaften – Friedrich-Meinecke-Institut – an der Freien Universität Berlin 1996, S. 10ff. Ein interessanter literarischer Beitrag zum Alltagsleben im ländlichen Masuren in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist die von Wilfried Legat (*Duft von Kalmus. Geschichte einer ostpreußischen Familie*. Husum 1995) auf der Grundlage von Recherchen und den schriftlichen Lebenserinnerungen seines Vaters nachgezeichnete Geschichte seiner Familie, die aus der Gemeinde Stare Juchy/Jucha stammt.

⁹ Es gab klare Germanisierungsbestrebungen von seiten der preußischen Regierung, doch hat sich, anders als bei der polnischen Bevölkerung Preußens, unter den Masuren kein größerer Widerstand dagegen formiert. Im Gegenteil scheint es eine starke Ausrichtung auf die preußisch-deutsche Gesellschaft mit ausgeprägter Assimilierungsbereitschaft in der masurischen Bevölkerung gegeben zu haben. Daß aus polnischer Sicht die Germanisierung der Masuren als ein erzwungener Prozeß verstanden wird, ist im Kontext der Zwangserfahrungen der Polen unter preußischer Regierung zu sehen; vgl. Kossert, *Masuren* (wie Anm. 8).

¹⁰ Wojciech Kętrzyński (1838–1918), als Albert Winkler in Lötzen (heute Giżycko) geboren. Laut Kossert, *Masuren* (wie Anm. 8), S. 2, stellt die von Kętrzyński 1872 veröffentlichte Schrift „O Mazurach“ die erste Formulierung eines nationalpolnischen Widerstandes gegen die preußisch-deutschen Germanisierungsmaßnahmen dar. In dieser ordnet Kętrzyński die Masuren den Polen zu und tritt für die Zugehörigkeit Masurens zu einem polnischen Staat ein. Die Position Kętrzyńskis entspricht dem, was später zur Grundlage der polnischen Masurenpolitik wurde.

¹¹ Michał Kajka (1858–1940) gilt heute in Polen als masurischer Volkspoet, der für die masurische Sprache und das Polentum der Masuren eintrat. Sein Haus in dem Dorf Ogródek unweit von Elk wurde auf Betreiben von Jan Kaweckı, einem gesellschaftspolitisch aktiven Lehrer aus Stare Juchy, Ende der 60er Jahre zu einem Michał Kajka-Museum umgewandelt; vgl. Jan Kaweckı, *Stare Juchy – centrum turytyczne* (Stare Juchy – ein Touristenzentrum), in: *Pamiętniki mieszkanców ziem*

gesetzt hatten, gehören zum Programm des Geschichtsunterrichts. Im Museum der Schule von Stare Juchy hängen Bilder und Lebensläufe dieser „Kämpfer für das Polentum“. Bis vor wenigen Jahren wurde regelmäßig die Bedeutung des Denkmals durch Blumen- und Kranzniederlegungen von Schülern und Pfadfindern rituell begangen.

In die „wiedergewonnenen Gebiete“, wie es im ideologischen Sprachgebrauch heißt, wurden nach dem Krieg gezielt Personen des öffentlichen, d.h. politisch-kulturellen Lebens geschickt, die aktiv auf eine „Repolonisierung“ dieser Gebiete hinarbeiten sollten. In Stare Juchy hatte sich dies Jan Kawecki zum Ziel gemacht, der 1947 zum Aufbau einer sogenannten Volksuniversität (1947–1952) in den Ort kam und anschließend als Lehrer und Kulturschaffender bis zu seinem Tod 1977 eine zentrale Person des öffentlichen Lebens in Stare Juchy blieb. Sein besonderes Interesse galt dem Sammeln von Zeugnissen des Polentums in Masuren und der Vermittlung dieses Wissens an die Einwohner von Stare Juchy. Er setzte sich sehr für die Wahrung des Andenkens an die „Kämpfer für das Polentum“ in Masuren ein.¹²

Dieses Denkmal stellt also ein Beispiel für die staatlicherseits intendierte symbolische Aneignung der nach 1945 z.B. noch durch Schriften, Baustil, Denkmäler und Friedhöfe mit den Deutschen verbundenen Bedeutungen aufgeladenen Land- und Ortschaften dar. Doch ist symbolische Aneignung¹³ gezielt von oben steuerbar? Für einen Außenstehenden ist der Austausch der Denkmäler gleichbedeutend mit einem gut nachvollziehbaren Austausch der Symbolik. Ein Symbol deutscher Kriegspolitik wird durch ein Symbol für Polen und kämpferisches Polentum ersetzt. Man liest den Text, sieht die Zeichen und meint zu wissen, wie das Denkmal und der Raum, den es definiert, verstanden wird. Doch die Bedeutungen, die für die Dorfbevölkerung mit dem deutschen Kriegerdenkmal verbunden sind, sowie die Rezeption des neuen Denkmals zeigen, wie komplex und unerwartet der Umgang mit Symbolen sein kann und wie wichtig daher qualitative Forschung ist.

Im Zuge meiner einjährigen Feldforschung führte ich viele Gespräche mit den Einwohnern über ihr Leben und ihre Beziehungen zu dem Ort. In Stare Juchy und der gesamten Gemeinde leben nur noch sehr verein-

zachodnich. Warmia i Mazury (Tagebücher der Bewohner der Westgebiete. Ermeland und Masuren). Bd. VII, Tl. 1, Poznań 1977, S. 85-145, hier S. 124-129.

¹² Vgl. ebenda.

¹³ Unter „symbolischer Aneignung“ verstehe ich die Aufladung der räumlichen Umwelt mit Bedeutungen zur Orientierung und zur Bestätigung des Bildes von sich und der Welt aufgrund von individuellen und kollektiven Erfahrungen, Erinnerungen.

zelt Deutsche/Masuren,¹⁴ so daß die meisten meiner Gesprächspartner oder ihre Eltern bzw. Großeltern erst nach 1945 hierhingekommen sind. In diesen Gesprächen kam es zu mich verblüffenden Diskrepanzen zwischen dem, was mir über das frühere Denkmal erzählt wurde, und der Tatsache, daß es sich um ein Kriegerdenkmal handelte sowie zwischen meiner Erwartung, daß der Abriss eines deutschen Kriegerdenkmales auf breite Zustimmung bei der polnischen Bevölkerung hätte treffen müssen, und der verbreiteten Ablehnung des Abrisses.

Trotz regelmäßiger Nachfrage konnte ich kein Photo von dem Denkmal erhalten, so daß weder mir noch den Erzählenden ein entsprechendes Bild präsent war. Daher beruhen die Schilderungen zum Denkmal auf überlieferten Erzählungen und/oder auf über 30 Jahre zurückliegenden Erinnerungen. Grundlage meiner Darstellungen sind schriftliche Notizen von Gesprächen sowie Aussagen zum Denkmal, die ich entweder im Rahmen von längeren Interviews oder von Ausführungen zu einer Photoserie von Plätzen und Gebäuden in Stare Juchy, zu der auch ein Bild des heutigen Denkmals gehörte, aufnahm. Zwar gab es Personen unter den jüngeren oder erst seit Ende der 60er Jahre nach Stare Juchy zugezogenen Gesprächspartnern, die nichts von einem früheren Denkmal bzw. Kreuz wußten. Doch das waren wenige. Nicht selten kamen ältere Leute von sich aus auf das Thema zu sprechen.

In den Gesprächen bemühte ich mich, möglichst nur indirekte Fragen zu stellen, wie z.B., ob sich im Park etwas verändert habe. Erst nachdem das Denkmal genannt wurde, fragte ich vorsichtig konkreter nach, wie z.B., was das für ein Denkmal gewesen sei. Hintergrund dieser Fragehaltung war zum einen das Bestreben, die Äußerungen möglichst wenig zu beeinflussen, doch ebenso maßgebend waren meine Bedenken, durch zu direkte Nachfragen nach einem *deutschen* Denkmal den Eindruck eines

¹⁴ Die einen sprechen von „Masuren“, die anderen von „Deutschen“. Beide Begriffe sind vor allem nach 1945 zu Schlagwörtern im ideologischen Diskurs geworden. Von polnischer Seite werden dann ausschließlich die Bezeichnungen „Masuren“ oder „Autochthone“ verwendet, wenn man sagen will, daß es sich eigentlich um eine polnische Untergruppe handele, die in den eigenen, sprich polnischen Staat zurückgekehrt sei. Von deutscher Seite ist betont von „Deutschen“ die Rede, wenn das Zugehörigkeitsgefühl der Masuren zum deutschen Staat hervorgehoben werden soll. Die Selbst- und Fremdbezeichnungen sind nicht konsistent. Sicher überwiegt die Selbstbezeichnung als „Deutsche“. Doch obwohl ich für die Verwendung der Selbstbezeichnungen ethnischer Gruppen bin, habe ich mich hier für die Doppelbezeichnung entschieden, da es mir wichtig ist zu signalisieren, daß ich weder als Vertreterin des polnischen noch des deutschen Standpunktes eingeordnet werden möchte. Denn nach meinen Erfahrungen wird von beiden Seiten die ausschließliche Verwendung des jeweils von der eigenen Gruppe nicht als politisch opportun angesehenen Begriffs als Zeichen für die Zugehörigkeit zum anderen Lager mit allen ideologischen Implikationen gedeutet.

besonderen Interesses an dem Thema zu erwecken. Dahinter stand die Sorge, der Gedanke könnte aufkommen, ich würde den Abriß verurteilen und einen Wiederaufbau gut finden. Bei den einen hätte ich mich damit diskreditiert und bei den anderen möglicherweise zur Bestärkung von Plänen beigetragen, die ich keineswegs fördern wollte.

An dieser Stelle halte ich es für wichtig, darauf hinzuweisen, daß die historischen Rahmenbedingungen meine Forschungen als Deutsche in diesem ehemals deutschen Gebiet stark beeinflussten. Ich mußte oft feststellen, daß die Tatsache, Deutsche zu sein, für meine Gesprächspartner zunächst das entscheidende Faktum war, das die Gesprächssituation definierte. Vor allem Personen der Vorkriegsgeneration erzählten bei den ersten Begegnungen oft sehr unmittelbar von ihren Kriegserlebnissen und auch späteren Erfahrungen, die sie mit Deutschen gemacht hatten. Sehr gern wurde mir von positiven Erfahrungen mit Deutschen erzählt – sogar aus der Zeit als Zwangsarbeiter. Doch meine Anwesenheit rief auch Mißtrauen gegenüber deutschen Ansprüchen auf dieses Gebiet und traumatische Erinnerungen wach. So erzählte mir eine Frau, als wir beim Abschied auf ihrem Hof standen, daß sie zwei Jahre im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück gewesen sei. Sie rede nicht gern darüber, doch sie würde gern wissen, wo das Lager eigentlich gewesen sei und wie es heute dort aussehe. Als ich ihr später die erwünschten Informationen und Bilder von dem Lager übergab, brach sie in Tränen aus.

Eine besonders belastende Situation erlebte ich in dem Gespräch mit einem älteren Mann. Das Gespräch war über seinen Sohn vermittelt worden, der ihm mitgeteilt hatte, mein Interesse beziehe sich auf die Nachkriegsgeschichte. Bevor ich überhaupt etwas sagen oder fragen konnte, schilderte der Mann, in extrem verkrampfter Körperhaltung am Küchentisch sitzend, über drei Stunden lang seine grauenhaften Erlebnisse und Torturen, die er in Einzelhaft als politischer Häftling, im Konzentrationslager und als Zwangsarbeiter vier Jahre lang erlitten hatte. Einziger Auslöser für seine Erzählung war offensichtlich, als Gegenüber eine deutsche Forscherin zu haben.

Zu diesen mich sehr erschütternden Erlebnissen kam die immer wieder gemachte Erfahrung hinzu, daß mir in Gesprächen subtil „deutsche Ansichten“ unterstellt wurden. Dazu gehörte z.B., ich dächte, die Polen seien den Deutschen unterlegen, faul und unfähig zu ordentlicher Arbeit, oder ich sei im Grunde für eine Revision der Grenzen und empfände Masuren als deutsches Gebiet. So löste z.B. meine quantitative Erhebung mittels Fragebogen das Gerücht aus, meine Nachfragen nach Nationalität und Herkunft hätten zum Ziel, Daten zu gewinnen, mit denen eine Rückgabe dieser Gebiete an Deutschland legitimiert werden solle.

Diese von mir erfahrenen Rahmenbedingungen beeinflussten den Verlauf meiner Forschungen und damit auch die empirischen Ergebnisse erheblich. So stellte ich in bezug auf das Denkmal viele direkte und möglicherweise provozierende Nachfragen, z.B. zu seiner Bedeutung und wie es denn genau mit den Plänen zu seinem Wiederaufbau gelaufen sei, nicht.

Im 2. und 3. Kapitel werde ich zunächst die Rezeption des früheren deutschen Kriegerdenkmals und die Schilderungen zu den Hintergründen und Folgen des Umgangs mit ihm, wie sie mir in den Gesprächen vermittelt wurden, wiedergeben und versuchen, den soziokulturellen Kontext aufzuzeigen, der diese Darstellungen verständlich macht. Im 4. Kapitel gehe ich dann auf Äußerungen zur Frage der Rekonstruktion des früheren und die Rezeption des gegenwärtigen Denkmals ein. Dabei geht es darum aufzuzeigen, wie wichtig die Differenzierung zwischen der Intention und Rezeption von Denkmälern ist.

Das ehemalige Kriegerdenkmal – kein Kriegerdenkmal?

Das Aussehen des Denkmals. Die überraschende Einseitigkeit der Wahrnehmung

Das Bild, das die einzelnen von dem früheren Denkmal entwerfen, weist erstaunliche Unterschiede auf. Eine vergleichsweise nüchterne Beschreibung stammt von Ewa Silska.¹⁵ Sie gibt an, sich an das Denkmal noch aus ihrer Schulzeit erinnern zu können: „Es war so ein Kegel, aus Steinen gemauert, und auf der Spitze war ein Kreuz.“¹⁶ (Ewa Silska, 35-60 J., Stj, Verwaltung)¹⁷

¹⁵ Jedem Gesprächspartner wurde durchgängig ein fiktiver Name zugeordnet.

¹⁶ „Był taki stożek z kamieni wmurowany i na szczycie był krzyż.“

¹⁷ Die Angaben in Klammern betreffen Alter, Herkunftsgebiet (wo geboren), gegebenenfalls mit dem Jahr des Zuzuges nach Stare Juchy, und den Bereich, dem der früher oder aktuell überwiegend ausgeübte Beruf zugeordnet werden kann. Da bei genauer Altersangabe die Anonymität nicht gewahrt wäre, ordne ich nur Altersgruppen zu. Die Aufteilung besteht aus Personen, die älter als 60 Jahre sind und daher noch eigene Erinnerungen an Kriegs- und Nachkriegszeit besitzen (> 60 J.). Für die Gruppe der 35- bis 60jährigen trifft dies in bezug auf das frühere Denkmal zu (35-60 J.). Personen, die jünger als 35 Jahre alt sind, können beides nur aus Überlieferungen kennen (< 35 J.). Die Abkürzungen der Herkunftsgebiete stehen für: Stj = Gemeinde Stare Juchy (bzw. bis 1945 Jucha/Fließdorf), Pl = Polen, Ostp = Ostpreußen (vor 1945), Lit = jetzt zu Litauen gehörende Gebiete, Br = jetzt zu Belorussland (Weißrussland) gehörende Gebiete. Ich halte diese Informationen für interessant, da sie dem Leser eine gewisse selbständige Einordnung der Aussagen zum Denkmal ermöglichen. Jeden einzelnen Gesprächspartner genauer darzustellen und damit den personenbezogenen Kontext seiner Aussagen zu berücksichtigen, wäre zu weitführend.

In den meisten Darstellungen dominiert die Beschreibung des Kreuzes. Zu keinem anderen Element des Denkmals werden so viele Details genannt. Allerdings differieren sie sehr stark. So werden unterschiedliche Farben genannt – weiß, schwarz, silber. Für die einen handelt es sich um ein schlichtes Kreuz, während andere es mit Christusfigur oder schmiedeeisernen Ornamenten wie bei den Metallkreuzen auf masurischen Friedhöfen aus deutscher Zeit beschreiben. Auch die Angaben zum Material variieren zwischen Eisen, Holz oder Stein. Nur selten wird auf den aus Steinen gemauerten Teil Bezug genommen.

Besonders in den Beschreibungen durch Jüngere, die das Denkmal nur noch aus mündlichen Überlieferungen kennen, fällt auf, daß allein das Kreuz ihr Bild von dem Denkmal bestimmt:

„Aber früher einmal hat meine Mutter mir erzählt, daß dort ein Kreuz war, weißt Du. So eins aus Steinen, ein großes, riesiges Kreuz war das. Ich weiß nicht, wieviel Meter das hatte, wohl so um die drei Meter hatte es.“¹⁸ (Edita Zaleska, < 35 J., Stj, Bildungswesen)

Das abgerissene Kriegerdenkmal wurde zu einem Kreuz. Auch bei mir entstand aufgrund der ersten Erzählungen, die ich zu dem Denkmal gehört hatte, das Bild, es habe sich um ein großes, schmiedeeisernes Kreuz gehandelt. Bei Kasia Bielecka, die ebenso wie Edita Zaleska in Stare Juchy geboren wurde und aufwuchs, geht der religiöse Charakter des Denkmals so weit, daß sie auf der Grundlage von Schilderungen ihrer Mutter erzählt: „Irgendwann wohnten hier Deutsche und stellten ein Denkmal von Jesus auf, der ein Kreuz trug, weißt du?“¹⁹ (Kasia Bielecka, < 35 J., Stj, Haushalt²⁰)

Das Verbindende der Beschreibungen ist die religiöse Bedeutung, die das Denkmal erhielt. Dies wird auch durch einige genannte Texte, die auf dem Denkmal gestanden haben sollen, unterstützt. „Dort war die Inschrift eingeritzt ‚Wir fürchten niemanden außer Gott allein‘.“ (Renata Karska, 35–60 J., Stj, Handel) „Und so in freier Übersetzung, wissen Sie,

¹⁸ „Ale kiedyś mama moja opowiadała, że tu był krzyż, wiesz. Taki z kamienia był wielki ogromny krzyż, nie wiem ile on miał metrów, chyba ze trzy metry miał.“

¹⁹ „Niemcy mieszkali tutaj kiedyś i postawili pomnik Pana Jezusa, który niósł krzyż, wiesz?“

²⁰ Bei der Angabe „Haushalt“ ist zu bedenken, daß in der Regel häusliche Subsistenzproduktion betrieben wurde und heute noch betrieben wird. Hinzu kommen handwerkliche Tätigkeiten wie Nähen oder die Vermietung von Privatzimmern an Touristen. Insofern besagt diese Einordnung nur, daß keiner geregelten Erwerbsarbeit nachgegangen wird bzw. wurde.

in freier Übersetzung, was dort geschrieben war? Da war der Dank an Gott für die Gabe von Regen. Und auf der anderen Seite war die Bitte um Regen.“²¹ (Andrzej Sawicki, 35-60 J., Stj, Staatsdienst)

Überraschend an den Beschreibungen ist, daß nur wenige von Inschriften für Gefallene erzählen, und wenn, dann gehen sie davon aus, daß sie sich auf den Ersten oder Zweiten Weltkrieg bezogen. Denn es gibt ein Buch über die Geschichte von Stare Juchy,²² von dem viele angeben, es zu kennen. Dort ist zu lesen, daß die Namen der im preußisch-französischen Krieg von 1870²³ Gefallenen in eine Metalltafel eingegossen an dem Denkmal auf dem Platz in Juchy angebracht gewesen seien.²⁴ Der genaue Text wird allerdings nur auf deutsch in einer Fußnote wiedergegeben:

„Aus diesem Kirchspiel starben für Koenig und Vaterland – Kaiser und Reich – 1866 – Friedr. Bahlo, Sam. Drewinanka – 1870–1871 – Gottl. Danielewicz, Sam. Raulin, Sa. Kierchner, Friedr. Bubrzicki, Joh. Choinowski, Ludw. Pietczyk, Karl Nikla, Chr. Hamerschmidt, Gottl. Sujatta, Friedr. Pawloski.“²⁵

Selbst Teresa Lerska, die vor dem Krieg in der Gemeinde Stare Juchy geboren wurde und das Denkmal gut aus eigener Anschauung kennen mußte, konzentriert ihre Schilderungen auf das Kreuz und äußert sich darüber hinaus vage: „Auch so'ne Tafel gewesen, auf dem Denkmal. Da waren alle (–), ich weiß nicht, ob das Gefallene waren, oder was.“ (Teresa Lerska, > 60 J., Stj, Landwirtschaft)

Niemand äußerte sich zu den noch auf dem Platz stehenden Eichen und Linden. Neben dem 1902 aufgestellten Denkmal wurden zwei Eichen für Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III. gepflanzt sowie später eine Linde zur Erinnerung an die letzte Kaiserin, Auguste Viktoria, und eine weitere 1920 für den Abstimmungssieg.²⁶ Sie wurden ebenso wie das Kriegerdenkmal als Symbole deutscher Geschichte gesetzt. Doch scheint diese Symbolträchtigkeit des Platzes für die Dorfbevölkerung heute keine Rolle zu spielen. Von niemandem wird er – wie z.B. die von vor 1945

²¹ „I w takim wolnym tłumaczeniu, proszę panią, w wolnym tłumaczeniu co tam było napisane? To było podziękowanie dla Pana Boga za dar deszczu. A z drugiej strony była prośba o deszcz.“

²² Jan Kawecki, Stare Juchy. 500 lat osady (Stare Juchy. 500 Jahre Siedlung). Białystok/Elk 1966.

²³ Als Jahreszahl wird nur 1870 genannt.

²⁴ Vgl. Kawecki, Stare Juchy (wie Anm. 22), S. 24.

²⁵ Ebenda.

²⁶ Vgl. Reinhold Weber, Jucha. 500 Jahre deutsches Kirchendorf im Kreis Lyck. Hagen 1979 (Sudauen. Blätter zur Heimatgeschichte des Kreises Lyck. Folge 7), S. 77f.

stammenden Häuser und Maschinen – als ‚poniemiecki‘, also ‚ehemals deutsch‘, bezeichnet, sondern man geht in den „Park“ oder ins „Zentrum“.

Das Bild, das die meisten in Stare Juchy mit dem Denkmal verbinden, ignoriert also die Tafel für die Gefallenen und damit seine Bedeutung als deutsches Kriegerdenkmal. Mehr noch als in den Beschreibungen des Denkmals wird dies in den Aussagen deutlich, die über die mit ihm verbundene Intention und die Folgen seines Abrisses gemacht werden.

Die Bedeutung des Denkmals. Kriegsmal oder Schutzmal?

In den Gesprächen gibt es zwei Grundrichtungen der Erklärung, um was es sich bei dem Denkmal gehandelt haben soll. Zum einen wird es als Kriegerdenkmal und zum anderen als ein religiöses Denkmal, eine Art Schutzdenkmal für Regen, gute Ernten, gegen Krankheit und Unglück, beschrieben. Jan Balicki, der sehr an der deutschen und polnischen Geschichte von Stare Juchy interessiert ist und im Gespräch mit mir eine Expertenrolle einnimmt, gibt die beiden im Dorf verbreiteten und sich gegenüberstehenden Aussagen folgendermaßen wieder:

„Ja. Das gibt – gab es nicht nur in Juchy, sondern auch in Liski. Da war auch ein Denkmal, auch dort über das Denkmal da gibt es zwei Versionen. Die einen sagen, daß das ein Denkmal für jene Gefallenen, ob im Zweiten Weltkrieg oder dort im, im – auf jeden Fall in jenen Kriegen. In welchem Jahr da, das weiß ich nicht, nicht, nicht, ich erinnere mich nicht, in welchem Jahr die Kriege waren. Das wurde aufgestellt zum Andenken an jene Ge-, Gefallenen. Das war hier in Juchy, in Liski – waren die meisten Gefallenen und waren die beiden Denkmäler. Und auf der anderen Seite, da heißt es, daß die beiden Denkmäler aufgestellt wurden in Liski und in Juchy, daß das Gott geweiht war, damit er Regen gäbe, damit es regne. Und jetzt weiß ich nicht, auch – nun, ich weiß nicht, wie das in Wahrheit ist.“²⁷ (Jan Balicki, > 60 J., Br 1949, Landwirtschaft)

²⁷ „Tak. To nie tylko w Juchach, to i w Liskach jest – był taki sam. To był pomnik też, też tam o tym pomniku to jest dwie wersje. Jedni mówią, że to był pomnik ku czci pobitych, co na drugiej wojnie światowej, czy tam na, na – w każdym bądź razie, że w tych wojnach. W którym tam roku, to ja nie, nie, nie wiem tego, nie pamiętam, w którym to roku byli wojny. To był postawiony ku czci pamięci tych po – poległych. To było tu z Juchy, z Lisek – było najwięcej poległych i były te dwa pomniki. A z drugiej strony, to jest, że te dwa pomniki postawione były w Liskach i w Juchach, że to poświęcenie dla Boga, żeby deszcz dawał, żeby deszcz padał. I teraz ja nie wiem, też – no, ja nie wiem, jak to tam jest naprawdę.“

Jan Balicki bezieht in seine Aussage ein vermutlich direkt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges abgerissenes Kriegerdenkmal des Ersten Weltkrieges mit ein, das in dem nahegelegenen kleinen Dorf Liski²⁸ stand. Der Standort dieses Denkmals ist heute noch durch zwei an der Straße stehende Eichen gekennzeichnet. Auch andere ältere Personen, die eine nähere Verbindung zu Liski besitzen, verweisen auf dieses Denkmal. Doch es besitzt im allgemeinen keine dem ehemaligen Denkmal in Stare Juchy vergleichbare Bedeutung für die Dorfbewohner. Jan Balicki kann sich nicht entscheiden, welche der beiden Versionen, ob Kriegerdenkmal oder religiös motiviertes Denkmal für Regen, nun die eigentlich richtige ist.

Nur von wenigen wird mir gegenüber das Denkmal eindeutig als Kriegerdenkmal bezeichnet. Dabei handelt es sich überwiegend um ältere Deutsche, die schon vor dem Krieg in der Gemeinde lebten, und um Personen, die im politischen Bereich aktiv sind oder waren. So gibt es für Halina Ficowska überhaupt keine Zweifel:

„Hier verlief während des Ersten Weltkrieges die Front, hier lieferten sie sich Kämpfe in diesen Ortschaften, Dörfern. Aus jenen Orten, aus denen die jungen Leute in den Krieg gezogen und während des Krieges gefallen sind, dort, wissen Sie, wurden für eben diese, die gefallen sind, ihre Namen auf das Denkmal geschrieben. (...) Das war, ich bitte Sie, ein Denkmal, aufgestellt für die jungen Leute, die an der Front gestorben sind.“²⁹
(Halina Ficowska, 35-60 J., Stj, Politik)

Frau Ficowska nennt damit sogar einen Grund dafür, warum hier ein Kriegerdenkmal stand. Doch ihre Zuordnung zum Ersten Weltkrieg zeigt, daß sie sich nicht besonders für das konkrete Denkmal interessiert. Erstaunlicherweise bringt niemand in den Gesprächen das Denkmal mit den deutsch-französischen Kriegen in Verbindung. Die bei Kawecki³⁰ nachzulesende Information über das konkrete Denkmal scheint demnach für die einzelnen keine besondere Relevanz zu besitzen.

²⁸ Bis 1938 Lysken, danach bis 1945 Lirken; vgl. Reinhold Weber, Die Landgemeinden des Grenzkreises Lyck. Hohenwestedt i.H. 1988, S. 668.

²⁹ „Tu w czasie pierwszej wojny światowej szedł front, tu toczyły się walki i w tych miejscowościach, wsiach. Z tych miejscowości, z których młodzi ludzie szli na wojnę i ginęli w czasie wojny, tam proszę pani, wystawiane były pomniki ku czci właśnie tych, którzy zginęli i ich nazwiska widniały na tych pomnikach. (...) To był, proszę pani, pomnik dla – wystawiony dla tych młodych ludzi, którzy zginęli w tym froncie.“

³⁰ Kawecki, Stare Juchy (wie Anm. 22).

Allein für Marianna Silska handelt es sich nicht einfach um irgendein Kriegerdenkmal, sondern für sie besitzt es aufgrund von Erinnerungen aus der Zeit vor Kriegsende 1945 eine persönliche Bedeutung.

„Das war ein Heldendenkmal gewesen. Ein Heldendenkmal noch von früher. Und wenn Heldengedenktage waren, dann kam immer der Pfarrer, eh, an den, an dieses Denkmal, und da war'n auch diese, diese ganze Pos-, Posaunenchor, alles, die kamen da, die hab'n da gespielt (...) Das war ein Kriegerdenkmal.“ (Marianna Silska, > 60 J., Stj, Produktion)

Wesentlich häufiger wird jedoch von einem religiösen Denkmal erzählt.

„Die Legende ist berühmt, daß die Deutschen das Kreuz aufgestellt haben, weil der Regen Jucha umgeht oder ein großes Sterben unter den Leuten – Kindern war, und (–) und als Beweis für Gott wurde dieses – dieses Kreuz aufgestellt.“³¹ (Julian Hosinski, > 60 J., Pl 1945, Verwaltung)

Sogar die vor 1945 in Stare Juchy geborene Teresa Lerska, die irgendwie weiß, daß an dem Denkmal eine Tafel für Gefallene angebracht war, gibt der Deutung, daß es sich um die Namen von Opfern einer Krankheit gehandelt habe und das Denkmal gegen Krankheit aufgestellt worden sei, den Vorzug:

„(...) da hab ich mal den Papa gefragt, was das für war'n, und da hat mir der Papa gesagt, das war'n solche, hier war früher so'ne schwere Krankheit, hier, und dann hier, und dann war'n die, was gestorben sind, das, die war'n auf der Tafel drauf geschrieben. Und dann hab'n sie den Denkmal hingestellt, damit die Krankheit weg oder wie das da is – So hat mir das der Papa erzählt.“ (Teresa Lerska, > 60 J., Stj, Landwirtschaft)

Bei Kasia Bielecka, die das Denkmal nur noch aus Erzählungen kennt, geht der religiös-rituelle Charakter desselben so weit, daß es gar zu einer Opferstelle wird:

³¹ „Legenda słynie, że Niemcy ten krzyż postawili, że deszcze Juchę omijają, albo duża umieralność ludzi – dzieci była i (–) i w dowód dla Pana Boga postawiono ten – ten krzyż.“

„Und sie brachten dort Opfer, weißt Du? Ich weiß nicht, was für welche, nur daß sie sie darbrachten, einfach. Für Fruchtbarkeit und gutes Wetter, denn anscheinend regnete es furchbar, weißt Du?“³² (Kasia Bielecka, < 35, Stj, Haushalt)

Allerdings steht ihre Aussage im Widerspruch zur gängigen Vorstellung, daß das Denkmal als Bitte um ausreichende Niederschläge aufgestellt worden sei. Selbst für Personen, die nicht an eine Wirksamkeit des Denkmals glauben, gibt es eine plausible Erklärung für die Aufstellung eines Denkmals mit einer solchen Intention. Die Erklärung sehen sie in dem spezifischen Mikroklima von Stare Juchy, auf das öfter im Zusammenhang mit dem Denkmal verwiesen wird.

„Sie haben hier schon ein ganzes Jahr in Juchy verbracht. Haben Sie eine bestimmte Sache beobachtet? Ein bestimmtes, hier unmittelbar in Juchy herrschendes Mikroklima, genau im Umkreis von fünf Kilometern? (...) Sie waren nicht vor zwei Jahren hier, aber schließlich im letzten Jahr. Wissen Sie – Szczecinowo, Wydminy, hier Bałamuntowo, Woszczele – so viel Regen, und bei uns war wiederholt zwei Monate lang kein Regen. Es ging, haben Sie gesehen, hier Donner, dort jenes – Hier kommen sie von wo – die Mährescherfahrer aus Szczecinowo, das sind sechs Kilometer, ja? Sie können wegen Regen nicht mähen. In Juchy kein Tropfen Regen.“³³ (Andrzej Sawicki, 35-60 J., Stj, Staatsdienst)

Diese Deutung scheint so dominant zu sein, daß auch Karol Grodecki, der sich, als das Denkmal abgerissen wurde, in verantwortlicher politischer Position befand und weiß, daß es sich um ein Kriegerdenkmal handelte, das Dorfgespräch nicht ignorieren kann, sondern sich veranlaßt sieht, klar dazu Stellung zu beziehen: „Aber einige sagen, daß es aufgestellt wurde, weil kein Regen – kein Regen fiel, so wegen des Regens

³² „I składali ofiary tam, wiesz? Nie wiem z czego, tylko że składali, po prostu. O urodzaj i pogodę, bo tu prawdopodobnie strasznie deszcz padali, wiesz?“

³³ „Pani już tutaj jest rok czasu przeszło w Juchach. Czy pani jedną rzecz zaobserwowała? Pewien mikroklimat panujący w samych Juchach i tutaj dosłownie w takich na przestrzeni pięciu kilometrów? (...) Nie było pani dwa lata temu, ale w zeszłym roku, przecież pani była! Proszę panią – Szczecinowo, Wydminy, tu Bałamutowo, Woszczele, proszę panią – deszczu tyle, a u nas po sześćdziesiąt dni, po dwa miesiące deszczu nie było. Chodzi, widziała pani, tu grzmi, tam tego – Tu przyjeżdżają z tego – kombajniści ze Szczecinowa, to jest sześć kilometrów, tak? Nie mogą kosić, bo deszcz. W Juchach kropli deszczu nie ma.“

[lacht] nicht? Ich sage, das ist Quatsch! Verdammt, regnet es nicht, so regnet es nicht!“³⁴(Karol Grodecki, > 60 J., Br 1945, Politik)

Die Folgen des Abrisses und die Aktualität eines nicht mehr existenten „Kriegerdenkmals“

In Schilderungen zu den Folgen des Abrisses wird der religiöse Charakter und die damit verbundene besondere Bedeutung, die das Denkmal erhalten hat, noch deutlicher. So wird erzählt, es habe nach dem Abriß ungewöhnlich viele schwere Unglücksfälle gegeben. Viele junge Männer seien gestorben. Manche fügen noch hinzu, daß dies von den Masuren vorhergesagt worden sei. Die Vorstellung, der Abriß habe Katastrophen und Unglücksfälle veranlaßt, verleiht dem Denkmal den Status eines zur sakralen Sphäre gehörenden Objektes, dessen Zerstörung der Verletzung eines Tabus gleichkommt und daher Strafe hervorruft. Dies wird besonders dann deutlich, wenn etwas über die Folgen des Abrisses für die Ausführenden mitgeteilt wird. Oft ist zu hören, daß irgendwer von außerhalb, aus der nahegelegenen Kleinstadt Ełk, gekommen sei, da sich niemand im Dorf zum Abriß bereit gefunden habe. Alle weitergehenden Berichte stimmen darin überein, daß es diesen Personen nach dem Abriß schlecht ergangen sei. So erzählt z.B. Kasia Bielecka:

„Aber irgendein Mann hat sich einverstanden erklärt, weißt Du? So nahm er das Denkmal und nahm es auseinander. Und als er es abgerissen hatte, stell Dir vor, daß er nur noch eine Woche lebte und starb – tragisch, weißt Du? Offensichtlich lag irgendein Fluch darauf, nicht? Daß es nicht erlaubt ist.“³⁵ (Kasia Bielecka, < 35 J., Stj, Haushalt)

Selbst Andrzej Sawicki, der eigentlich nicht an eine Wirksamkeit des Denkmals glaubt, kann sich der im Dorf verbreiteten Verbindung zwischen Abriß und Todesfällen nicht entziehen:

„Die drei, die das alles auseinandergenommen haben. Sie leben schon nicht mehr. Und das waren junge Leute, denn die alle wa-

³⁴ „A niektórzy mówią, że to postawili, bo deszczu nie – deszcz nie padał, to według deszczu [śmiech] nie? Mówię, to głupota! Cholera, deszcz nie pada, to nie pada!“

³⁵ „Ale jeden pan któryś się zgodził, wiesz? To wziął ten pomnik rozebrał. I jak rozebrał, to wyobraź sobie, że tylko tydzie czasu żył i zginął – tragicznie, wiesz? Widocznie jakaś klątwa powstała na tym, nie? że nie wolno.“

ren, wissen Sie, Trinker. Für Wodka dies – es wurde Wodka gestellt und nimm auseinander, los.“³⁶ (Andrzej Sawicki, 35-60 J., Stj, Staatsdienst)

Solange es sich um nicht näher bezeichnete Personen handelt, läßt es sich leicht als Gerücht einordnen. Ungleich glaubwürdiger scheint es, wenn konkrete Personen genannt werden. Drei meiner Gesprächspartner erzählen, daß Verwandte von ihnen an dem Abriß beteiligt gewesen seien. Gemeinsam ist den Darstellungen, daß diese relativ schnell gestorben sein sollen. So erzählt Leokardia Balicka (> 60 J., Pl, Landwirtschaft), daß ihr Bruder³⁷ den Abriß vielleicht noch gerade drei Monate überlebt habe, während ein junger, in Stare Juchy geborener Mann von seinem Cousin und Paten berichtet, dieser habe sich ein oder zwei Wochen nach dem Abriß mit dem Motorrad totgefahren. Tadeusz Hardek, der erst vor einigen Jahren nach Stare Juchy gezogen ist und wenig zu dem Denkmal zu sagen weiß, erzählt, nachdem ich ihm auf seine Nachfrage hin etwas von den unterschiedlichen Vorstellungen zu dem Denkmal wiedergegeben habe:

„Ja, da sollte früher ein Kreuz gestanden haben, ne. Ja, das, das kenn ich vom Erzählen her. Und ein, eh, Polizeikommandant, sogar von unserer Familie, ne. Von meiner Tante der Mann, eh, Kowalczyk³⁸ hieß er, Kowalczyk. Sie ist, eh, eh, die Tante ist, eh, also von meiner Oma die Schwester die Tochter. Und sie hat einen Mann gehabt, der war Polizist, eh, Kommandant. Also der, eh, der Chef von dem Polizeirevier hier in Jucha. Und der sollte damals dieses Kreuz irgendwie – ab, abgetragen oder so, (-) abgebaut haben, ne. Und dann ist er plötzlich so, eh, am Herzinfarkt gestorben, ne. Und die Leute sagten, daß ist eine Strafe für ihn, daß er das gemacht hat. Aber der hat so getrunken. Ja, da hab ich gehört, ne. Genau kann ich nicht sagen.“
(Tadeusz Hardek, < 35 J., Pl 1986, Touristik)

Tadeusz Hardek signalisiert damit, daß er selber dem Verständnis, bei dem Tod habe es sich um eine Strafe gehandelt, skeptisch gegenübersteht. Indem er die Information mit einbringt, sein Onkel habe getrunken, will

³⁶ „Trójka, co rozbierała to wszystko. Ona już nie żyje. I to młodzi ludzie byli, bo to wszyscy byli, wie pani, pijaki. Za wódkę to – postawili wódkę i rozbieraj, no.“

³⁷ Es kann sich auch um ihren Vetter handeln, da im Polnischen das Wort „brat“, das eigentlich „Bruder“ heißt, auch in bezug auf Vetter verwendet wird.

³⁸ Name geändert.

er wohl sagen, daß darin und nicht in dem Abriß die Todesursache liegt. Interessant ist, daß Tadeusz Hardek trotz seiner vergleichsweise kurzen Wohndauer in Stare Juchy etwas von den Vorstellungen über die Folgen des Abrisses gehört hat.

Doch die Auswirkungen des Abrisses werden nicht allein auf diejenigen begrenzt gesehen, die unmittelbar Hand angelegt haben. Nicht wenige bringen damit allgemein Unglück für den ganzen Ort in Zusammenhang:

„Zuweilen, da reden einige so, ältere Leute, die hier wohnen, daß seit der Zeit, als man das Denkmal mit dem Kreuz hier abgerissen hat, es ist, als ob auf Juchy eine Art Fluch gefallen sei. Da kommen Leute um, da ist irgendeine Mißernte, da wird etwas vom Wasser zerstört, da vom Feuer, derartiges, derartiges –.“³⁹ (Ewa Silska, 35-60 J., Stj, Verwaltung)

Vor allem die außergewöhnlich heißen und trockenen Sommer 1994 und 1995 scheinen erheblich zu einer Belebung des Diskurses um das Denkmal beigetragen zu haben: „Und als sie das Kreuz dort abgerissen hatten, nun, da hörte es auch auf zu regnen.“⁴⁰ (Leokardia Balicka, > 60 J., Pl 19??, Landwirtschaft)

„Später, als schon der – kein Regen fiel, da gaben sie für die Messe in der Kirche, aber jeder sagte, vielleicht straft Gott, sagt man. (...) Sie gaben für die Messe, damit es regnet. Denn in diesem Ort gab es keinen Regen. Eine lange Zeit Trockenheit, das ist alles. Ich sage, vielleicht strafte Gott, ich sage, daß so – Denn ein Gott, so gibt es nur einen Gott, nicht? Und er entscheidet alles. So sag ich, vielleicht kam deswegen diese Strafe Gottes, daß sie das Denkmal rausgemacht haben, sagt man.“⁴¹ (Danuta Tomaszewska, > 60 J., Pl 1945, Haushalt)

³⁹ „Czasem niektórzy to mówią tak, starsi ludzie, co to tu mieszkają, że od tej pory, kiedy ten pomnik z tym krzyżem został rozwalony to na Juchy jak by jakas klęska padła. To ludzie giną, to jakiś nie urodzaj jest, to co tam woda zniszczy to ogie takie, takie –.“

⁴⁰ „I jak ten krzyż tam przewrócili, no to i deszcz przestał padać.“

⁴¹ „Później jak już tej – tego deszczu nie było, to na msze dawali do kościoła, ale to każdy mówił, może Pan Bóg karze, mówi. (...) Na mszę dawali, żeby deszcz padał. Bo tu w tej miejscowości nie było tego deszczu. Długi czas susza, to wszystko. Mówię, może Pan Bóg skarał, mówię, że to – Bo jeden Pan Bóg, to tylko jeden jest, nie? I wszystko rozsądza. To mówię, może dlatego taka kara boska przyszła, że ten pomnik, mówi, wyciągali.“

Herr Hosinski: „Aber dies Jucha, dies [Husten] dies übergeht der Regen, bis heute. Und die alten Leute erinnern sich daß –.“

Frau Hosinska: „In diesem Jahr übergeht der Regen nicht.“

Herr Hosinski: „Nun, in diesem Jahr nicht, aber – aber das Sterben der Leute, das gibt es, und die älteren Leute erinnern sich, daß einst die Deutschen das Kreuz gebaut haben, und jetzt ist es abgerissen, und nach wie vor rächt sich dort jemand. Inwieweit das wahr ist, schwer zu sagen. Aber – aber dies ist die berühmte Legende.“⁴² (Beide > 60 J., Pl 1945, Haushalt/Verwaltung)

Allerdings herrscht im Dorf keine Einigkeit darüber, ob tatsächlich ein Zusammenhang zwischen dem Abriss und negativen Ereignissen existiert oder ob dies nur eine „Legende“, nur so ein Glaube ist. So gibt es auch ganz klare Absagen an die Vorstellung, daß sich etwas von den Vorhersagen erfüllt habe:

„Selbst wenn die Alten schon, so von, die Leute das schon voraussahen, daß bloß nicht wieder ein Rückfall käme, daß so – es war so eine Danksagung für – Gott, daß, daß man das Kreuz aufstellte, und jetzt hat man es zerstört. Also, daß bloß kein Rückfall sein wird – nun, aber gottlob, leben wir bisher ja ruhig, nichts stellt sich ein.“⁴³ (Zofia Nowicka, > 60 J., Lit 1945, Handel)

Doch selbst die Verneinung zeigt, daß Frau Nowicka die Vorstellung kennt und meint, sich dazu äußern zu müssen, obwohl ich diese Frage nicht angesprochen habe.

⁴² Pan Hosinski: „Ale tę Juchę te [kaszel] te deszcze omijają, do dzisiaj. I ci ludzie starzy wspominają, że –.“ Pani Hosinska: „W tym roku nie omijają!“ Pan Hosinski: „No, w tym roku nie, ale – ale to ta umieralność ludzi taka jest i ludzie starzy wspominają, że kiedyś Niemcy pobudowali ten krzyż, a teraz rozebrano i się nadal ktoś tam mści. Ile w tym prawdy, trudno powiedzieć. Ale – ale taka legenda slynie.“

⁴³ „Żeby to starszy już, taki o, ludzie to już przewidywali, żeby choć znowu nawrotu nie było, żeby to – takie dziękczynienie to było dla – Panu Bogu, że, że ten krzyż postawili, a teraz go zniszczyli. Więc żeby choć nawrotu – no, ale chwała Bogu, tak na razie, to już żyjemy tak spokojnie, nic tu się pojawia.“

Annäherungen an ein Verständnis der Rezeption des Denkmals

Die Rezeption als religiöses Denkmal knüpft an das wahrscheinlich tatsächlich auf dem Denkmal angebrachte Kreuz an – einer für Kriegerdenkmäler durchaus charakteristischen Vermischung von religiösen und politisch-ideologischen Motiven, durch die der Krieg und die dahinterstehenden politischen Motive sakralisiert und damit unhinterfragbar bleiben sollen.⁴⁴

Auffallend ist die Umdeutung, die das Denkmal im Dorf erhalten hat, indem es, vollkommen aus dem kriegerischen Zusammenhang herausgelöst, zu einem religiösen Schutzdenkmal geworden ist. Dies ist besonders bei der älteren Generation überraschend, da sie sich an das Denkmal doch noch gut aus eigener Anschauung erinnern mußte. Und selbst bei Jüngeren und Zugezogenen könnte genaueres Wissen auf der Grundlage der im Dorf verbreiteten Schrift von Kawecki⁴⁵ vorhanden sein. Das Beispiel dieses Kriegerdenkmals zeigt, daß die Wahrnehmung – hier handelt es sich um das Bild eines Objektes in der Erinnerung – und die Deutung eines Objektes nicht einfach das „objektive“ Objekt wiedergeben.

In der Wahrnehmung des Denkmals (dem erinnerten Bild) wird das Kreuz zum zentralen Gegenstand. Der Rest mit der Tafel tritt dahinter zurück. Das Denkmal erhält eine ausschließlich religiöse Bedeutung. Wie es zu diesem Bild und seiner Deutung gekommen ist, läßt sich nicht mehr rekonstruieren. Haben die dort noch lebenden Deutschen/Masuren tatsächlich erzählt, es habe sich um ein Denkmal für Regen gehandelt, wie einige Personen behaupten? Wann sind diese Versionen entstanden? Gab es sie schon zu Zeiten, als das Denkmal noch stand? Solche Fragen müssen offen bleiben. Doch man kann versuchen, den sozialen Sinn der Umdeutung des Denkmals nachzuvollziehen. Geht man davon aus, daß die Grundlage der Wahrnehmung und Deutung von Objekten das Relevanzsystem der sozialen Gruppe ist, der der einzelne sich zugehörig fühlt, stellt sich die Frage: Wie kann die Umdeutung des Denkmals vor dem Hintergrund der historisch-sozialen Rahmenbedingungen, soweit sie sich heute von außen erschließen lassen, verstanden werden?

Um zu zeigen, wie schwer im Rückblick Begründungszusammenhänge herstellbar sind, möchte ich einige Anmerkungen zu der Tatsache machen, daß das Kriegerdenkmal nicht direkt nach Kriegsende abgerissen wurde. Bedeutete ein Denkmal für deutsche Soldaten im Dorfzentrum

⁴⁴ Vgl. z.B. Meinhold Lurz, *Kriegerdenkmäler in Deutschland*. Bd. 2: Einigungskriege. Heidelberg 1985; Schneider, *Kriegerdenkmäler* (wie Anm. 5).

⁴⁵ Kawecki, *Stare Juchy* (wie Anm. 22).

– und damit unübersehbar – nach den Erfahrungen während der deutschen Besatzungszeit in Polen nicht eine alltägliche Provokation für die polnische Bevölkerung? Das 1920 in Lysken (heute: Liski), einem direkt an Stare Juchy angrenzenden Dorf, für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges aufgestellte Denkmal⁴⁶ wurde nach übereinstimmenden Aussagen bald nach Kriegsende abgerissen. Das Denkmal befand sich exponiert an der wichtigen Verbindungsstraße nach Elk,⁴⁷ der nächstgelegenen Stadt. War es der große Reichsadler auf diesem Denkmal, der als provokantes Symbol den Ausschlag zum sofortigen Abriß gab? Oder umgekehrt: Hat das Kreuz den Polen das Denkmal in Stare Juchy von Anfang an als annehmbar erscheinen lassen? So berichtet die aus Stare Juchy stammende Gertrud Hofmann,⁴⁸ ihre Tante, die noch bis 1958 in Stare Juchy gelebt hat, habe erzählt, die Polen hielten das Denkmal und den Platz in Ehren. Ein weiterer Unterschied zwischen den beiden Denkmälern bestand darin, daß es sich in Liski um ein Denkmal des Ersten Weltkrieges handelte, während das in Stare Juchy für die Opfer der Kriege von 1866 und 1870/71 aufgestellt worden war. Besaßen diese Kriege für die Polen, vor allem für die Polen in den politisch entscheidenden Positionen, weniger Aktualität? War ein Denkmal für diese Kriege weniger ein Symbol deutscher Machtansprüche? Die Gründe für den Verbleib des Denkmals im Dorfzentrum lassen sich nicht aufgrund irgendwelcher Regeln rekonstruieren. Andernorts stehen noch heute Kriegerdenkmäler, auch für den Ersten Weltkrieg. So steht z.B. in dem zur Gemeinde Stare Juchy gehörenden Dorf Grabnik ein großes, weithin sichtbares Kriegerdenkmal⁴⁹ des Ersten Weltkrieges direkt neben der Kirche an der Straße.

Betrachtet man den heutigen Diskurs um das Denkmal, dann scheint die Vermutung naheliegend, daß die Zentrierung auf das Kreuz und den damit verbundenen Gedanken, es habe sich um ein Schutzdenkmal gehandelt, den Polen eine Übernahme des Denkmals in die eigene Lebenswelt ermöglichte. Die Vorstellung, daß heilige und religiöse Objekte eine Schutzfunktion besitzen, verbunden mit dem Glauben an die Wirksamkeit religiöser Gegenstände, ist im Katholizismus verbreitet und findet

⁴⁶ Photos dieses Denkmals finden sich in: Weber, Landgemeinden (wie Anm. 28), S. 291.

⁴⁷ Heutiger polnischer Name. Bis 1945 Lyck.

⁴⁸ Ich habe eine Kopie dieses Textes aus dem Heimatarchiv der Kreisgemeinschaft Lyck durch den Archivwart Herrn Rompel erhalten. Es handelt sich um eine auszugsweise Abschrift des Schreibens „Jucha (Fließdorf) – Unsere Heimat“ von Frau Hofmann, das mit der Bemerkung versehen ist, daß die ersten Aufzeichnungen von 1945 stammten und 1961 zusammengefaßt und ergänzt worden seien. Frau Hofmann hat Stare Juchy im Januar 1945 verlassen.

⁴⁹ Es handelt sich um eine schätzungsweise 3 m hohe Säule mit einem Durchmesser von ca. 2 m. Photos dieses Denkmals in: Reinhold Weber, Bildband des Grenzkreises Lyck. Hagen 1985, S. 240.

z.B. Ausdruck in den großen Wallfahrtsorten. Aber auch in kleinen Kapellen zeugen Motivtafeln für Heilungen oder anderen Beistand in schwierigen Lebenslagen von diesem Glauben. Im dörflichen Alltagsleben in Stare Juchy spielt die Beachtung religiöser Regeln eine wichtige Rolle, wie z.B. der regelmäßige Kirchgang und die Beachtung der Fastenzeiten, was u.a. jegliche öffentlichen Feste in der Advents- und österlichen Fastenzeit ausschließt. Bei schweren Krankheiten oder anderen problematischen Ereignissen werden, verbunden mit einem Obolus, Messen für die betroffenen Personen bestellt, durch die man hofft, einen günstigen Verlauf zu erwirken. Die Vorstellung, mit einem religiösen Denkmal Wohlergehen zu erwirken, ist daher allen vertraut, unabhängig davon, ob man an die Wirksamkeit glaubt.

Heutige Gespräche können nicht als Information darüber gesehen werden, wie das Denkmal vor fünf, zehn oder 50 Jahren wahrgenommen und gedeutet wurde. Es bleibt eine offene Frage, ob nach dem Krieg oder zur Zeit des Abrisses tatsächlich so wenige das Denkmal als ein Kriegerdenkmal und Symbol deutscher Machtpolitik verstanden haben. Dennoch ist es unwahrscheinlich, daß die religiöse Deutung erst in den letzten Jahren entstanden ist. Naheliegender ist es, davon auszugehen, daß die Konzentration auf das Kreuz und damit auf ein für das persönliche wie kollektive Leben der polnischen Bevölkerung zentrales Symbol schon früher eingesetzt hat – wahrscheinlich schon, als das Denkmal noch existierte. Ungefähr zwei Jahrzehnte lang haben die Polen mit dem Denkmal in der Dorfmitte gelebt. Das Kreuz bot die Möglichkeit zu einer positiven Integration des Denkmals in die eigene Lebenswelt.

So gesehen kann man die religiöse Deutung als einen Prozeß der symbolischen Aneignung dieses Denkmals und damit eines zentralen Raumes in Stare Juchy interpretieren. Folgt man der Interpretation, so läßt sich diese Deutung als eine Form symbolischer Aneignung verstehen, bei der sich die zugezogene polnische Bevölkerung die Umwelt nicht durch eine handelnde, sondern eine deutende Auseinandersetzung zu eigen macht. Aus einem Symbol für Deutschland, für einen gewonnenen deutschen Krieg, wird ein Symbol für den christlichen Glauben und somit einer für die Dorfgemeinschaft wesentlichen Basis des sozialen Lebens. In dieser Sichtweise haben die Deutschen/Masuren ein Denkmal errichtet, das in seiner Intention von der polnischen Bevölkerung übernommen werden konnte.

Das Verständnis, daß die Uminterpretation eine Integration des Denkmals in die eigene Lebenswelt ermöglichte, ist ein Erklärungsansatz. Doch ist dies keine Antwort auf die Frage, warum das Denkmal heute noch eine solche Aktualität besitzt. In dem Diskurs muß es um mehr als

nur um das Denkmal gehen. Welche für die sozialen Gruppen wichtigen Themen werden im Umgang mit dem Denkmal bearbeitet? Läßt sich ein Sinn in der Umdeutung zu einem religiösen Denkmal und in der Aktualität dieses Themas erkennen? Die Stellungnahmen zum Abriß und die Angaben zu den Abrißgründen erweisen sich hier als weiterführend.

Der Abriß des Denkmals – ein Politikum

Die Ablehnung des Abrisses durch die polnische Bevölkerung

Unabhängig vom Alter der Befragten wird eine breite Ablehnung der Beseitigung des Denkmals formuliert. Diese Ablehnung soll schon zu Zeiten des Abrisses, unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit, offen zum Ausdruck gebracht worden sein.

„Nun, und dann wahrscheinlich, so wie ich das noch aus den Erzählungen der Leute erinnere – denn damals war ich noch klein – ich erinnere mich an den Anblick, wie sie das Kreuz gezogen haben, das alles, wie sie das Denkmal eingerissen haben. Daran erinnere ich mich, daß einige Leute geweint haben, sowohl Polen haben geweint als auch Deutsche haben geweint, damit sie das Denkmal nicht abreißen, daß es zu der Intention aufgestellt wurde, daß da, mh, gute Ernten wären und Regen fiele (...).“⁵⁰ (Marzanna Malinowska, 35-60 J., Stj, selbst. Gewerbe)

„(...) und meine Mama hat erzählt, daß sie sich an den Tag erinnert, denn damals so ein – die Leute waren entrüstet, warum man das Kreuz entfernt, daß das nicht sein soll, daß das Kreuz stehen bleiben soll, und es versammelten sich eine Menge Leute dort. Und es kam so ein Herr auf dem Traktor, und so große Ketten legten sie drum, damit das – denn es war tief in die Erde eingelassen. Und es war so eine alte Deutsche, die kein Polnisch konnte, aber mein Vater hat übersetzt, was die Frau – Sie hat sehr viel geweint, sich auf die Knie niedergekniet und schreck-

⁵⁰ „No, i potem prawdopodobnie, jak ja jeszcze tak pamiętam z opowiada ludzi – bo ja wtedy jeszcze byłam mała – pamiętam ten widok, jak ten krzyż ciągnęli, to wszystko, jak rozwalali ten pomnik. To pamiętam, że niektórzy ludzie płakali, i Polacy płakali i Niemcy płakali, żeby nie rozwalić ten pomnik, że to był wstawiony w tej intencji, żeby były, mhh, plony dobre i żeby deszcz padał (...).“

lich geweint, sie bat, daß man das Kreuz stehen ließe.“⁵¹ (Renata Karska, 35-60 J., Stj, Handel)

Marzanna Malinowska und Renata Karska sind beide in einem Alter, in dem sich für sie persönliche Erinnerungen und Erzähltes vermischen. Sie beschreiben die Situation des Abrisses in sehr eindrücklichen, emotional aufgeladenen Bildern, wodurch diese einen fast dramatischen Charakter erhält. Tränen fließen bei Deutschen und Polen, eine Deutsche kniet sich bittend nieder und drückt damit in einer für Katholiken unmißverständlich religiösen Handlung – das Knien spielt in der katholischen Kirche eine wichtige Rolle in der Kommunikation mit Gott – die Bedeutung aus, die das Denkmal für sie besitzt.

Frau Grodecka, die das Geschehen um den Abriß unmittelbar miterlebt hat, weil ihr Mann in verantwortlicher Position den Abriß des Denkmals mit durchsetzen mußte – auf Parteibefehl, dem er sich nicht widersetzen konnte, wie sie sagt –, verweist auf eine aktive Opposition gegen den Abriß:

„Ein Kreuz war auch dort, ein ehemals deutsches (poniemiecki). Ein solches Kreuz war dort. Und es hatte solche Verzierungen aus solchem Eisen. Da gingen sie sogar zum Pfarrer, ob es nötig sei, es auseinanderzunehmen, ob es erlaubt sei. Und der Pfarrer sagte, daß es nur so ein Andenken sei, für den Krieg da, den Weltkrieg, haben sie es aufgestellt.“⁵² (Jadwiga Grodecka, > 60 J., Lit 1945, Gesundheitswesen)

Demnach ging der Protest gegen den Abriß des als religiös wahrgenommenen Denkmals so weit, daß der Pfarrer die Unbedenklichkeit des Abrisses bestätigen mußte. Mit der Information, der Pfarrer habe grünes Licht für den Abriß gegeben, signalisiert Frau Grodecka, daß es sich wohl nicht um eine Aktion gegen Gott gehandelt haben kann. Das bedeutet für sie als praktizierende Katholikin eine deutliche Entlastung der

⁵¹ „(...) i moja mama opowiada, że pamięta ten dzień, bo wtedy takie – ludzie byli oburzeni, że dlaczego ten krzyż wyrzucają, że to nie powinno być, że ten krzyż powinien zostać i się zebrały tam tłumy ludzi. I przyjechał taki pan na traktorze i takie łańcuchy wielkie zarzucili, żeby to – bo to było głęboko wpuszczone w ziemię. I była taka Niemka stara, która nie umiała po polsku mówić, ale mój tata tłumaczył, co ta pani – Ona bardzo płakała, na kolana uklękała i płakała strasznie, prosiła, żeby zostawić ten krzyż.“

⁵² „Krzyż był tam też poniemiecki. Taki był krzyż. I takie miał osdoby z takim żelazem. To chodzili aż do księdza, czy to trzeba rozebrać, czy to wolno. A ksiądz mówi, no, to tylko taka pamiątka, tak po tamtej Wojnie Światowej postawili.“

Ausführenden und Verantwortlichen. Jadwiga Grodecka und ihr Mann richten sich gegen die Vorstellungen im Dorf, daß der Abriß Unglück gebracht habe, dennoch äußern sie, daß man das Denkmal doch wohl besser stehengelassen und erneuert hätte.

Herr Grodecki: „Hätten sie es neu angemalt, sagen wir, nun nicht?“

Frau Grodecka: „Nun ja! Möge es stehen!“

Herr Grodecki: „Hätten sie es neu angestrichen.“

Frau Grodecka: „Möge es auch von jenem Krieg sein. Das Andenken steht, möge es stehen!“⁵³

Daß der Abriß durch die Dorfbevölkerung schon damals abgelehnt worden sei, wird auch durch die oft zu hörenden Äußerungen vermittelt, daß nur Fremde, der eigenen sozialen Gruppe nicht zugehörige bzw. zu den Außenseitern der dörflichen Gesellschaft zählende Personen, zu dem Abriß bereit gewesen seien. So heißt es von den Leuten, sie seien aus dem Gefängnis, Alkoholiker, Parteileute aus Elk oder PGRler⁵⁴ gewesen.

Viele meiner Gesprächspartner beziehen persönlich zu dem Abriß Stellung und äußern die Ansicht, das Denkmal hätte nicht abgerissen werden sollen. Als Begründung wird genannt, daß man ein religiöses Denkmal nicht abreißen dürfe. Dabei bezeichnen einige der Dorfbewohner ethnische Kriterien ausdrücklich als vollkommen irrelevant:

„Es hätte bis heute stehen können. Sie hätten irgendwelche Aufschriften verändern können, aber man durfte es nicht anrühren. (...) Denn sogar so chinesische oder amerikanische oder wesen, aber es war heilig, es war nicht erlaubt, es anzurühren. Meiner Meinung nach. Nicht erlaubt. (...) Das ist doch eine heilige Sache. Nun, denn das ist heilig. Mag es eine deutsche sein, mag es eine russische sein, aber es ist geweiht. Und nie-

⁵³ Pan Grodecki: „Odmalowaliby, powiedzmy, no nie?“ Pani Grodecka: „No tak! Niech stoi!“ Pan Grodecki: „Odszykowaliby.“ Pani Grodecka: „Niech to będzie i po tamtej wojnie. Pamiątka stoi, niech stoi!“

⁵⁴ Arbeiter der Staatlichen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft (PGR) in Stare Juchy. Diejenigen, die nicht in staatlichen Betrieben angestellt waren und die nicht von den Vorteilen für die dort Arbeitenden profitierten, haben oft ein sehr negatives Bild von den „PGRlern“ und anderen Arbeitern staatlicher Betriebe. Die wichtigsten Charakteristika, die mit ihnen verbunden werden, sind Faulheit, Alkoholismus und daß sie kein richtiges Verhältnis zum Eigentum hätten, weswegen sie alles mitgehen ließen.

mand wollte es, es gab keine Freiwilligen, nur so zwei Trinker.“⁵⁵ (Danuta Tomaszewska, > 60 J., Pl 1945, Haushalt)

„Nun, ich weiß nicht, es war so seltsam, daß irgendjemand auf den Gedanken verfiel, das Kreuz zu beseitigen. Bis heute erinnern sich die Leute daran. Und es ist keine gute Erinnerung, denn ich meine, daß ein Kreuz ein Symbol ist und stehen bleiben muß, denn es ist auch ein Andenken an die Leute, die es aufgestellt haben und die einmal hier gelebt haben. Egal welcher Nationalität, ob es Deutsche oder Masuren oder Russen waren, so stand es – Denn man konnte es schon als ein Denkmal von historischem Wert ansehen, nicht wahr? Und so hätte es stehen können.“⁵⁶ (Renata Karska, 35-60 J., Stj, Handel)

Frau Karska wendet sich also nicht nur dagegen, daß eine ethnische Zuordnung des Denkmals seinen Abriß legitimieren könnte, sondern mißt ihm auch noch einen historischen Wert bei. Das Andenken an die Menschen, die in diesem Ort vor ihrer Zeit lebten, ist für sie zu wahren. Auch sonst bringt Frau Karska in den Gesprächen mit mir eine positive Haltung gegenüber Deutschen und zur deutschen Geschichte des Ortes, jenseits der politisch-ideologischen Diskurse, zum Ausdruck. Gleichzeitig bezeichnet sie sich selber ausdrücklich als polnische Patriotin und fühlt sich emotional sehr mit Masuren verbunden.

Doch in der Regel ist es allein das Kreuz und damit der religiöse Charakter, der als Grund für die Ablehnung genannt wird. Für einen gläubigen Polen ist die Beseitigung eines Kreuzes ein Sakrileg. Andrzej Sawicki formuliert die absolute Bedeutung des Kreuzes als religiöses Symbol sehr klar:

„Denn es ging um das Kreuz. Wissen Sie, ein Kreuz in Polen, das ist ein eindeutiges Symbol. Ob es, ich bitte Sie, ob es ein ehemals deutsches (poniemiecki) war, wie man es nannte. Möglicherweise hat Hitler es eingeweiht, doch es geht nicht darum,

⁵⁵ „On mógł do dziś stać. Mogli zmienić jakieś napisy, ale nie wolno ruszać, nie wolno. (...) Bo to nawet chińskie czy amerykańskie, czy coś, ale to było święte, to nie wolno było ruszać. Po mojemu. Nie wolno. (...) Toż to święta rzecz. No, bo to święta! Niech to będzie niemiecka, niech to będzie ruska, ale to poświęcone. I nikt nie chciał, nie było ochotników, tylko takie dwa pijaki.“

⁵⁶ „No i ja nie wiem, tak się dziwnie stało, że ktoś wpadł na pomysł, żeby ten krzyż usunąć. Do dzisiaj ludzie to wspominają. Tak niedobrze to wspominają, bo ja uważam, że krzyż jest symbolem i powinien zostać, bo to też pamiątka po ludziach, którzy to postavili, którzy kiedyś to mieszkali. Obojętnie jakiej narodowości, czy to byli Niemcy, czy to byli Mazurzy, czy Ruscy, to stało – Bo to też już można było liczyć jako zabytek, prawda? I niechby to stało.“

wer es eingeweiht hat, sondern, daß es ein Kreuz ist, nun. Aber daß das Kreuz verschwand, jemand hat es weggenommen. Das war so ein Denkmal, ob es Hitler aufgestellt hat, ob es Stalin aufgestellt hat, ich bitte Sie, danach frage nach Jahren keinen Katholiken. Das interessiert ihn nicht.“⁵⁷ (Andrzej Sawicki, 30-65 J., Stj, Staatsdienst)

Wie das Geschehen um den Abriß damals tatsächlich ausgesehen hat und welche Positionen und gesellschaftspolitischen Hintergründe zu dem Zeitpunkt gegeben waren, läßt sich aus den Gesprächen heute nicht rekonstruieren. Erzählte Geschichte ist immer von den aktuellen gesellschaftlichen Konstellationen und den durch sie bestimmten Relevanzen und damit Deutungen beeinflusst. So kann z.B. die heutige breite Ablehnung dazu führen, auch für die damalige Zeit eine Opposition auszumalen bzw. zu signalisieren, daß man schon immer dagegen gewesen sei, da es nun opportun erscheint. Doch die gegenwärtige breite Ablehnung ist offensichtlich. Und es bleibt die Frage, welche gesellschaftlichen Hintergründe, welche Konflikte mit dem Thematisieren des deutschen Denkmals und seines Abrisses bearbeitet werden.

„(...) *einzig und allein die kommunistische Herrschaft hat es gestört*“

Nicht alle Gesprächspartner äußern sich dazu, warum und von wem der Abriß veranlaßt wurde. Manche drücken nur allgemein ihr Unverständnis darüber aus. Doch wenn konkrete Zuweisungen erfolgen, dann ist übereinstimmend von den Kommunisten, dem Kommunismus⁵⁸ als Urheber die Rede.

„Es hat niemanden gestört, einzig und allein die kommunistische Herrschaft hat es gestört. Denn das war, das war, das war ein erhaltenswertes Denkmal, sie haben das nicht, das – nicht honoriert (...). Es war das 500-Jahr-Fest von Juchy, da haben sie das (neue) Denkmal aufgestellt. Den, den Ofen, nun. Als wenn

⁵⁷ „Bo chodziło o krzyż. Wie pani, w Polsce krzyż, to jest symbol pewien. Czy on, proszę panią, czy to był poniemiecki, jak to nazywali. Może go Hitler święcił, a to to nie chodzi kto go święcił, ale to jest krzyż, no. A że krzyż zniknął, ktoś go zabrał. To był taki pomnik, czy go Hitler stawiał, czy go Stalin stawiał, proszę panią, tego po latach katolika nie pytaj. To go nie obchodzi.“

⁵⁸ Es wird auch die Bezeichnung „komuna“ („Kommune“) als Synonym für die kommunistische Zeit verwendet.

zwei nicht hätten stehen können, eins mußte abgerissen werden.“⁵⁹ (Jan Balicki, > 60 J., Br 1949, Landwirtschaft)

Jan Balicki macht keine Angabe drüber, warum das Denkmal weg sollte. Und auch andere enthalten sich Äußerungen, mit denen sie über die Angabe hinaus, daß die Kommunisten den Abriß veranlaßt hätten, auf politische Hintergründe der Aktion anspielen.

Doch es gibt auch konkrete Angaben zu den Abrißgründen. Dabei werden zwei Themen angesprochen – zum einen, daß der Abriß Ausdruck des Kampfes der Kommunisten gegen die Religion gewesen, und zum anderen, daß es um die Beseitigung deutscher Spuren gegangen sei. Der Abriß wird demnach als ein Politikum verstanden.

Für die meisten steht die Beseitigung des Kreuzes im Mittelpunkt, wofür die Aussage von Julian Hosinski typisch ist: „Nun, und wie bei uns der Kommunismus so war, so, so gefiel es nicht, daß ein Kreuz auf dem Platz steht. Und sie nahmen und zerlegten es.“⁶⁰ (Julian Hosinski, > 60 J., Pl 1945, Verwaltung)

Noch konkreter verweist der katholische Pfarrer von Stare Juchy darauf, daß der Abriß als Ausdruck des allgemeinen Kampfes der Kommunisten gegen die Religion zu verstehen sei: „Leider hat eben jenes (das Kreuz; B. E.) [lautes Atmen] im Stalinismus den Leuten, die den Atheismus verbreiteten, nicht gepaßt.“⁶¹

Das zweite Thema, die Beseitigung deutscher Spuren, wird kaum angesprochen. Bei Personen, die nicht in das politische Geschehen involviert waren oder sind, findet es sich, wenn überhaupt, nur sehr indirekt, wie in der Aussage von Kasia Bielecka:

„Meine Mutti hat gesagt, daß später, eben als schon, wie da die Polen die Gebiete einnahmen, so – und da hat es ihnen nicht gefallen. Ich weiß nicht warum, und sie befahlen, das Denkmal abzureißen und niemand wollte das, weißt Du? Denn das ist schließlich Herr Jesus, bekanntermaßen, nicht?“⁶² (Kasia Bielecka, < 35 J., Stj, Haushalt)

⁵⁹ „On nikomu nie przeszkadzał, tylko jedynie dla władzy komunistycznej przeszkadzał. Bo to był, to był, to był zabytek, oni tego nie, tego – nie honorowali tego (...). To były obchody na pięćsetlecie Juchy, to postawili ten pomnik. Ten, ten piec, no. Jakby dwa nie mogło stać, jeden trzeba rozebrać.“

⁶⁰ „No, a jak ten komunizm u nas był taki, to to się nie podobało, że to krzyż stoi na placu. I wzięli to rozebrali.“

⁶¹ „Niestety w okresie stalinizmu ten właśnie ludziom, którzy ateizowali, nie odpowiadał.“

⁶² „Mamusia mówiła, że później, kiedyś właśnie już jak to Polacy zajęli te tereny, tego – i im się nie podobało to. Ja nie wiem czemu i kazali, żeby ten pomnik rozebrać i nikt nie chciał, wiesz? Bo tu jednak Pan Jezus, wiadomo, nie?“

Kasia Bielecka stellt damit eine Verbindung zwischen der Gebietsübernahme durch die Polen und dem Abriß her, ohne darin jedoch einen schlüssigen Abrißgrund sehen zu können. Denn schließlich handelte es sich für sie um ein religiöses Denkmal. Obwohl sie ethnische Zuschreibungen vornimmt – sie bezeichnet in dem Gespräch das Denkmal explizit als ein deutsches, von Deutschen aufgestelltes –, findet sie keinen Ansatzpunkt, daß es sich bei dem Abriß um den Ausdruck eines deutsch-polnischen Konfliktes handeln könnte.

Diejenigen, die sich zur Frage äußern, ob das Denkmal als deutsches Symbol beseitigt werden sollte, haben einen persönlichen Bezug zur Politik. So verweist Ryszard Jagielski (35-60 J., Pl 70er J., Verwaltung) darauf, er sei noch zu jung, um sagen zu können, ob die kommunistischen Machthaber den Abriß aufgrund der Tatsache veranlaßt hätten, daß es sich um ein deutsches (poniemiecki) Denkmal gehandelt habe. Doch es sei für ihn eine mögliche Erklärung. Allerdings erzählt er in diesem Zusammenhang auch, daß in Grabnik ein vergleichbares Denkmal stehengeblieben sei, womit er einen solchen Erklärungsansatz implizit in Frage stellt.

Unaufgefordert und ganz entschieden tritt Halina Ficowska, die zu den heute politisch Aktiven gehört, einer solchen Ansicht entgegen und bezeichnet das Kreuz als alleinigen Grund für den Abriß:

„Vielleicht störte irgendjemanden das Kreuz, denn schließlich haben wir unterschiedliche Zeiten und Wechselfälle durchlebt. (...) Denn wissen Sie, in den kommunistischen Zeiten störte auch das Kreuz. So daß es nichts gegen die Masuren oder Deutschen oder, oder jene – Russen war, die hier kämpften. Nun einfach, wissen Sie, das Kreuz störte irgendwen, daß im Zentrum ein Kreuz steht.“⁶³ (Halina Ficowska, 35-60 J., Stj, Politik)

Sie stellt damit den Konflikt Kommunismus versus Religion, kommunistischer Staat versus katholische Kirche in den Mittelpunkt. Als ich im weiteren Verlauf des Gesprächs – nachdem Frau Ficowska von den umfangreichen Instandsetzungen deutscher Friedhöfe berichtet hatte – fragte, wie denn die Leute auf die Erneuerungen reagierten, wird ganz deutlich, wie wichtig es für sie ist, mir zu vermitteln, daß die Beziehungen

⁶³ „Może komuś krzyż przeszkadzał, no przecież były różne czasy i koleje przeżywalismy. (...) Bo wie pani, w czasach komunistycznych krzyż przeszkadzał też. Tak że to nie było nic przeciwko Mazurom, czy Niemcom, czy czy tym – nawet Ruskim tu walczącym. No po prostu, wie pani, krzyż komuś przeszkadzał, że na środku stoi krzyż.“

zwischen Deutschen und Polen zumindest in Stare Juchy selbstverständlich gut sind:

„Wir leben mit den Deutschen normal, so wie, einfach, wie soll ich Ihnen das sagen? Für mich zum Beispiel spielt die Tatsache überhaupt keine – keine Rolle, und ich denke nicht darüber nach, daß meine Nachbarin Deutsche ist. Für mich ist das normal, diese Frau lebt viele Jahre neben mir, und wir leben hier alle in Freundschaft, keiner unterscheidet sich hier von irgendjemandem, keiner fügt irgendjemandem Unannehmlichkeiten zu, so wie, so wie normale Nachbarn, wissen Sie. Und ich denke, denn ich habe sogar auch gehört, daß es Gemeinden gibt, wo irgendwelche Konflikte sind. Überhaupt wundert es mich, warum. Hier sind diese Gebiete, diese Leute, einige blieben hier, hier sind die Familien, wir behandeln sie genau gleich. Und warum sollte das anders sein?“⁶⁴ (Halina Ficowska, 35-60 J., Stj, Politik)

Gibt und gab es also keine ethnischen Konfliktlinien zwischen Deutschen und Polen?

Alleine Frau Grodecka, die im unmittelbaren Kontakt zu dem Kreis der vor 1989 politisch Aktiven stand, gibt die Beseitigung eines deutschen Symbols als Abrißgrund an: „Aber so wollten sie zeigen, denn es waren deutsche Aufschriften, daß da (–) daß das nicht länger deutsche Gebiete hier sind, nur – nur polnische. Nun, und deshalb wollten sie es abreißen.“⁶⁵ (> 60 J., Lit 1945, Gesundheitswesen)

Damit fällt sie aus dem Rahmen dessen, was mir sonst erzählt wurde. Auch andere ihrer Aussagen sind untypisch für Darstellungen aus polnischer Sicht. Sie ist eine der wenigen, die von sich aus erzählt, daß es die deutsche Bevölkerung von Stare Juchy nach 1945 nicht leicht gehabt habe und es zu Benachteiligungen gekommen sei. Allgemein wird von älteren Polen⁶⁶ nicht gern über diese Zeit und vor allem dieses Thema geredet,

⁶⁴ „My żyjemy z Niemcami normalnie, tak jak, po prostu, jak to pani powiedzieć? Ja na przykład wo ogóle nie – nie biorę pod uwagę faktu i nie myślę o tym, że moja sąsiadka jest Niemką. Dla mnie to jest normalne, ta kobieta żyje obok mnie tyle lat i my tu żyjemy w przyjaźni wszyscy, nikt się od nikogo tu nie różni, nikt nikomu nie robi przykrości, tak jak, tak jak sąsiedzi normalni, wie pani. I ja myślę, bo nawet też i słyszałam, że są gminy gdzie jakieś są konflikty. W ogóle mnie to dziwi, dlaczego, Tu są te ziemie, ci ludzie niektórzy tu zostali, tutaj rodziny są, my je tak samo traktujemy. A dlaczego miało być inaczej?“

⁶⁵ „Ale to chcieli pokazać, bo to niemieckie napisy byli, że to (–) że to nie niemieckie już tutaj tereny, tylko – tylko polskie. No i dlatego chcieli rozebrać.“

⁶⁶ Polen vor allem der Nachkriegsgeneration sind teilweise ganz erstaunlich offen für diesen Teil der polnisch-deutschen Geschichte und voller Verständnis für das Schicksal der Deutschen.

und wenn überhaupt, dann wird meist hervorgehoben, die Beziehungen zwischen Deutschen/Masuren und Polen seien gut gewesen. Dazu, daß Frau Grodecka nicht den Konflikt Kommunismus versus Religion zum Thema macht, passen auch ihre Angaben, daß der Konflikt Staat versus Kirche für sie im Alltag kaum eine Rolle gespielt habe. Trotz der Parteilichkeit ihres Mannes seien sie unbehelligt in die Kirche gegangen und hätten ihre Kinder taufen lassen.

Der Abriß des „Kreuzes“ als Ausdruck der Konfrontation katholische Kirche versus kommunistischer Staat

Der Abriß wird also nicht selten in einen politischen Kontext gestellt. Doch der eigentlich naheliegende Gedanke, der Abriß eines deutschen Kriegerdenkmals sei als die Beseitigung eines Symbols deutschen Machtstrebens, deutscher Kriegführung gemeint und müsse auch allgemein so verstanden werden, bestätigt sich nicht.

Die Zeit heilt offenbar doch Wunden, wie es auch in der Äußerung von Herrn Jaworski anklingt. Die traumatischen Erfahrungen mit den Deutschen liegen nun mehr als 50 Jahre zurück. Die Nachkriegsgeneration kennt die Ereignisse nur noch aus Berichten. Die Warschauer Verträge, der Kniefall Willy Brandts, die Sympathiebekundungen und materiellen Hilfen von deutscher Seite während des Kriegsrechts Anfang der 80er Jahre, persönliche positive Erfahrungen mit Deutschen⁶⁷ und nicht zuletzt die endgültige Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze 1990 und der anschließende Nachbarschaftsvertrag 1991 trugen dazu bei, daß das Bild von den feindlich gesinnten Deutschen und der Bedrohung durch Deutschland für die Polen erheblich an Bedeutung verlor. Im dörflichen Alltagsleben spielt nach meinen Beobachtungen die ethnische Zugehörigkeit in den Kontakten zu den wenigen verbliebenen Deutschen eine geringere Rolle als Antipathien oder Sympathien aufgrund persönlicher oder anderer sozialer Faktoren. Die heute in Stare Juchy lebenden Deutschen befinden sich im Rentenalter, ihre Kinder sind in der polnischen Gesellschaft aufgewachsen und haben zu Hause kein Deutsch mehr ge-

⁶⁷ So spricht Anna Morawska (Zeichen der Versöhnung, in: Tygodnik Powszechny (1965), Nr. 34, zit. nach: Polen und Deutsche. Ein Beitrag zur Geschichte des Dialogs, hrsg. v. WIEŻ. Warszawa 1994, S. 26-30) von einem positiven psychologischen Schock, den die ersten Aktionen der „Aktion Sühnezeichen“ in Polen ausgelöst haben, weil diese so gar nicht dem Bild von den feindlich gesinnten, unterdrückenden Deutschen entsprachen.

lernt.⁶⁸ Es handelt sich nur um einzelne Personen, die fast alle in binationalen Ehen leben und keine geschlossene deutsche Gruppe bilden. Einige sind für ihre Heirat mit einem Polen, einer Polin zum Katholizismus übergetreten. Die evangelisch-methodistische Gemeinde hat nur noch wenige Mitglieder, so daß ein reguläres Gemeindeleben nicht mehr stattfindet. Stare Juchy gehört nicht zu dem Teil Masurens, wo der sogenannte „Heimwehtourismus“ der Deutschen busweise erfolgt. Deutsche kommen in der Regel in familiären Gruppen. Sie haben zum Teil schon seit den 70er Jahren enge Kontakte zu polnischen Familien, nicht selten zu den heutigen Bewohnern ihrer früheren Häuser. Es gab und gibt Situationen, daß Polen die früheren Bewohner nicht in ihre Häuser lassen. Doch soweit es mir in Gesprächen geschildert wurde, empfinden viele Polen die Kontakte zu den ehemaligen Besitzern als positiv. Dazu trägt auch bei, daß von den Deutschen anscheinend häufig explizit gesagt wird, daß sie nicht vorhaben, zurückzukommen und Ansprüche zu erheben. Die Bekanntschaft oder gar Freundschaft mit den Vorbesitzern erleichtert es den jetzigen Bewohnern, sich als legitime Hauseigentümer zu fühlen, und ermöglicht es ihnen, die Geschichte ihres Hauses und Grundstückes auch über 1945 hinaus kennenzulernen und diese in ihre Beziehung zur räumlichen Umwelt integrieren zu können.

Aus den Äußerungen der Polen ergibt sich, daß der Abriss des Denkmals für sie eher ein Symbol für den Konflikt zwischen Kommunismus und Religion darstellt – ein Konflikt, der in der polnischen Gesellschaft direkt nach Kriegsende einsetzte und bis heute eine enorme Relevanz besitzt. Es gab zwar unterschiedliche Phasen von Spannung und Annäherung zwischen der katholischen Kirche und dem kommunistischen Staat, doch lange Zeit war die katholische Kirche Polens im gesamten sowjetischen Machtbereich im Grunde die einzige Institution, die sich relativ erfolgreich der staatlichen Bevormundung zu entziehen vermochte. Für viele Polen wurde die Kirche zum Träger und Symbol ihrer Opposition gegenüber dem ungeliebten russisch-sowjetischen „Großen Bruder“ – eine den Polen historisch vertraute Opposition, denn der Katholizismus und sein Repräsentant, die katholische Kirche, waren schon seit den Teilungen Polens ein wichtiger Faktor polnischer Identität, der Behauptung eines polnischen Selbstbewußtseins gegen die fremden Machthaber. In Polen ermöglichte es eine relativ unabhängige katholische Presse, anders als z.B. in der Sowjetunion, über die Kreise von intellektuellen Regimekritikern hinaus Gegenbilder gegen die offizielle kommunistische Dar-

⁶⁸ Als Grund für die Vermeidung des Deutschen in der Kommunikation mit den Kindern wird die Angst vor Diskriminierungen genannt.

stellung zu verbreiten. Diese Funktion einer geistigen Heimat für die Polen spiegelt sich in dem starken Bekenntnis der polnischen Bevölkerung zum Katholizismus wider.⁶⁹

Was Herr Sawicki ganz klar formuliert und wie auch die heftige Kontroverse um die Frage von Kruzifixen in bayrischen Klassenzimmern gezeigt hat, ist es gerade für Katholiken eine essentielle Frage, gegen die Beseitigung von Kreuzen aufzutreten. Demnach kann, wer den Abriss eines Kreuzes gutheißt, kein guter Katholik sein. Im Alltagsleben von Stare Juchy spielt es eine bedeutsame Rolle für die Einordnung einer Person als gutes oder fragwürdiges Mitglied der Dorfgemeinschaft, ob man als guter Katholik gilt oder nicht. Die Ablehnung des Abrisses und die Unterstützung von Gedanken für den Wiederaufbau des Denkmals durch Dorfbewohner ist daher meines Erachtens als Stellungnahme für den Katholizismus zu verstehen, als das Setzen eines Zeichens: „Seht, ich bin ein guter Katholik.“

Schon 1953 machte der Schriftsteller Witold Gombrowicz die Aussage, „daß Gott für die Polen zu einer Pistole geworden sei, mit der sie Marx erschießen wollten“.⁷⁰ In den 80er Jahren war die katholische Kirche ein wesentlicher Faktor in der *Solidarność*-Bewegung. Nicht zuletzt dank der im Rahmen der Kirche organisierten Aktivitäten überwand die polnische Gesellschaft das staatskommunistische System. Dies war ein die Polen verbindendes Anliegen, das der Kirche eine Zunahme ihres im europäischen Vergleich schon sehr großen Zuspruchs in der Bevölkerung einbrachte.⁷¹

Nach 1989 zerbrach die Einheit der *Solidarność*-Bewegung. Die Einmischung der Kirche in die Politik konnte sich plötzlich nicht mehr gegen den gemeinsamen Gegner Kommunismus richten und verlor damit eine bis dahin für Einigkeit sorgende Grundlage. So stieß z.B. die kirchliche Einflußnahme auf das Abtreibungsgesetz keineswegs nur auf Zustimmung. Nicht selten wurde in Gesprächen die Meinung geäußert, der Kirche gehe es mehr um die Sicherung eigener Pfründe denn um die Belange der Menschen. Während des Wahlkampfes um das Amt des Staatspräsidenten 1995 war in Stare Juchy eine Polarisierung zwischen den Anhängern des expliziten Katholiken Wałęsa und denen des ehemals in der kommunistischen Partei Polens (PVAP) aktiven Kwaśniewski zu beobachten. Dabei kam es zum Teil zu heftigen Auseinandersetzungen quer durch die Familien. In den Konflikten spielte die Opposition von katholi-

⁶⁹ Vgl. Leonid Luks, *Katholizismus und politische Macht im kommunistischen Polen 1945–1989. Die Anatomie einer Befreiung*. Köln (u.a.) 1993.

⁷⁰ Zit. nach ebenda, S. 161.

⁷¹ Vgl. ebenda.

schem Christentum (Wałęsa) und antireligiösem Kommunismus (Kwaśniewski) eine nicht unwesentliche Rolle – eine Interpretation, die von seiten der katholischen Kirche massiv unterstützt wurde. Beispielhaft kam das in einer Sonntagspredigt unmittelbar vor der Wahl zum Ausdruck, in der Kwaśniewski-Wähler mit Judas in Verbindung gebracht wurden.

Es ist festzustellen: Erst vor dem Hintergrund der positiven Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen und der gleichzeitig großen Bedeutung, die der Konflikt Staat – Kirche nicht zuletzt in den 80er Jahren erhielt, wird die unmittelbar mit der Deutungsverschiebung vom deutschen Kriegerdenkmal zum religiösen Schutzdenkmal zusammenhängende Aktualität des Denkmalthemas verständlicher. Ginge es für die Polen um ein deutsches Kriegerdenkmal, so besäße der Abriß Anfang der 60er Jahre heute wohl kaum noch eine solche Relevanz. Die Bedeutung des Denkmals heute besteht darin, daß sein Abriß zu einer Projektionsfläche des Konfliktes zwischen Kirche und Kommunismus geworden ist. In der Rede über das Denkmal wird die Erinnerung an die Religionsfeindlichkeit der Kommunisten wachgehalten, was manchen politischen Kreisen entgegenkommt. Die Aussagen des Pfarrers und der infolge der Wende 1989 in die Politik gegangenen Frau Ficowska lassen sich in diesen politischen Kontext einordnen.

„Da haben sie sich so gerächt an den deutschen Denkmälern.“ Der Abriß des Denkmals als Ausdruck deutsch-polnischer Konfliktlinien

Während von den polnischen Gesprächspartnern das Denkmal überwiegend als ein religiöses geschildert und sein Abriß als Ausdruck des Konfliktes Kommunismus versus Religion und nicht Deutsche versus Polen verstanden wird, sehen deutsche Gesprächspartnerinnen in dem Abriß die Intention, ein *deutsches* Denkmal zu beseitigen.

Anna Ostrowska wohnt in einem Dorf der Gemeinde Stare Juchy und fühlt sich bei dem Thema an das Denkmal in ihrem Dorf und seine allmähliche, mutwillige Demontage erinnert. Für sie ist der Abriß in Stare Juchy nur ein Beispiel unter vielen und ganz klar gegen Deutsches gerichtet:

„Ich weiß nicht, wahrscheinlich so aus Bosheit, weil da ein deutscher Adler war, da haben sie das (Denkmal in ihrem Dorf; B. E.) ruiniert. Und hier in Juchy, das weiß ich nicht so gut, was für ein Denkmal. Aber ich weiß, daß es ein ehemals deutsches (poniemiecki) war, denn dort war auch so ein ruiniertes, so eins.“

Da haben sie sich so gerächt an den deutschen Denkmälern.“⁷²
(Anna Ostrowska, > 60 J., Ostp. 1945, Landwirtschaft)

Für die Deutschen steht hinter der Zerstörung von Denkmälern aus der deutschen Zeit, daß die Polen einen Zusammenhang zwischen diesen und dem Nationalsozialismus herstellen bzw. herstellen. Dies wird auch in den Äußerungen von Marianna Silska deutlich:

„Und, und dieses Denkmal, das hatte mit nichts zu tun gehabt. Das war ein [lauter] Heldendenkmal gewesen. Ein Heldendenkmal noch von früher. (...) U-eh. Und der hatte nichts mit dem Hitler nicht zu tun (...) Denn die hab'n da immer gesagt, daß das vom Hitler, das Denkmal. Nein, nein, das ist nur ein altes Denkmal gewesen noch vom Kaiser – (...) Und das hatte da nichts gehabt mit, mit dem jetzigen Krieg zu tun.“ (Marianna Silska, > 60 J., Stj, prod. Gewerbe)

Marianna Silska bemüht sich fast vehement, den Vorwurf zu widerlegen, das Denkmal habe etwas mit dem Faschismus zu tun gehabt. Das ist für sie ein wichtiges Anliegen. Frau Silska erlebte Krieg und Kriegsende als Jugendliche, als junge Frau. Sie sieht sich sehr dezidiert als Deutsche, und ihre wichtigen sozialen Kontakte bestehen zu Deutschen – sowohl zu noch in Masuren verbliebenen als auch zu von hier stammenden. Der Abriß ist für sie Ausdruck eines Mißverständnisses der Polen, des Irrtums, das Denkmal als ein Symbol des deutschen Faschismus zu verstehen. Die Wahrnehmung alles Deutschen als faschistisch war infolge der Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg nach 1945 unter den Polen verbreitet und hatte entsprechenden Einfluß auf den Umgang mit der deutschen/masurischen Bevölkerung, vermutlich unterstützt durch das Wissen um die frühen und großen Wahlerfolge der NSDAP in Masuren. Herr Jaworski, der heute versucht, sowohl den deutschen als auch den polnischen Standpunkt zu verstehen, und der ungewöhnlich offen über die Verletzungen auf beiden Seiten und ihre Ideologien reflektiert, beschreibt dies sehr eindringlich:

„Ich habe selber auch viel Leid von den Deutschen erfahren, nicht. Also, wir haben – ich auch nicht – sie nicht geliebt! Wis-

⁷² „Ja nie wiem, chyba tak złośliwie, bo to niemiecki orzeł, to zrujnowali. I tu w Ju-sze, to nie wiem tak dobrze, jaki ten pomnik. Ale wiem, że to był poniemiecki, bo tam też był taki zrujnowany, taki. To oni tak mścili na tych niemieckich pomnikach.“

sen Sie, das ist normal, denn deswegen, daß ich erhalten habe, geschädigt war, erhalten habe – ich war sowohl geschlagen als auch verwundet, eh, also war das mein Feind, verstehen Sie? Das war mein Feind, das war mein Feind, nicht? Also habe ich ihn nicht geliebt, diesen Feind, verstehen Sie? Und wir alle haben dies, daß wir die Deutschen nicht liebten, auf alle Leute übertragen, wissen Sie, Schuldige und Unschuldige, verstehen Sie? Heute sehe ich die Sache anders, nicht. Denn heute sehe ich das schon aus einer zeitlichen Distanz heraus, aber vorher spielten die Emotionen eine wichtige Rolle, und nicht das Bewußtsein. Nur das, daß das jene sind, die uns quälten, verstehen Sie? Sie (als Anrede; B. E.) haben nicht gequält, aber es hieß so, daß das jene – alle, nicht? – Deutschen. Und sie wurden hier – Die Polen – ich, jetzt rede ich so – haben sie schuldlos gequält, verstehen Sie? Schuldlos haben sie sie gequält.“⁷³ (Jarosław Jaworski, > 60 J., Pl 1950, Bildungswesen/Politik).

Marianna Silska hat die daraus resultierende Behandlung bewußt erlebt. Sie berichtet, sie habe schwere Arbeit ohne Entgelt leisten müssen und das Recht auf ihr eigenes Haus verloren. Hatte sie nicht ein für sich subjektiv als vergleichbar empfundenes Schicksal wie das Denkmal? Schließlich mußte auch sie vieles aufgrund der Zuordnung von deutsch gleich faschistisch erleiden. Betrachtet man ihre Lebensgeschichte, so läßt sich ihr Bemühen zu zeigen, daß der Abriß auf einem Mißverständnis basierte, in Verbindung sehen mit ihren eigenen Erfahrungen, als faschistisch eingeordnet zu werden. Diese Erfahrungen waren für sie einschneidend und bis heute prägend. Der Dorfdiskurs, daß es sich um eine Aktion gegen das Kreuz gehandelt habe, spielt im Gespräch mit ihr überhaupt keine Rolle. Die Deutung des Denkmals als ein religiöses Symbol besitzt für sie keine Relevanz.

⁷³ „Ja sam doznałem wiele też krzywde od Niemców, nie. Więc myśmy – ja też nie lubiłem! Wie pani, to jest normalne, bo dlatego, że zostałem, byłem pokrzywdzony, zostałem – ja byłem i pobity, i ranny byłem, e więc to był mój wróg, rozumie pani? To był mój wróg, to był mój wróg, nie? Więc jak go nie lubiłem, tego wroga, rozumie pani? I myśmy wszyscy to, że nie lubiliśmy Niemców, przenieśliśmy na wszystkich ludzi, wie pani, winnych i niewinnych, rozumie pani? Ja dziś na to inaczej patrzę, nie. Bo ja już dziś patrzę z perspektywy czasu na te sprawy, ale przedtem odgrywały emocje ważną rolę, a nie świadomość. Tylko to, że to są ci, którzy nas gnębili, rozumie pani? Pani nie gnębiła, ale to się nazywało, że to ci – wszyscy, nie, Niemcy. I ich tutaj, wie pani, Polacy – ja, teraz ja mówię – ich niewinnie krzywdzili, rozumie pani? Niewinnie ich krzywdzili.“

Auch bei Teresa Lerska besteht die Motivation für den Abriß darin, daß das Denkmal als Symbol des Faschismus beseitigt werden sollte. Durch ihren wiederholten Hinweis, daß kein Hakenkreuz an dem Denkmal gewesen sei, weist sie die Deutung zurück, es habe sich um ein faschistisches Denkmal gehandelt. Doch anders als Frau Silska nimmt sie deutlich Bezug auf das aktuelle Dorfgespräch, indem auch sie das Kreuz in den Mittelpunkt stellt:

„Sonst einer sagt, und da war so'n schönes Kreuz, so, so mit Silber das Kreuz, aber war nicht Hakenkreuz, nicht, auch bloß so'n schönes Kreuz. (...) Da war kein Hakenkreuz, nichts. (...) Und dann hat er – hier, das mit dem Kaweck hier, der hat das kaputt gemacht, dem ist das nicht gefallen, das, daß das, daß das, daß das Kreuz-, daß das Denkmal steht, nech, dann – Ach, sagt er, das sind Faschisten und so, sagt er, da muß man kaputt machen. Wollte keiner das kaputt machen. (...) Sagt meiner, das is doch Kreuz. Und dann sagt meiner, da is auch nichts drauf auf dem Kreuz. Da war ja kein Hakenkreuz, nichts. Auch nich, da darf man kein Kreuz – ne. Und sagt er, wenn einer – die hatt'n alle Angst, sagten se, wenn die kaputt machen, dann vielleicht – wenn hier einer möcht hier kaputt machen, dann möcht ich sie am Kreuz hängen bleiben, sag ich. Die wie was kaputt zu schlagen, so 'n schönen Denkmal. (...) 'N schöner Denkmal aus Steine unten, und oben so 'ne schönes silbernes Kreuz. Aber nich mit Hakenkreuz, gar nichts war da, so 'n Kreuz. Und das war so schön, unten Stein und hier so 'ne Tafel. Und da stand draufgeschrieben die ganzen, die Gefallenen, nech.“ (Teresa Lerska, > 60 J., Stj, Landwirtschaft)

Teresa Lerska war bei Kriegsende ein junges Mädchen. Ihre Sozialisation als Jugendliche erfuhr sie, anders als Frau Silska, in der deutsch-polnischen Nachkriegszeit. In dem Gespräch mit ihr wird deutlich, daß sie sich zwar primär als Deutsche, aber gleichzeitig irgendwie auch als Polin versteht. Sie ist, ebenso wie Frau Silska, mit einem Polen verheiratet, doch im Unterschied zu Frau Silska bestehen ihre wichtigen sozialen Kontakte zu Polen. Sie scheint gut in das Dorfleben integriert zu sein, und von polnischer Seite ist zu hören, sie sei doch schon fast eine Polin. Frau Lerska hat ebenso wie Frau Silska nach 1945 die Erfahrung gemacht, für andere arbeiten und das eigene Haus verlassen zu müssen, doch verbindet sich für sie ihre Jugend auch mit gemeinsamen Festen und positiven Erlebnissen mit Polen. Ihr ist anscheinend die Synthese ihrer Erfah-

rung als Deutsche mit dem Leben in der Gemeinschaft mit den Polen gelungen, wobei ihr Übertritt zum Katholizismus vor der Heirat einen positiven Einfluß auf die Integrationsbereitschaft von seiten der polnischen Bevölkerung gehabt haben dürfte. Obwohl sie weiß, daß auf dem Denkmal Namen von Gefallenen standen, was die Schlußfolgerung erwarten läßt, daß es sich um ein Kriegerdenkmal gehandelt hat, unterstützt sie die religiöse Deutung, indem sie das Kreuz zum Zentrum des Denkmals macht, und erzählt, sie habe gehört, das Denkmal sei gegen Krankheit aufgestellt worden.⁷⁴ Das Denkmal – bzw. sein Abriß – stellt demnach für Frau Lerska sowohl ein Symbol für Konfliktlinien zwischen Deutschen und Polen (Polen gehen gegen Deutsches vor, da es für sie untrennbar mit Faschismus verbunden ist) als auch ein religiöses Symbol dar.

Es gibt einen offensichtlichen Unterschied in der Rezeption durch Polen und Deutsche, der auf unterschiedliche Relevanzstrukturen hinweist. Für Deutsche, vor allem für ältere Deutsche, die das Kriegsende und die plötzliche Umkehrung der Herrschaftsverhältnisse bewußt erlebten und auch erlitten, besitzt der Abriß die Bedeutung, daß ein deutsches, da als faschistisch geltendes Symbol verschwinden sollte. Ethnische Differenzen zwischen Polen und Deutschen, und dabei nicht zuletzt die eigenen historischen Erfahrungen, besitzen für sie eine größere aktuelle Relevanz. Angehörige von Minderheiten erfahren Differenz im Alltag stärker als diejenigen der Mehrheit. Hinzu kommt, daß die Deutung eines Denkmals als religiöses Schutzmal für Personen, die im protestantischen Glauben sozialisiert wurden, eher abzulehnen ist.

Das „Kreuz“ und der „Ofen“. Die Aktualität der beiden Denkmäler

Schon die Ausführungen der vorhergehenden Kapitel machen deutlich, daß zwischen den politisch-ideologischen Intentionen bezüglich eines Denkmals und seiner Rezeption durch die Bevölkerung zu unterscheiden ist. Wie wichtig es ist, diese Differenz zu beachten, zeigen sowohl die Wiederaufbaupläne bezüglich des ehemaligen als auch die Rezeption des heute dort stehenden Denkmals.

⁷⁴ Vgl. oben, S. 90.

Polen wollen ein deutsches Kriegerdenkmal wieder aufbauen?

Es gibt eine aktuelle Diskussion um den Wiederaufbau des früheren Denkmals, die – unterstützt oder vielleicht auch erst ausgelöst durch extrem trockene Sommer – in den letzten Jahren Auftrieb erhielt.

„Und wie es im letzten Jahr die Trockenheit gab und vor drei Jahren, all diese Jahre waren trocken, nun, denn tatsächlich im letzten Jahr, da war schließlich eine Trockenheit, nein, nein, so was – Da, ich bitte Sie, (sagten; B. E.) die Leute – ‚Sie haben das Denkmal auseinandergenommen, und es gibt keinen Regen mehr in Juchy. Man muß Geld für ein neues Denkmal oder für die Messe geben.‘ Wissen Sie, das ist Ausnutzung – (...) Das, das, das, wissen Sie, ich sage, die Kirche – denn das, was Sie gehört haben, das stimmt (ich hatte gesagt, ich hätte von Wiederaufbauplänen gehört; B. E.). Nun, denn dort wurden Beträge gesammelt, und da stellen wir vielleicht ein Denkmal auf, und eine Messe ist notwendig für den Regen – (...) Und der Pfarrer hat, ich bitte Sie, hat an das Gewissen appelliert, damit sie zeigen, wo die Steine liegen. Denn aus demselben wollten sie es aufstellen. Denn, wissen Sie, das war behauener Stein, so wie, wissen Sie, in der Mauer. Nun leider – Und das Kreuz, wo ist das? Bis heute gibt es nicht die geringste Rückmeldung, nun.“⁷⁵
(Andrzej Sawicki, 35-60 J., Stj, Staatsdienst)

In der Darstellung von Andrzej Sawicki hat die Idee, das Denkmal wieder aufzustellen, nichts mit der Bedeutung des Denkmals als Kriegerdenkmal zu tun, sondern ausschließlich mit der ihm zugeschriebenen Funktion als Bitte um Regen. Welches Interesse sollte es von seiten der polnischen Bevölkerung geben, ein deutsches Kriegerdenkmal im Dorfzentrum wiedererstehen zu lassen? Die meisten meiner Gesprächspartner gehen davon aus, daß es ein religiöses Denkmal gewesen sei. Dazu paßt

⁷⁵ „I jak ta była w zeszłym roku ta susza i trzy lata temu, co te lata były suche, no bo faktycznie w zeszłym roku, to była przecież susza nie nie tego – To, proszę panią, ludzie – ‚Rozebrali pomnik i deszczu w Juchach nie ma. Trzeba dać pieniądze na nowy pomnik, albo na mszę.‘ Wie pani, to jest, to jest wykorzystanie – (...) To to to wie pani, i mówię, kościół – bo to to to pani co słyszała, to to prawda. No bo tam sumy były zbierane, a to może pomnik postawimy, a to mszę trzeba na temat tego deszczu – (...) I ksiądz do sumienia, proszę panią, się odwoływał, żeby to choć pokazali gdzie te kamienie leżą. Bo z tego samego chcieli to postawić. Bo to, wie pani, kamień ciosany był, tak jak, wie pani, na te mury. No niestety – I krzyż gdzie jest ten? Po dzień dzisiejszy nie ma najmniejszego odzewu, no.“

auch, daß der katholische Pfarrer nach dem Kreuz und anderen Teilen des Denkmals gefragt haben soll, womit er die Zuordnung des Denkmals zur religiösen Sphäre zu bestätigen scheint.

Ein wichtiges Thema in den Gesprächen ist die Frage, wo das Kreuz nach dem Abriß geblieben sei. Es gibt dazu die unterschiedlichsten Mutmaßungen.

„Was hatte das für einen Sinn, jenes auseinanderzunehmen? Aber dennoch haben sie es auseinandergenommen, bis heute suchen wir und können nicht finden, wo das Kreuz hingeraten ist. Die einen sagten, daß sie es in den See warfen. Andere sagten, sie suchten dort, was sie nicht alles machten. Es ist nicht da! Andere sagten, daß sie es auf den Schrott gebracht haben. Nun, das ist alles dort, und nach Katowice, denn sie sandten nach Katowice, zum Stahlwerk, den Schrott. Dorthin schrieben sie, ob nicht vielleicht zuweilen ein Kreuz irgendwo beiseite gelegt wurde, vielleicht was? Jedoch es verschwand bis zum heutigen Tag. Das Kreuz wurde nicht gefunden.“⁷⁶ (Julian Hosinski, > 60 J., Pl 1945, Verwaltung)

Als Anlaß für diese Suche und die Gedanken, die sich die einzelnen über den Verbleib des Kreuzes und anderer Teile des Denkmals machen, wird der Wunsch genannt, das Denkmal wieder aufzubauen.

„Nun, und sie wissen nicht, wo das Kreuz ist. Und sie haben es gesucht und können kein anderes aufstellen. Wenn sie wenigstens irgendein Stück des alten fänden, nun, dann würden sie es dessen Gestalt entsprechend aufstellen.“⁷⁷ (Darek Grudowski, 35-60 J., Br 1976, Landwirtschaft)

Es geht bei der Suche immer zentral um das Kreuz, das gefunden werden muß. Die Suche nach dem Kreuz oder nach einem Teil desselben erinnert an die Bedeutung von Reliquien im Katholizismus, die als pars pro toto für die Bedeutung des Ganzen und seine Wirksamkeit stehen. Interessant

⁷⁶ „Po co było tamto rozbierać? A jednak rozebrali i potem tego krzyża to do dziś szukamy i nie możemy znaleźć gdzie ten krzyż się podział. Jedni mówili, że do jeziora wrzucili, drudzy mówili, szukali tam, co nie robili. Nie ma! Drudzy mówili, że na złom wywieźli. No to wszędzie tam, i do Katowic, bo wysyłali do Katowic, do huty, ten złom. Tam pisali czy czasami może krzyż gdzieś odłożył, może coś? Jednak zaginał na dzisiejszy dzień. Nie znaleziono tego krzyża.“

⁷⁷ „No, i nie wiedzą, gdzie ten krzyż. I szukali i nie mogą innego postawić, żeby chociaż znaleźli gdzieś jakiś kawałek starego, no, to już na formę tego postawili.“

ist, daß anscheinend unbedingt das frühere Denkmal wiederbelebt, d.h. an dieses angeknüpft werden soll. Von manchen wird auch das Fehlen eines Photos von dem Denkmal als Hindernis genannt, und daß man gar nicht genau wisse, wie es ausgesehen habe. Aber warum muß es unbedingt das alte Denkmal sein? Man könnte doch auch ein neues religiöses Denkmal aufstellen. Das wäre viel leichter, und man könnte damit ein Symbol der eigenen Beziehung zu dem Ort setzen. Doch wie der Bericht von Frau Lerska nahelegt, scheinen konkrete Schritte, das Kreuz nachzubauen, nicht auf eine besonders positive Resonanz zu stoßen:

„Wir wollten alle, der Wojtek auch noch früher mal, wollten sie das Denkmal wieder bei Seite bauen und dassel-, dasselbe Kreuz oben drauf. Die wollten alle bei der Solidarność das tun. Aber die fanden das Kreuz nich. Aber dann hatte der Zygmunt so 'n Bild, da war das Denkmal drauf, das ganze,⁷⁸ da wollten sie irgendwann auch fahr'n nach Kowal (Schmied; B. E.), der sollte ihnen das Kreuz auch wie auf 'm Bild so machen, nech. Da weiß ich nicht, da wollten die nich was. Ach, nachher sagt der Wojtek: „Ach, vielleicht werden sie uns nachher hier noch was nach dem Deiwł machen, oder was.““ (Teresa Lerska, > 60 J., Stj, Landwirtschaft)

Nach Aussage von Frau Lerska ging die Initiative zum Wiederaufbau von der Solidarność⁷⁹ aus. Und auch Herr Sawicki sieht einen Zusammenhang zwischen der Wende 1989 und diesen Bestrebungen:

„Und dann, wissen Sie, hat die Kirche es (die Aktualisierung des Denkmalthemas durch die Trockenheit; B. E.) ausgenutzt. Jetzt, in den Jahren nach 1990, unmittelbar nach dem Kommunismus.“⁸⁰ (Andrzej Sawicki, 35-60 J., Stj, Staatsdienst)

Die Frage ist, worum es eigentlich geht, wenn auf der einen Seite nach 30 Jahren das Kreuz gesucht wird und auf der anderen Seite eine Neubildung des Kreuzes anscheinend auf Ablehnung stößt. Handelt es sich dabei um ernsthafte Pläne zur Rekonstruktion des Denkmals, oder be-

⁷⁸ Konkretere Nachfragen haben ergeben, daß auf dem Bild nur der untere Teil des Denkmals zu sehen ist, ohne die Tafel oder gar das Kreuz.

⁷⁹ Als Organisation spielte die Solidarność 1995 in Stare Juchy so gut wie keine Rolle mehr. Überhaupt gibt es keine Parteien oder parteiähnliche Organisationen.

⁸⁰ „I potem, wie pani, kościół wykorzystał. Teraz w tych latach po dziewięćdziesiątym, tylko jak po tej komunie.“

sitzt die Suche nach dem Kreuz nicht vielmehr eine symbolische Funktion im Kontext der aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen in Polen? Die meisten Einwohner des Dorfes sind sich nicht darüber im klaren, daß es sich um ein Kriegerdenkmal handelte. Was würde passieren, wenn der von ihnen gewünschte Wiederaufbau als deutsches Kriegerdenkmal realisiert würde? Wie gingen damit Personen um, die für eine Umsetzung dieser Pläne verantwortlich wären?

Als ich Halina Ficowska berichte, ich hätte von Plänen zum Wiederaufbau des früheren Denkmals gehört, erzählt sie zunächst sehr ausführlich, daß es sich um ein Kriegerdenkmal wie in Grabnik gehandelt habe. Erst daran anschließend geht sie auf die Frage des Wiederaufbaus ein:

„Dort jenes (Denkmal; B. E.) aufstellen? Das ist eine hinreichend schwere Frage. Und wie das in einer Demokratie ist, wenn zwanzig Personen zu entscheiden hätten, oder dreißig, hätte möglicherweise jeder eine andere Meinung. Ich hatte zum Beispiel die Sache mit einem ebensolchen Denkmal in Grabnik, das schön und dekorativ ist. Ich wollte es renovieren, versuchte es mit Geldern aus der Gemeinde zu tun, also waren unterschiedliche Diskussionen. Der eine war der Ansicht, man solle es tun, und der andere sagte, daß nicht. (...) und jetzt, wissen Sie, etwas in Bewegung zu bringen, da wären auch unterschiedliche Diskussionen.“⁸¹ (Halina Ficowska, 35-60 J., Stj, Politik)

Frau Ficowska versucht vorsichtig, mir deutlich zu machen, daß ein Wiederaufbau politisch wohl kaum durchsetzbar sei. Sie gehört zu den Leuten, die politisch zu entscheiden haben. Mit dem Beispiel aus Grabnik signalisiert sie, daß sie sich durchaus für Denkmäler aus deutscher Zeit einsetzt, ohne zu dem angesprochenen Fall direkt Stellung zu nehmen. Bedenkt man ihre Situation, einer deutschen Gesprächspartnerin gegenüberzusitzen, deren Haltung bezüglich des Denkmals sie nicht einschätzen kann und die womöglich eine Ablehnung des Wiederaufbaus als negative Einstellung gegenüber Deutschem verstehen könnte, so kann man diese Äußerung im Kontext ihres Bestrebens verstehen, mir zu vermit-

⁸¹ „Czy tam to postawić? To jest taka trudna dosyć decyzja. I jak to w demokracji, gdyby miało zadecydować dwadzieścia osób, czy trzydzieści, być może każdy miałby odmienne zdanie. Ja miałam na przykład sprawę tego samego pomnika w Grabniku, który jest piękny i zdobny. Chciałam go odnowić, próbowałam to zrobić z gminnych pieniędzy, więc były różne dyskusje. Ten uważał, że zrobić, a tamten mówił, że nie. (...) i teraz, wie pani, cokolwiek ruszyć, to też by były różne dyskusje.“

teln, daß sie nichts gegen Deutsche und Deutsches habe. Ihre diplomatischen Formulierungen zeigen, daß es sich um ein nicht unproblematisches Thema handelt. Wenn es auf der konkreten Ebene darum geht, das Denkmal wieder aufzubauen, würde die Diskrepanz zwischen der Bedeutung, die dem Denkmal im Dorf zugeschrieben wird, und seiner Aussage als deutsches Kriegerdenkmal zutage treten. Ein Widerspruch, mit dem die Personen, die unmittelbar für eine Umsetzung verantwortlich wären, im Unterschied zu den anderen Dorfbewohnern konfrontiert sein würden.

Der einzige, der genau weiß, daß es sich um ein Kriegerdenkmal gehandelt hat, und sich dennoch für einen Wiederaufbau ausspricht, ist der katholische Pfarrer:

„Und das (der Abriß des Denkmals; B. E.), ich bitte Sie, war sehr schade, denn dort – denn schließlich war das ein Denkmal mit einem herrlichen – Rundherum waren die Tafeln, so wie – Sie kennen hier vielleicht Grabnik? Dort ist auch eins direkt vor der Kirche. Ebenso, das war genau, genau so eins in Juchy, genau hier, nun. Diese Namen eben alle dort. Nun, und hier haben wir schon mit einigen Leuten, die aus Deutschland gekommen sind, geredet, nun, und – ich bin dafür, es irgendwie zu erneuern, das alles zu reaktivieren. Nun, weil leider, dieser nicht – dieser. Gerade in den vergangenen Zeiten ist großer Schaden angerichtet worden, großes Unrecht den Leuten, gerade.“⁸²

Der Pfarrer bringt die Pläne des Wiederaufbaus in Zusammenhang mit den nicht mehr in Stare Juchy lebenden Deutschen und dem Unrecht, das diese erfahren mußten. Auch an anderen Stellen in dem Interview spricht er von dem Unrecht, das die autochthone Bevölkerung, die Masuren, durch den Stalinismus erlitten hätten, und drückt Verständnis für die Bindung dieser Menschen an ihren Herkunftsort aus. Seine Äußerung kann dahingehend verstanden werden, daß es ihm bei einer Rekonstruktion um eine Art Wiedergutmachung für die vertriebenen, ausgewanderten Deutschen/Masuren geht.

⁸² „I to, proszę pani, była wielka szkoda, bo tam – bo przecież to był pomnik ze wspomniałym – Dookoła były te tablice, tak jak – pani tu może zna Grabnik? Tam też jest przy kościele. Tak samo, to był taki samy w Juchach, właśnie tutaj, no. Te właśnie nazwiska wszystkie tam. No i tutaj już niektórym ludziom, którzy z Niemiec przyjechali rozmawialiśmy, no i – jestem za tym, żeby jakoś to odnowić, odreaktywować to wszystko. No bo niestety, ten nie – ten. Właśnie w minionym okresie wyrządzono wielką szkodę, wielką krzywdę ludziom właśnie.“

Auch der Wiederaufbau wäre ein Politikum

Die verstärkte Aktualität des „religiösen Denkmals“ sowie die Folgen seines Abrisses und das Reden über Wiederaufbaupläne, die die Suche nach dem Kreuz zum Mittelpunkt machen, halten – symbolisch vermittelt – die Erinnerungen an die Antireligiosität des Kommunismus und die Notwendigkeit wach, daß jeder einzelne für die Religion eintreten muß.

Doch was würde passieren, wenn das Denkmal tatsächlich wieder aufgebaut würde? Eine gewisse Gefahr besteht darin, daß von deutscher Seite die Stimmen im Dorf, die von Wiederaufbau reden, dahingehend mißverstanden werden, daß die Rekonstruktion eines deutschen Kriegerdenkmals erwünscht sei, und daraufhin entsprechende Initiativen gefördert oder gar veranlaßt würden. Denn plötzlich würde deutlich werden, daß das Kreuz nur ein Detail des Denkmals war. An die Stelle eines die ethnischen Gruppen verbindenden „Kreuzes“ würde ein ethnische Konfliktlinien wachrufendes Kriegerdenkmal treten. Wie vereinzelte Reaktionen auf meine Forschung gezeigt haben, gibt es durchaus noch Ängste vor deutschen Rückgabeforderungen, vor der Rückkehr der Deutschen, nicht unbedingt mit Gewalt, aber aufgrund ihrer Kaufkraft. Auch wenn diese Ängste in den letzten Jahren sehr zurückgegangen sind, würde ein Engagement von Deutschen ohne Rücksicht auf die Erinnerungen und die Geschichte, die in Polen sehr ausgeprägt zum Alltagsbewußtsein gehört, dieser Entwicklung vermutlich schaden.

In bezug auf das ehemalige Denkmal in Stare Juchy habe ich nicht von ernstzunehmenden Bestrebungen von seiten Deutscher gehört, das Denkmal wieder aufzubauen. Doch es gibt in Masuren Beispiele für die Wiederherstellung von Soldatenfriedhöfen und Denkmälern, bei denen ebenso wie in dem eingangs erwähnten Dorf an der Weser die Betreiber nicht in Betracht ziehen, was mit Denkmälern revitalisiert, am Leben erhalten wird. Oder sollte es etwa bewußt geschehen? So gibt es auf dem Weg von Giżycko (Lötzen) nach Węgorzewo (Angerburg) einen restaurierten deutsch-russischen Soldatenfriedhof aus dem Ersten Weltkrieg auf einer sehr schönen Anhöhe mit herrlichem Blick über den See. Wendet man sich von der Aussicht auf den See zurück Richtung Friedhof, so fällt der Blick auf ein großes, gemauertes Denkmal mit einer neuen Tafel und deutscher Inschrift:

„SIE STARBEN – UND LEBEN NOCH
SIE SCHLUMMERN – UND WACHEN DOCH
SIE RUHEN – ZU NEUER TAT
DER ZUKUNFT SAAT“

Das erwähnte Denkmal in dem Dorf an der Weser steht beispielhaft für den unkritischen Umgang mit den durch Kriegerdenkmäler vermittelten Traditionen und politischen Kontexten in Deutschland. Wohin es führt, den Soldatentod nicht als einen mit allen Mitteln zu verhindernden Tod zu betrauern, sondern sein „Gedächtnis“ mit „Anerkennung“ und der Aufforderung an zukünftige Generationen „zur Nacheiferung“ zu verbinden, hat nicht zuletzt der Zweite Weltkrieg gezeigt. Die Restaurierung deutscher Friedhöfe und Denkmäler in Polen kann nur im Einverständnis mit den zuständigen polnischen Behörden durchgeführt werden. Doch spielen die Initiative und das Geld von deutscher Seite eine maßgebliche Rolle. Meines Erachtens sollte die Frage, was mit der Erneuerung von deutschen Kriegsdenkmälern mit den alten Inschriften bewirkt und vermittelt wird, mehr bedacht werden. Angesichts der großen Opfer und Leiden der polnischen Bevölkerung nach dem Überfall Deutschlands auf Polen ist es im Sinne einer deutsch-polnischen Aussöhnung überaus wichtig, nicht zu ignorieren, was die Kriegerdenkmäler für sie betrachtende Polinnen und Polen bedeuten. So läßt sich die obige Inschrift aus polnischer Sicht in der Weise verstehen, daß die Ruhe „zu neuer Tat“ „der Zukunft Saat“ war, aus der der Zweite Weltkrieg mit all seinen Folgen für die polnische Bevölkerung erwuchs.

Das neue Denkmal – ein akzeptiertes Symbol?

In der Einleitung skizzierte ich den gesellschaftspolitischen Kontext der Aufstellung des neuen Denkmals und damit die Intention der Denkmalschöpfer. Doch welche Bedeutung besitzt es für die Bevölkerung? Wie wird es rezipiert?

In ihrer berichterstattenden Art faßt Ewa Silska die Meinung über das neue Denkmal im Dorf zusammen: „Die Leute, den Leuten gefällt das Denkmal nicht, das neue. Sogar jene Form. Denn alle bezeichnen es als Ofen.“⁸³ (Ewa Silska, 35-60 J., Stj, Verwaltung)

Die Bezeichnung „Ofen“ verwenden viele. Manchmal wird es auch zum „Öfchen“ oder gar „kommunistischen Öfchen“. Man macht sich über das neue Denkmal lustig: „Nachher hat er (Kawecki; B. E.) hingestellt solchen Ofen, nech. Haben wir gelacht [lacht], solchen Ofen.“ (Teresa Lerska, > 60 J., Stj, Landwirtschaft)

⁸³ „Ludzi, ludziom nie podoba się ten pomnik, ten nowy. Nawet ta forma. Bo wszyscy to określają jako piec.“

Die durch die Namengebung ausgedrückte Distanzierung verstärkt Ireneusz Morawski noch, indem er das Bild ironisch ausmalt: „Doch das war ein schönes Denkmal! Nun, und was? Und sie haben einen Ofen aufgestellt. Wir sagen jetzt – er wird ganz Juchy heizen, nur die Rohre werden wir noch machen.“⁸⁴ (Ireneusz Morawski, > 60 J., Pl 1945, Verwaltung)

Auffallend ist auch der Vergleich zu dem ehemaligen Denkmal, das im Unterschied zum „Ofen“ schön gewesen sei. So drückt Danuta Tomaszewska sehr drastisch ihre Meinung darüber aus, was die Ersetzung des alten Denkmals gebracht hat:

„Der Gemeinde hat es ins Auge gestochen, sie wollten schon was eigenes aufstellen. Und was, haben sie etwas Schönes aufgestellt? [Husten] Aber jenes war schöner! Einfach anmalen, und sie konnten eine polnische Inschrift an die Stelle setzen! Das wäre oh, so wie ich denke, nicht? Meiner Meinung nach. Und was haben die gemacht, Scheibenkleister⁸⁵ – Was haben sie dort gemacht? Ein Nichts!⁸⁶ Jenes war ein schönes Denkmal. Wunder schön, so aus Steinen war es.“⁸⁷ (Danuta Tomaszewska, > 60 J., Pl 1945, Haushalt)

Und selbst Janek Krotowski, der ansonsten von den im Dorf verbreiteten Ansichten über das frühere Denkmal abweicht, indem er es als häßlich bezeichnet, und seinen Abriß wegen des Kreuzes zwar für nicht besonders klug, aber keineswegs für bedauerenswert hält, gibt ein klares Urteil ab: „Aber sie haben nichts – nichts Gescheiteres hingestellt. Sie haben so einen – so einen Pfosten (słupek) hingestellt.“⁸⁸ (Janek Krotowski, > 60 J., Pl 1956, Handel)

Die Form des Denkmals scheint allgemein als nicht gelungen zu gelten. Doch wie steht es mit der Rezeption der Intention, wofür es aufgestellt wurde?

⁸⁴ „Toż to ładny był pomnik! No co to? A postawili piec. My mówim teraz – będzie całe Juchy ogrzewał, tylko rurki jeszcze porobim.“

⁸⁵ Das polnische Wort „kurczę“ bedeutet direkt übersetzt „Hühnchen“, doch es wird als sehr milder Fluch verwendet.

⁸⁶ Auch die Übersetzung von „guzik“, zu deutsch „Knopf“, ist nur sinngemäß möglich.

⁸⁷ „Gminie w oko kłulo, chcieli swoje już coś postawić. Co to, takie ładne coś oni postawili? [kaszel] A ten był ładniejszy! Tylko odmalować i mogli zmienić napis polski. To by o, tak jak ja myślę, nie? Swoim zdaniem. A ony, kurczę o, zrobili – Co oni tam zrobili? Guzik! Tamten był piękny pomnik. Śliczny taki z kamieni był.“

⁸⁸ „Ale nic mądrzejszego nie – nie postawili. Postawili taki – taki słupek.“

Es gab offensichtlich Bemühungen, wie die bis vor wenigen Jahren von der Schule und den Pfadfindern an dem Denkmal organisierten Ehrenbezeugungen, dem neuen Denkmal eine Bedeutung im Dorfleben zu verschaffen. Die Jüngeren erzählen bei dem Thema Denkmal in der Regel spontan, daß sie an entsprechenden Festlichkeiten, unter anderem mit der Schulstandarte und niederzulegenden Blumen, teilnahmen. Doch Äußerungen wie die von Kasia Bielecka zeigen, daß trotz solcher persönlichen Erfahrungen der Anlaß, zu dem das Denkmal aufgestellt wurde, seine intendierte symbolische Aussage, nicht notwendig eine besondere Relevanz für den einzelnen erhielt. So antwortet Kasia Bielecka auf die Frage, wofür das neue Denkmal stehe:

„Ich weiß, daß wir von der Schule aus immer Blumen getragen haben, gegangen sind, weißt Du, dorthin. Und die Pfadfinder, in der Kleidung übergaben Blumen, nicht. Und die Schule stellte sich immer so auf, nicht. Aber warum, wofür, das weiß ich nicht. Ich erinnere mich nicht. [lacht] [kurze Pause] Ich weiß es nicht.“⁸⁹ (Kasia Bielecka, < 35 J., Stj, Haushalt)

Sie ist nicht die einzige, die kein besonderes Interesse für das neue Denkmal aufbringt. Einige sagen direkt, daß sie nicht wüßten, wofür das neue Denkmal stehe. So erzählt Darek Grudowski auf die Frage nach der Intention des neuen Denkmals:

„Ich weiß nicht, was es für eine Bedeutung hat. Irgendeinen Stein haben sie aufgestellt. Was der hier soll. Hier gibt es weder Gefallene, oder hier irgendwas. Ich weiß nicht. Ich habe mich nicht einmal für sowas interessiert, was hier für ein Kasten (pudło) steht. [lacht].“⁹⁰ (Darek Grudowski, 35-60 J., Br 1976, Landwirtschaft)

Kaum jemand kennt den genauen Text auf dem Denkmal. Annäherungsweise trifft die Aussage von Frau Nowicka die Intention, zumindest im Hinblick auf „Für die Kämpfer für das Polentum in Ermland und Masurien“: „Und sie wollten ein Denkmal für jene Personen aufstellen, die ihr Leben verloren, als sie eben diese Gebiete eroberten. Irgend etwas steht

⁸⁹ „Wiem, że zawsze ze szkoły z kwiatami chodziliśmy, nosiliśmy, wiesz, tutaj. I harcerze w ubraniach podali kwiaty, nie. A szkoła zawsze ustawiła tako, nie. A czemu, za co, to nie wiem. Nie pamiętam. Nie wiem.“

⁹⁰ „Nie wiem, co on ma za znaczenie. Jakiś kamień postawili. Co on tu ma. Ani tu pobitych jest, ani tu jakich – nie wiem. Nawet nie interesowałem się takim czymś, co tu za pudło stoi.“

dort auf der Tafel geschrieben, doch was, das kann ich schon nicht im einzelnen sagen.“⁹¹

Doch die meisten, sofern sie sich dazu äußern, sind der Ansicht, daß es zur 500-Jahr-Feier von Stare Juchy aufgestellt worden sei. Dies geht bis hin zur Überzeugung, daß das Denkmal zur 500-Jahr-Feier 1961 eingeweiht worden sei, obwohl das – wie im Untertext auf der Denkmalstafel zu lesen ist – erst fünf Jahre später war.

Anscheinend besitzt die Intention des Denkmals, die Kämpfer für das Polentum in Ermland und Masuren zu ehren, nur für die damals politisch Aktiven tatsächlich eine Relevanz. Schließlich konnte sich Jan Kawecki, auf dessen Betreiben das neue Denkmal vermutlich aufgestellt wurde, mit seinen Bemühungen zu zeigen, „daß die Masuren zu Polen gehören“,⁹² in einer Traditionslinie mit Kętrzyński, Kajka und den anderen „Kämpfern für das Polentum“ sehen.

Auf die persönliche Beteiligung der politisch Aktiven am Bau des Denkmals weist Frau Grodecka hin:

„Und dort ist noch Geld eingemauert, dort, das polnische, verschiedene hier solche, alles Kleingeld sogar bis hin zu größerem. Und Namen sind dort – meines Mannes und, mh, und wohl auch von Kawecki und wer hier war und hier tätig war. Das alles ist dort unten eingemauert.“⁹³ (Jadwiga Grodecka, > 60 J., Lit 1945, Gesundheitswesen)

Das Einmauern der Namen zeigt das Bestreben der politisch Aktiven, mit Hilfe des Denkmals Spuren der eigenen Geschichte zu schaffen. Das scheint in einem Sinne auch gelungen zu sein. So schreibt Maria Malewska das Denkmal Jan Kawecki, den sie persönlich nicht mehr kannte, praktisch zu:

„Hier, das Denkmal von Kawecki. Ich weiß nicht, ob das wahr ist, doch jemand hat mal erzählt, daß, als das Denkmal gebaut wurde, da hat Herr Kawecki dort irgendwo polnische Geldstücke eingemauert.“⁹⁴ (Maria Malewska, < 35 J., Stj, Studentin)

⁹¹ „I chcieli pomnik postawić dla tych osób, którzy stracili życie zdobywając właśnie te tereny. Coś tam pisze na tablicy tej, ja już tak szczegółów to nie powiem.“

⁹² „że Mazury należą do Polski“; vgl. Kawecki, Stare Juchy (wie Anm. 11), S. 90.

⁹³ „I jeszcze tam pieniądze są wmurowane, tam, te polskie, różnie ot takie, wszystkie drobne aż do dużego. I nazwisko jest tam, i męża i, mh, chyba i Kaweckiego i kto tu był, kto tu działał. To wszystko jest tam, pod spodem jest wmurowane.“

⁹⁴ „Tu pomnik Kaweckiego. Ja nie wiem, czy to jest prawda, ale ktoś kiedyś opowiadał, że, jak budowano ten pomnik, to pan Kawecki gdzieś tam wmurował polskie monety.“

Doch trotz des Bemühens, dem neuen Denkmal durch gemeinsame Rituale zu sozialer Relevanz zu verhelfen, ist die „Intention der Denkmalförderer“⁹⁵ ohne Resonanz geblieben.

Auf dem 500-Jahr-Platz im Dorfzentrum ein Denkmal zur 1000-Jahr-Feier des polnischen Staates für die Kämpfer für das Polentum aufzustellen, läßt sich als ein Versuch begreifen, für die heute hier Lebenden historische Tiefe in bezug auf ihren Ort herzustellen. Da die deutschen Anteile der Geschichte Masurens tabuisiert wurden, boten sich solche abstrakten, Jahrhunderte übergreifenden Daten als Bezugsgrößen für die Schaffung einer symbolischen Verbindung zu dem Ort an. Doch scheint in der Rezeption nicht der ideologische (Polentum), sondern allein der historisch-zeitliche Inhalt (500 Jahre) zum Thema gemacht zu werden. Mit dem Datum der 500-Jahr-Feier wird der Ort in seiner historischen Kontinuität zunächst einmal unabhängig von wechselnden Machthabern in den Mittelpunkt gerückt. Man könnte hier einen Ansatzpunkt sehen, die 500jährige Geschichte von Stare Juchy als eine gemeinsame, alle ethnischen Gruppen einschließende zu begreifen.

Schluß

Die stark differierenden Angaben im Zusammenhang mit dem ehemaligen Denkmal zeigen ebenso wie die Rezeption des neuen Denkmals, daß Berichte nicht als „objektive“ Beschreibungen von Ereignissen oder Gegenständen zu verstehen sind. Doch gibt die Wirklichkeit des Erzählenden, wie sie sich in den Gesprächen widerspiegelt, etwas über seine Lebenswelt wieder, die sich über Kommunikation und Interaktion mit der sozialen Umwelt konstituiert. Davon ausgehend, daß die Darstellungen des Kriegerdenkmals, in denen es zu einem religiösen Schutzdenkmal wird, einen sozialen Sinn besitzen, habe ich den gesellschaftspolitischen Kontext aufgezeigt, der eine solche Rezeption des Denkmals durch einen großen Teil der polnischen Bevölkerung verständlich macht.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß das nicht mehr existente Kriegerdenkmal in seiner Rezeption als abgerissenes Schutzdenkmal anscheinend eher die in der Einleitung angesprochenen sozialen Funktionen eines Denkmals erfüllt als das gegenwärtige. So können seine Funktionen unter Bezug auf Schneider⁹⁶ folgendermaßen skizziert werden:

⁹⁵ Schneider, *Kriegerdenkmäler* (wie Anm. 5).

⁹⁶ Ebenda, S. 11.

Das durch das verschwundene Denkmal ausgelöste Dorfgespräch dient „der Weitergabe von als verpflichtend verstandener Tradition“ (das Christentum, speziell das katholische, mit seinen Regeln und Normen) „zum Zweck der Identitätsstiftung“ (wir sind gute Katholiken – in Abgrenzung zu den „Kreuze“ abreißenden Kommunisten und gesellschaftlichen Außenseitern), „zur Legitimation bestimmter, meist politischer Interessen“ (Gefahrenbild Kommunismus und damit die Legitimation von Stellungnahmen und Aktionen, die sich gegen den Kommunismus richten) „und zur Orientierung in Gegenwart und Zukunft“ (man darf das Vorgehen der Kommunisten gegen das Christentum und damit gegen die katholische Kirche nicht vergessen und muß gemeinsam gegen den Kommunismus vorgehen, z.B. indem man nicht Kwaśniewski wählt). Allerdings ist diese Rezeption keinesfalls „ganz im Sinne der Denkmaltifter“.

Dieses Beispiel zeigt, daß die in der Symbolik und Aussage eines Denkmals angelegte Intention der Denkmaltifter sich stark von der Denkmalrezeption durch die Bevölkerung unterscheiden kann. Die Dinge – Handlungen und Gegenstände – sind nicht Träger bestimmter Bedeutungen, die der betrachtende Forscher nur lesen müßte. Dies führt auch in bezug auf Denkmäler mit scheinbar klaren Aussagen offensichtlich in die Irre. Um den Prozeß des „Sich-die-Fremde-zu-eigen-Machens“ zu verstehen, ist es daher notwendig, sich durch Gespräche und teilnehmende Beobachtung dem Verständnis der Bedeutung anzunähern. Denn nicht nur handelnd, sondern wesentlich auch deutend hat sich nach 1945 der Prozeß der Aneignung im Umgang mit den Spuren der deutschen Geschichte vollzogen.

Die deutlich differente Rezeption des Denkmals und seines Abrisses durch verbliebene Deutsche/Masuren zeigt, daß sich besonders in der Rezeption solch symbolträchtiger Orte wie Denkmäler – aber auch Friedhöfe – unterschiedliche Erfahrungen von Angehörigen verschiedener Ethnien widerspiegeln.

Der Umgang mit Symbolen wie Denkmälern und Friedhöfen spielt eine nicht unwesentliche Rolle im Hinblick auf die interethnischen Beziehungen. Die Revitalisierung deutscher Symbole könnte als ein Ausdruck deutscher Machtansprüche gedeutet werden und sich negativ auf das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen auswirken. Natürlich besitzt die allgemeine Entwicklung der binationalen, biethnischen Beziehungen einen nicht zu vernachlässigenden Einfluß. Doch vor allem das enorme ökonomische Gefälle birgt die Gefahr, daß alte Feindbilder revitalisiert werden. In bezug auf symbolträchtige Orte bedeutet das, daß von deutscher Seite eine unverhältnismäßige Finanzkraft gegeben ist, die nicht zur rücksichtslosen Restauration deutscher Symbole genutzt werden sollte.

Der Wiederaufbau des Kriegerdenkmals in Stare Juchy würde die gegenwärtige Rezeption des Denkmals durch die polnische Bevölkerung ad absurdum führen und wohl kaum die deutsch-polnischen Beziehungen fördern.

Nachsatz

Wie aktuell das Denkmalthema ist, zeigte sich beim jährlichen Treffen der Kreisgemeinschaft Lyck in ihrer Partnerstadt Hagen vom 30./31. August 1997. Ohne von diesem Aufsatz und meinem Interesse in bezug auf das Denkmal zu wissen, erzählte mir jemand, der aus der Gemeinde Jucha stammt und an der Vorbereitung eines für das nächste Jahr geplanten Treffens in Stare Juchy beteiligt ist, von einem Gespräch mit dem dortigen Pfarrer. Dieser habe ihn nach einem Photo des Denkmals gefragt, da er es wieder aufbauen lassen wolle. Begründet habe er dies mit dem Glauben der Leute, daß seit dem Abriß ein Fluch über Stare Juchy liege. Der Pfarrer habe berichtet, daß er das Thema auch in einer Gemeinderatsversammlung angesprochen habe und auf Ablehnung gestoßen sei, da man kein deutsches Kreuz wieder aufstellen wollte, woraufhin er eingewendet habe, daß es kein deutsches, kein amerikanisches oder sonstiges Kreuz gäbe – Kreuz sei Kreuz.

Mein Gesprächspartner sucht nun intensiv nach einem Photo. Und dann?

Polnisch-ukrainische Lebenswelten in lokalen masurischen Räumen

von Wojciech Łukowski

In dem folgenden Text möchte ich eine ganz bestimmte Sichtweise der masurischen gesellschaftlichen Welt und eine Erklärung der dort ablaufenden Prozesse vorstellen. Als ich die Untersuchungen über die „soziale Konstruktion von Heimat“ in Masuren einige Zeit nach dem Umbruch von 1989 aufnahm, versuchte ich, insbesondere in der Anfangsphase meiner Untersuchungen, von der Annahme auszugehen, daß die recht deutlich gefestigte Interpretation der masurischen Wirklichkeit – die ich hier als „Minderheiten“- und „Integrations“-Interpretation bezeichnen werde – auszuschließen sei. Die erste dieser Interpretationen erlangte nach dem Jahre 1989 erhebliche Popularität.¹ Die zweite dominierte die soziologischen Forschungen in den Nachkriegsjahren. In der zweiten Hälfte der 80er Jahre war zwar die zweite Interpretation masurischer Wirklichkeit und darüber hinaus der Wirklichkeit der gesamten polnischen West- und Nordgebiete nicht mehr so eindeutig dominierend, sie bestimmte jedoch, wie ich meine, immer noch das Untersuchungsfeld. Sozusagen ein Abschied von dieser Art der Interpretation war das im Jahre 1990 veröffentlichte Buch von A. Sakson, „Mazurzy – społeczność pogranicza“ („Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes“), das mit einer traurigen Feststellung endet:

„Die Desintegration und der Zerfall der masurischen Gesellschaft ist eine deutliche Niederlage für die polnische nationale Sache.

Zur Zeit lebt eine zahlenmäßig geringe, im wesentlichen zerstreute Gruppe masurischer Bevölkerung in Polen. Ein Teil von ihnen steht immer noch vor schwierigen Entscheidungen und der Suche nach eigener Identität und nach einem Platz im Leben. Es ist zu bedauern, daß nur so wenige von ihnen auf polnischem Boden geblieben sind.“²

¹ Ein Beispiel für eine derartige Einstellung bilden zwei Bücher, die kürzlich in Polen erschienen sind: Zbigniew Kurcz, *Mniejszość niemiecka w Polsce* (Die deutsche Minderheit in Polen). Wrocław 1995; Bożena Domagała, *Mniejszość niemiecka na Warmii i Mazurach* (Die deutsche Minderheit im Ermland und in Masuren). Olsztyn 1996.

² Andrzej Sakson, *Mazurzy – społeczność pogranicza* (Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes). Poznań 1990 (*Ziemi zachodnie – Studia i materiały*, 15), S. 318.

Einige Jahre später verwies B. Domagała in dem Buch „Mniejszość niemiecka na Warmii i Mazurach“ („Die deutsche Minderheit im Ermland und in Masuren“) auf den Wechsel in den Anschauungen dieser letzten Masuren, der Gesellschaft im grenznahen Gebiet, hin zu der Position, eine deutsche Minderheit zu sein, obwohl dies in ihrer und nicht nur in ihrer Beurteilung kein abgeschlossener Prozeß ist und es auch nicht gesagt ist, daß er eben so enden wird, wie sich das einige Leiter der deutschen Minderheit vorstellen. Das liegt vor allem an der Identität von Einzelpersonen und von Gruppen, die weit von einer kulturellen Eindeutigkeit entfernt ist. Diejenigen, die ihre Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit in Masuren formell deklarieren, bleiben in ihren realen Identifizierungen immer noch labil, kulturell geteilt und weit von einer vollständigen Eindeutigkeit hinsichtlich ihrer nationalen Zugehörigkeit entfernt: „Die kulturelle Doppelzugehörigkeit des erforschten Umfelds ist eine Tatsache. Von der äußeren Situation wird es abhängen, ob sie als schmerzhaft ambivalente oder als bivalente oder polyvalente Beteiligung an beiden Kulturen anzusehen sein wird.“³

Bezeichnend ist, daß die beiden – wohl wichtigsten – Bücher der letzten 20 Jahre der gesellschaftlichen Wirklichkeit Masurens gewidmet sind. Sie betrachten die Probleme der „autochthonen masurischen Bevölkerung“, der „deutschen Minderheit“, und nicht der polnischen Mehrheit oder der größten Minderheitengruppe, der ukrainischen Gesellschaft. Die Hauptursache für eine derartige Einstellung dürfte in der Überzeugung der Autoren zu sehen sein, daß es sich hier um eine außergewöhnliche Gruppe handelt. Nur Mitglieder dieser Gruppe konnten Masuren als ihre natürliche Heimat ansehen, obwohl sie sich gleichzeitig infolge der historischen Prozesse fremd in ihr fühlten. Ihre Sache war eher die „schmerzhaft ambivalente“ und nicht die bivalente oder polyvalente Teilnahme an den beiden Kulturen.

Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf im östlichen Teil Masurens (im Gebiet der jetzigen Kreise Giżycko/Lötzen und Węgorzewo/Angerburg) durchgeführte monographische und biographische Untersuchungen und versuchen, Einblicke in die Prozesse der Konstruktion von Heimat in Masuren aus einem anderen Blickwinkel zu verschaffen.

³ B. Domagała beruft sich dabei auf die Konzeption von A. Kłoskowska, *Kultury narodowe u korzeni* (An den Wurzeln der nationalen Kulturen). Warszawa 1996, nach der die nationalen und kulturellen Identifizierungen als in ein Kontinuum eingebettet anzusehen sind. Obwohl die Bivalenz im kulturellen Grenzgebiet die Form von Ambivalenz, also eines tiefen Bruchs zwischen beiden Kulturen, haben kann, haben wir es in Masuren mit derartigen Erscheinungen gegenwärtig eigentlich nicht zu tun. Sie waren zweifellos für die Zeiten charakteristisch, in denen die jeweilige Staatsmacht Germanisierungs- oder Polonisierungsmaßnahmen durchführte.

Ich gehe dabei von der Voraussetzung aus, daß der Prozeß der Konstruktion von Heimat die ganze Identität eines Menschen umfaßt und die nationale Identität, die aus nationaler Identifikation und aus der Aneignung der nationalen Kultur besteht, nur einen, wenn auch außerordentlich wichtigen Teil dieser Identität darstellt.⁴ Einzelpersonen und Gruppen, die in lokal begrenzten Räumen handeln, richten sich nicht so sehr nach dem Bedürfnis der Integration aus, obwohl auch sie Folge ihres Handelns sein kann. Aus ihrer Perspektive ist vielmehr das sinnvoll, was die Schaffung oder Erhaltung eines Gleichgewichts erlaubt, unabhängig davon, ob dieses Gleichgewicht unter den gegebenen Umständen ein die Stagnation begünstigender oder ein entwicklungsfördernder Faktor ist.

Im Falle von Masuren haben wir es mit einer besonderen Situation zu tun, obwohl diese Besonderheit wenigstens ein Drittel des Nachkriegs-territoriums Polens, die polnischen West- und Nordgebiete, betrifft. Diese Gebiete wurden neu besiedelt, und die Bevölkerung, deren Heimat diese Gebiete früher darstellten, bildete nur in einigen lokalen Räumen die zahlenmäßige Mehrheit. Auch dort jedoch stellte sie im sozialen Sinne, im Sinne des Einflusses auf die Bildung der gesellschaftlichen Welt, die Minderheit dar. Ein Forscher, der sich mit dem sozialen Leben beschäftigt, hat üblicherweise mit einem langen sozialen Bestehen zu tun, auch wenn dieses durch gewaltsame Ereignisse unterbrochen worden sein mag. Hier gab es eine derartige Kontinuität nicht. In einem neuen Raum wurde Heimat aufs neue konstruiert, auch wenn die aus verschiedenen Richtungen kommenden Ankömmlinge die Vorstellungen von einer verlorenen Heimat, die hier als Vorstellung von der Konstruktion einer gesellschaftlichen Welt sowie von der Art und Strategie des Handelns verstanden wurde, mit sich brachten.

1. Die polnischen West- und Nordgebiete – zwischen Integration mit dem „Mutterland“ und lokalem sozialen Gleichgewicht

Man kann in der Geschichte eines jeden Landes in aufeinanderfolgenden historischen Epochen, die seine Gesellschaft und Wirtschaft durchläuft, bestimmte Ereignisse und Prozesse auswählen, die das Schicksal der gesamten Gesellschaft determinieren. In der Nachkriegsgeschichte Deutschlands gehörten zu derartigen Ereignissen die Studentenunruhen des Jahres 1968 oder die Vereinigung Deutschlands und zu den Prozessen das „Wirtschaftswunder“ oder das Zusammenwachsen der beiden deutschen

⁴ Darauf macht Kłoskowska, *Kultury* (wie Anm. 3), S. 104, aufmerksam.

Gesellschaften. Im Nachkriegspolen waren solche Ereignisse der „polnische Oktober“ des Jahres 1956, der „März“ des Jahres 1968, der „Dezember“ 1970 und der „August“ 1980. Es hat sich eingebürgert, die Umbruchereignisse in der polnischen Nachkriegsgeschichte in einer solchen durch Monatsnamen dargestellten Nomenklatur zu bezeichnen.

Einer der wichtigsten gesellschaftlichen Nachkriegsprozesse in Polen war die „Integration der westlichen und nördlichen Gebiete in das Mutterland“. Jeder Vergleich würde hier zu einer weitgehenden Vereinfachung führen. Die Bedeutung dieses Prozesses für das Nachkriegspolen ist jedoch zweifellos mit dem zu vergleichen, was die Wiedervereinigung für Deutschland bedeutete.

In der deutschen Historiographie wurde das, was in Polen mit westlichen und nördlichen Gebieten bezeichnet wird, die verlorenen Gebiete im Osten oder die Gebiete unter vorläufiger polnischer Verwaltung genannt. Hinsichtlich des uns hier interessierenden Gebiets sprach man auch von Ostpreußen. Hinter diesen so unterschiedlichen Bezeichnungen versteckte sich nicht nur eine politisch motivierte ideologische Doktrin, sondern auch das in der Gesellschaft vorhandene Wissen über das Wesen dieses Gebiets. Bei den historischen und soziologischen Forschungen lenkte man die Aufmerksamkeit insbesondere auf den Aspekt des „Verlustes“ und der „Integration“, abhängig davon, ob dies aus deutscher oder polnischer Perspektive gesehen wurde.

Bemerkenswert ist, daß auch jetzt noch die Frage gestellt wird, „ob und wie die westlichen und nördlichen Gebiete Polens erforscht werden sollen“.⁵ Diese Frage wurde in verschiedenen Zusammenhängen gestellt, u.a. auch als schon in den 70er Jahren die These von einer Beendigung der Integrationsprozesse in diesen Gebieten formuliert wurde. Das hing sicherlich mit der inneren und der internationalen Situation zusammen. Einerseits schufen die 70er Jahre in Polen eine „Erfolgsdekade“ und einen Zeitraum des Aufbaus „einer entwickelten sozialistischen Gesellschaft“, andererseits brachte der Vertrag mit der Bundesrepublik Deutschland eine Normalisierung der deutsch-polnischen Beziehungen und damit

⁵ In *Przegląd Zachodni*, der führenden polnischen wissenschaftlichen Zeitschrift, die sich vor allem mit der Problematik der deutsch-polnischen Beziehungen beschäftigt, erschienen in Nr. 3 (1997) unter dem Titel „Czy i jak badać dzisiaj Ziemię Zachodnie i Północne?“ („Ob und wie sollten die westlichen und nördlichen Gebiete heute erforscht werden?“) Diskussionsbeiträge von Soziologen. Die von allen Diskutanten vertretene Hauptthese lautet: Die Prozesse eines gesellschaftlich-kulturellen „Entstehens“, die nach der „Verpflanzung“ von Millionen polnischer Menschen nach dem Jahre 1945 in diese Gebiete stattgefunden haben, sind noch nicht abgeschlossen. Die westlichen und nördlichen Gebiete bilden aus der gesellschaftlichen Sicht einen deutlich zu unterscheidenden Teil Polens. Dazu kommt noch ihre innere Uneinheitlichkeit.

auch eine Bestätigung der Unantastbarkeit der westlichen Grenze Polens an der Oder-Neiße-Linie.

Die politische Verordnung der Integration der westlichen und nördlichen Gebiete wurde von einem stark abnehmenden Interesse an einer derartigen Interpretationsperspektive in den Gesellschaftswissenschaften begleitet. Derzeit gewinnt diese Sichtweise wieder an Bedeutung, insbesondere wegen einer grundsätzlichen Veränderung der Rahmenbedingungen. Diese Bedingungen bestehen 1. in der Vereinigung Deutschlands und der Öffnung der Grenze zum gesamten Westeuropa, 2. in der Einführung der Marktwirtschaft und demokratischer politischer Verhältnisse.

Als eine der wichtigsten Bedingungen wird die Pioniertradition der örtlichen Bevölkerung angesehen:

„Es ist davon auszugehen, daß die Pioniere und die Nachkommen der ehemaligen Pioniere in den wiedergewonnenen Gebieten ein ‚Material‘ sind, das für die Rolle der ‚neuen Pioniere‘ im Bereich der freien Marktwirtschaft und in der Nutzung der politisch-bürgerlichen Rechte und Freiheiten besonders prädestiniert ist.“⁶

Dies ist jedoch wahrscheinlich nur ein ideologisches Postulat, weil die westlichen und die nördlichen Gebiete und insbesondere der nördliche Teil mit Pommern, dem Ermland und Masuren als Gebiete wirtschaftlicher Stagnation zu betrachten sind. Die Arbeitslosenrate ist hier prozentual höher als im „Mutterland“ und erreicht 20 bis 30% (nur in einigen größeren Städten ist sie niedriger). Dagegen ist die junge Altersstruktur der Bevölkerung im Vergleich zur Gesamtbevölkerung des Landes auch weiterhin vorhanden. In den westlichen und den nördlichen Gebieten kamen Ende des Jahres 1994 auf jede Person im Rentenalter durchschnittlich 2,4 Personen, die jünger als 18 Jahre waren (Landesdurchschnitt: 2,1 Personen).⁷ Sowohl diese Daten als auch die in diesem Teil Polens durchgeführten Beobachtungen bilden keine ausreichende Grundlage für die Formulierung weitreichender Schlußfolgerungen über die Eigenschaften der hier wohnhaften Bevölkerung. So kann zum Beispiel

⁶ Ebenda, S. 3.

⁷ L. Nowak, M. Kulisa, Zmiany liczby i struktury ludności na Ziemiach Zachodnich i Północnych Polski w latach 1989–1994 (Die Veränderungen der Zahl und der Struktur der Bevölkerung in den westlichen und nördlichen Gebieten Polens), in: Demografia i społeczeństwo Ziemi Zachodnich i Północnych 1945–1995. Próba bilansu (Demographie und Gesellschaft in den westlichen und nördlichen Gebieten 1945–1995. Versuch einer Bilanz). Warszawa 1996, S. 616.

die erwähnte junge Altersstruktur ein Faktor sein, der die Migration beeinflusst und dadurch eine Schwächung der gesellschaftlichen Substanz zur Folge hat.

Die Ereignisse des Jahres 1989 und deren Folgen waren eine Art Test für die Mechanismen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die überwiegend in einem fast vollständigen gesellschaftlichen Vakuum in einem Raum entstanden, der durch eine jahrhundertlange deutsche Bewirtschaftung geprägt war. Das ließ die Frage aufkommen, inwieweit sich die Strategien des Zurechtfindens in der Wirklichkeit des realen Sozialismus auch unter den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen als beständig und anwendbar erweisen würden. Die Änderung der Formation des politischen und wirtschaftlichen Systems betraf natürlich die gesamte polnische Gesellschaft, wie auch die ganze Gesellschaft von den Prozessen sozialistischer Modernisierung betroffen war, obwohl gerade in den „wiedergewonnenen“ Gebieten in

„der Ansiedlungsleere nach der Aussiedlung der bisherigen privaten Eigentümer die in Polen günstigsten Bedingungen für die Einführung eines staatlichen, zentralisierten Sozialismus ‚von null an‘ herrschten. Die größere Abhängigkeit der Neuankömmlinge von den Entscheidungen der Staatsmacht war jedoch mit einem Gefühl der eigenen Entbehrungen und Erwartungen, einer entsprechenden Rekompensierung mit einer stärkeren Anspruchshaltung der Staatsmacht gegenüber und mit tiefer erlebten Enttäuschungen verbunden“.⁸

Bei den letzten demokratischen Wahlen wurde bei der Stimmabgabe eine stärkere Hinwendung der Einwohner dieser Gebiete zu den Kandidaten der postkommunistischen Linken deutlich. Nach der Meinung einiger Beobachter soll dies auf eine gesellschaftliche Entwurzelung zurückzuführen sein, nach der Meinung anderer sind eben die postkommunistischen Linken, die u.a. mit dem jungen Präsidenten Aleksander Kwaśniewski personifiziert werden, weltoffener, mobiler und innovationsfähiger, was der Mentalität der Pioniere und ihrer Nachkommen besser entsprechen soll.

Im Hinblick auf die uns in diesem Text interessierende Problematik liegt die größte Aufgabe immer noch in der Herstellung einer Beziehung zwischen den Einwohnern dieser Gebiete zu den lokalen und regionalen Räumen. In der angesprochenen Diskussion der Soziologen wurde auch

⁸ M. Ziółkowski in den Diskussionsbeiträgen (wie Anm. 5), S. 28.

die Meinung vertreten, daß es notwendig sei, die Thesen über die Integration und die Assimilation der Einwohner der westlichen Gebiete zu überdenken und neu zu analysieren.⁹

Ein solches Postulat läßt sich nicht, wie man vermuten könnte, aus der Überzeugung herleiten, die wissenschaftliche Reflexion vor dem Jahre 1989 und in noch größerem Maß vor dem Jahre 1980 sei dem Druck von Politik und Ideologie gefolgt, sondern vielmehr daraus, daß der Charakter der gesellschaftlichen Integration eng mit den Bedingungen sozialistischer Modernisierung verbunden war. Aus der Tatsache, daß die gegenwärtigen kapitalistischen Bedingungen gänzlich unterschiedlich sind, ist auch zu schließen, daß die Bedeutung der früher dominierenden Handlungsstrategien abnehmen könnte. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß es hier auch zu einer Adaptation dieser Strategien an die neuen Bedingungen kommen könnte.

Bei einer Analyse der gesellschaftlichen Verhaltensweisen und Handlungen in dem uns hier interessierenden Raum muß die folgende, sich aus den Beobachtungen vieler Forscher ergebende Schlußfolgerung berücksichtigt werden. Nach Z. Ruta „integrierte sich in den westlichen und nördlichen Gebieten jede Gesellschaft auf ihre eigene Weise“.¹⁰ Zu ähnlichen Schlußfolgerungen kommt auch der Autor dieses Textes, der seine Forschungen in Masuren durchführte.¹¹ Dieses Resümee bezieht sich auf diejenigen Regionen, die überhaupt nicht mehr von einer autochthonen Bevölkerung bewohnt waren oder in denen diese im Vergleich zur Zugbevölkerung zahlenmäßig gering, territorial verstreut oder nur in einem Teil des früher bewohnten Gebiets konzentriert war. Mit einer derartigen Situation hatten wir es in Masuren sicherlich zu tun. Die masurische einheimische Bevölkerung wohnte hauptsächlich im südlichen Teil der masurischen Region. Je weiter man nach Norden, in Richtung Grenze zum Kaliningrader Bezirk der Russischen Föderation, kam, um so gesellschaftlich „entleert“ waren diese Gebiete und um so weniger war die autochthone Bevölkerung eine Bezugsgruppe für die Neuankömmlinge.

⁹ Ebenda, S. 12.

¹⁰ Z. Ruta, *Pszczew i Lipiny – Przemiany wybranych społeczności lokalnych na Ziemi Lubuskiej* (Pszczew und Lipiny – Die Veränderungen bei ausgewählten lokalen Gesellschaften in der Region Lebus), in: *Spoločność Ziemi Lubuskiej. Studia i materiały z badań socjologicznych* (Die Gesellschaft der Region Lebus. Studien und Materialien aus soziologischen Forschungen), Red. v. J. Leoński. Opole 1993, S. 110.

¹¹ W. Łukowski, *O tożsamości mieszkańców Mazur* (Über die Identität der Einwohner Masurens), in: *Borussia* (1995), Nr. 10, S. 48: „Die Welt der lokalen Gesellschaften erlangte viel schneller, als uns das heute scheinen mag, ihren inneren Zusammenhalt und ihre Integration. Sie verschloß sich gleichzeitig vor der äußeren Welt und vor der Aufgabe, eine breitere als lokale Bedeutung zu erlangen.“

In Masuren wurde bislang keine regionale oder überregionale Ebene gesellschaftlicher Identifikation geschaffen. Die Integrationsprozesse erschöpfen sich auf lokalem Niveau. Einen gewissen Durchbruch bildete dabei der Versuch, auf dem Wege politischer und ideologischer Bemühungen die Region mit dem Namen „Ermland und Masuren“ zu schaffen. Die „Kreierung“ dieser Region nach 1945 war ein Element der schon erwähnten Rückkehr „der westlichen und der nördlichen Gebiete zum Mutterland“. Die Verwaltungsaufteilung war bis 1975, als die Reform der Verwaltungsaufteilung des Landes in Form von Auflösung der Kreise und Vergrößerung der Zahl der Wojewodschaften von 17 auf 49 durchgeführt wurde, zweifellos ein Faktor, der die Herausbildung eines Gefühls regionaler Beziehungen in der polnischen Region „Ermland und Masuren“, die im Prinzip mit der Wojewodschaft Olsztyn identisch war, begünstigte.¹² Jedoch näherte sich der Charakter dieser Beziehungen nie dem, den wir aus den anderen polnischen Regionen Górny Śląsk, Wielkopolska oder Kaszuby kennen. Allen diesen Regionen ist neben spezifischen Eigenschaften eine Identifikation mit dem regionalen Gebiet gemeinsam.

Lokales Gebiet bedeutet unter den polnischen Bedingungen üblicherweise eine bestimmte Ortschaft oder in dörflichen Gegenden eine ganze Gemeinde, die aus mehreren Dörfern besteht. Ein regionales Gebiet besteht dagegen aus einem Siedlungsnetz von wenigstens einigen Städten und aus den sie umgebenden dörflichen Ansiedlungen.

Wenn die genannte These richtig sein sollte, und nach dem Ergebnis vieler Forschungen ist sie das, dann kann die Annahme einer nationalen „Integrationsperspektive“ als Hauptperspektive, welche die in den westlichen und nördlichen Gebieten ablaufenden Prozesse erklärt, ernsthaft bezweifelt werden. Diese Sichtweise stützt sich auf die Annahme der Existenz eines bestimmten positiven Prozesses, der durch das gelungene Zusammenwachsen des gesellschaftlichen Gewebes der westlichen und der nördlichen Gebiete mit dem gesellschaftlichen Gewebe der übrigen Landesteile enden wird. Bei diesen axiologischen Annahmen ist letztlich jedoch nicht klar, was es bei dem erwünschten „Zusammenwachsen“ an Positivem geben sollte, wenn gleichzeitig regionalen Unterschieden großer kultureller Wert beigemessen würde. Das Gefühl einer nationalen Gemeinschaft sollte durch unterschiedliche regionale Identitäten ergänzt oder sogar verstärkt werden. Deshalb sollte die Entstehung regionaler Beziehungen, und nicht nur von Beziehungen mit dem „Mutterland“, ein wichtiges Kriterium der „Integration“ sein. Die Einwohner der ermlän-

¹² Im Prinzip wurde nur der östliche Teil Masurens mit Elk, Gołdap und Olecko der Wojewodschaft Białystok zugeschlagen.

disch-masurischen Region sollten im Sinne der Integrationsdoktrin ihre regionale Identität gerade durch ein Gefühl der Beziehung zum „Mutterland“ erwerben. Eine solche Absicht hatte u.a. die Repolonisierungsaktion, die die autochthone masurische Bevölkerung erfaßte. Dazu sollte auch eine von der polnischen Regierung beabsichtigte territoriale Zerstreuung der im Rahmen der Aktion „Weichsel“ im Jahre 1947 in den „Westen“ umgesiedelten ukrainischen Bevölkerung beitragen. Eine derartige Zerstreuung sollte die Beschleunigung der Assimilationsprozesse der ukrainischen Bevölkerung und dadurch auch die erwünschte Eingliederung der ethnisch „homogenisierten“ Bevölkerung in das „Mutterland“ herbeiführen.

Man sollte aber auch bedenken, daß all diese Handlungen administrativen Charakter hatten und im Bedarfsfall durch Repressionen des Zwangsapparates unterstützt wurden. Die These, daß eine administrative Bedeutungs- und Sinnbildung nicht möglich sei, ist hier jedoch nicht ganz zutreffend. Wie sonst könnte man z.B. die Aktivitäten der Führungspersönlichkeiten der autochthonen masurischen Bevölkerung, die sich auf die Seite der Volksmacht stellten und die Repolonisierungsmaßnahmen tatkräftig unterstützten, sowie die Aktivitäten vieler Führungspersönlichkeiten der ukrainischen Gesellschaft erklären, die sich ebenfalls auf die Seite der polnischen Volksherrschaft stellten, indem sie sich politisch angepaßt verhielten und dies als polnische Bürger ohne Deklaration ihrer ethnischen Zugehörigkeit taten? Wahrscheinlich trafen die administrativen Handlungen, die sinnbildend auf die regionalen Gesellschaften wirken sollten, mit einem großen gesellschaftlichen „Hunger“ nach einem derartigen Sinn zusammen. Deshalb auch gab es in dieser Welt, die keine Alternative zu den Deutungen der sozialistischen Gesellschaft bot, eine Neigung zur Akzeptanz administrativ vorgegebener Anschauungen über die gesellschaftliche Struktur der Welt und in diesem Fall auch des regionalen Raums.

Im Hinblick auf den Prozeß des Erwerbs eines inneren Zusammenhalts der lokalen Gesellschaften und auf den Prozeß der Konstruktion von Heimat scheint eine andere Interpretationsperspektive von Bedeutung zu sein, in der auf die Prozesse der Erreichung des Gleichgewichts aufmerksam gemacht wird. Diese Sichtweise stützt sich auf die Annahme, daß die Anstrengung des Gleichgewichts Aktivitäten von Einzelpersonen und Gruppen auslöst und jede Störung des Gleichgewichts als Bedrohung der Einzel- und Gruppeninteressen angesehen wird, und dies sogar dann, wenn diese Interessen die Stagnation als Haupteigenschaft einer derartigen lokalen Gesellschaft festigen:

„Die Aktien des gesellschaftlichen Kapitals wie Vertrauen, Normen und gesellschaftliche Netze sind üblicherweise selbststärkend und kumulieren sich. Positive Rückkoppelungen führen zu einem gesellschaftlichen Gleichgewicht, für das ein hohes Niveau an Zusammenarbeit, Vertrauen, Gegenseitigkeit, bürgerlichem Engagement und gemeinsamem Wohlstand typisch sind. Diese Eigenschaften bestimmen eine bürgerliche Gemeinschaft. Umgekehrt ist auch das Fehlen dieser Eigenschaften in einer nicht bürgerlichen Gemeinschaft selbststärkend. Das Ausbrechen, das Mißtrauen, das Sichdrücken, die Ausbeutung, die Isolation und die Stagnation stimulieren sich gegenseitig in einer erstickenden Atmosphäre negativer Rückkoppelungen.“¹³

Putnam verdanken wir die These, daß jeder dieser Gleichgewichtstypen, wenn Gleichgewicht einmal erreicht ist, die Tendenz zur Selbststärkung besitzt.¹⁴ Im Hinblick auf die uns in diesem Artikel interessierenden lokalen masurischen Gesellschaften bildet diese These eine wichtige Forschungsdirektive. Der nach 1945 gesellschaftlich neu geschaffene Raum der masurischen Dörfer und Städte kann durch das Prisma der Erreichung eines Gleichgewichtszustands gesehen werden. Wir haben es hier mit einer aus der Sichtweise der soziologischen Beobachtung einzigartigen Situation zu tun. Ein Soziologe betritt üblicherweise eine seit langer Zeit „existierende“ Gesellschaft. Hier dagegen haben wir es mit Gesellschaften in statu nascendi zu tun. So können wir sozusagen versuchen, den Prozeß der Erreichung eines „ersten“ Gleichgewichts oder auch die Erscheinungen des alltäglichen Lebens, in denen wir erstmalig gleichsam ein erreichtes Gleichgewicht erblicken können, zu rekonstruieren. Natürlich liefen auch in dieser so struktur- und netzverbindungsarmen Welt, wie sie die Wirklichkeit der sich ansiedelnden Pioniere darstellte, viele verschiedene Interaktionen ab. Wenn wir uns einer biographischen Methode bedienen, indem wir qualitative Interviews durchführen (sie bilden die Hauptquelle der weiter durchgeführten Analysen), stoßen wir auf die Ereignisse und Prozesse, die gerade in diesen biographischen Erfahrungen besonders wichtig sind und aus denen sich der Inhalt der masurischen Lebenswelten zusammensetzt.

¹³ R. Putnam, *Demokracja w działaniu. Tradycje obywatelskie we współczesnych Włoszech* (Demokratisches Handeln. Bürgerliche Traditionen im modernen Italien). Warszawa 1995, S. 276.

¹⁴ Ebenda.

2. Die „polnisch-ukrainischen Masuren“

Eine charakteristische Eigenschaft der lokalen Gesellschaften, die den von uns untersuchten östlichen Teil Masurens bewohnen, ist deren ethnisch uneinheitliche Struktur. Wir haben die Gesellschaften untersucht, die die Gebiete der ehemaligen Kreise Giżycko, Węgorzewo und Gołdap bewohnen. Gegenwärtig wohnen dort Polen und Ukrainer. Eine marginale Gruppe bilden die Personen, die sich als Mitglieder der deutschen Minderheit deklarieren. Die Feststellung, daß hier Polen und Ukrainer wohnen, gibt die nationale Struktur dieses Gebiets nicht vollständig wieder, weil viele Menschen nicht imstande sind, eindeutige nationale Deklarationen abzugeben. Wir verfügen über keine glaubwürdigen statistischen Daten über die gegenwärtige nationale Struktur. Deren Ermittlung wäre wahrscheinlich im Hinblick darauf, daß es so viele indifferente Identifikationen gibt, auch außergewöhnlich schwierig. Aus diesen Gründen ist eine genaue, sich auf statistische Methoden stützende Feststellung der Zusammensetzung unmöglich.

Bekannt ist dagegen der Ausgangspunkt hinsichtlich des Bevölkerungsanteils ukrainischer Abstammung. Nach dem Stand vom 31. Juli 1947 sah er im Gebiet der Kreise, auf die sich diese Untersuchung erstreckte, wie folgt aus (im Vergleich zum nicht mehr existierenden Kreis Iławka im nördlichen Teil Masurens und der Kreise Mrągowo und Szczytno im südlichen Teil):

Tabelle: Prozentsatz der ukrainischen Bevölkerung in ausgewählten Kreisen der Wojewodschaft Olsztyn am 31. Juli 1947

Kreis	Prozentsatz der Ukrainer an der Gesamtbevölkerungszahl	
	auf dem Land	im gesamten Kreis
Giżycko	22,4	12,4
Węgorzewo	45,3	35,1
Iławka	47,8	41,2
Mrągowo	3,8	3,0
Szczytno	2,4	1,7

Quelle: Roman Drozd, Osadnictwo ludności ukraińskiej na ziemiach zachodnich i północnych Polski w ramach akcji „Wisła“. (Die Ansiedlung ukrainischer Bevölkerung in den westlichen und den nördlichen Gebieten Polens im Rahmen der Aktion „Weichsel“). Warszawa 1997.

In der obigen Tabelle wurde der Bevölkerungsanteil ukrainischer Abstammung in einigen Kreisen zusammengestellt. Erkennbar wird, wie

groß die Unterschiede sogar zwischen den unmittelbar benachbarten Kreisen Giżycko und Mrągowo waren. Das war natürlich immer von administrativen Entscheidungen abhängig. Sie wurden vor allem durch die sog. Ansiedlungssättigung bestimmt.¹⁵ Die Ukrainer wurden vor allen Dingen dorthin gelenkt, wo es noch die Möglichkeit gab, ihnen ein Dach über dem Kopf und Arbeitsmöglichkeiten zu sichern, denn sie kamen erst zwei Jahre nach der ersten Ansiedlerwelle an. Man verhielt sich also auch im Widerspruch zu den Richtlinien der Aktion „Weichsel“, die sich die maximale territoriale Zerstreuung der ukrainischen Bevölkerung zum Ziel gesetzt hatte. Diese Richtlinien konnten sowohl wegen des Widerstandes der Ukrainer als auch – und das wahrscheinlich in einem wesentlich größeren Ausmaß – wegen der Verhältnisse am Ansiedlungsort nicht erfüllt werden.

Bei der Durchführung soziologischer Untersuchungen in Masuren sind diese innere Unterschiedlichkeit hinsichtlich der ethnischen Struktur der Bevölkerung und die daraus resultierenden zahlreichen Konsequenzen zu berücksichtigen. Eine Bestätigung findet dabei die These vom lokalen Ausmaß des masurischen gesellschaftlichen Lebens.

Auch nach über 50 Jahren der Herausbildung von Gesellschaftsgruppen in Masuren ist es derzeit nicht möglich, eine glaubwürdige statistische Ermittlung der Identität vorzunehmen, und zwar wegen der oft sehr uneinheitlichen nationalen Identität, die eine Folge langwieriger Assimilationsprozesse ist, aber auch der 1989 unternommenen Versuche zur Rückkehr zu einer eindeutigen nationalen und ethnischen Identifikation. Aus den nach dem Zufälligkeitsprinzip ausgewählten repräsentativen Stichproben in den dörflichen Gemeinden Budry und Krukłanki sowie in der Stadt Giżycko geht hervor, daß es immer noch einen hohen Prozentsatz von Personen gibt, die ihre Wurzeln in den von der Aktion „Weichsel“ erfaßten Gebieten haben,¹⁶ was jedoch gegenwärtig mit der ukrainischen ethnischen Identität durchaus nicht immer übereinstimmt.

Ich habe mich nach der bekannten methodologischen Direktive von F. Znaniecki über die Untersuchung der gesellschaftlichen Wirklichkeit unter Berücksichtigung des humanistischen Faktors gerichtet, indem ich

¹⁵ Markant ist dabei, daß in den Kreisen Mrągowo und Szczytno ein geringer Prozentsatz an ukrainischer Bevölkerung mit einem großen Anteil an masurischer autochthoner Bevölkerung einhergeht.

¹⁶ Zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Artikels verfügten wir noch nicht über die genauen Ergebnisse dieser Untersuchung. Wir fragten nach der ethnischen und der räumlichen Identifikation. Gleichzeitig fragten wir jedoch auch nach dem Geburtsort der interviewten Person und deren Eltern (Schwiegereltern), weil wir annahmen, daß es uns auf diese Weise gelingen würde, die Unterschiede zwischen dem Herkunftsort, der auf eine bestimmte ethnische Herkunft hinweist, und der ethnischen und räumlichen Identität aufzuzeigen.

meine Aufmerksamkeit auf die Deutungssysteme konzentrierte, die in den lokal begrenzten „Lebenswelten“ oder „erlebten Welten“ gebildet werden. Auf dieser Ebene wird die Identität von Einzelpersonen und von Gruppen – insbesondere dann, wenn diese lokalen Gemeinschaften von der Außenwelt relativ abgeschnitten sind – in einem bedeutenden Ausmaß durch ihre Totalität charakterisiert, die die Anwendung der Kategorien der „ukrainisch-polnischen“ oder der „polnisch-ukrainischen“ erlebten Welten berücksichtigt. Die Identität, die mit der Aneignung eines neuen und fremden Raumes zurecht kommen muß, wird in einer außergewöhnlich dramatischen Spannung zwischen den Ereignissen (Geschehnisse von besonderer Lebensbedeutung) und Tatsachen (alltäglichen und gewöhnlichen Abläufen, denen das Bewußtsein einer Einzelperson keine besondere Lebensbedeutung zuschreibt) gebildet.¹⁷ In den uns in diesem Text interessierenden lokalen Strukturen sind die außergewöhnlichen Erfahrungen, um solche handelt es sich sicherlich bei der Um- und Aussiedlung, wahrscheinlich mit einer Reduzierung der Identität auf ihr ethnisches Maß verbunden. Je deutlicher dagegen das „Eintauchen“ in die Alltäglichkeit der erlebten Welten ist, um so mehr wird die ethnische Zugehörigkeit zu einem Element der Identität, auf das man sich grundsätzlich nur angesichts einer Krise oder einer grundlegenden Veränderung der Rahmenbedingungen beruft. Mit einer derartigen Veränderung der Rahmenbedingungen hatten wir es nach 1989 zu tun, obwohl sich sehr schnell herausstellte, daß die ethnische Zugehörigkeit, die zum Beispiel als attraktives Attribut betrachtet wurde, das es ermöglichte, eine den eigenen materiellen Aspirationen entsprechende Position in der kapitalistischen Wirklichkeit zu finden, nur sehr begrenzten Nutzen mit sich brachte. So nutzten zweifellos die Vertreter der jüngeren Generation der autochthonen masurischen Bevölkerung ihre ethnische Abstammung. Die zunächst eindeutigen ethnischen Deklarationen des Inhalts „Ich bin ein Mitglied der deutschen Minderheit in Masuren“ zogen eine Rückkehr zur „grauen Sphäre“ zwischen dem Anspruch, Pole und Deutscher zu sein, nach sich. Ähnlich war es mit den Vertretern der jüngeren Generation der ukrainischen Gesellschaft. Im letzteren Fall jedoch fand nach 1989 wahrscheinlich keine so eindeutige deklarative Hinwendung zum Ukrainertum statt, wie dies im Fall der Bevölkerung war, die ihre deutsche Abstammung nach den Regelungen des Grundgesetzes der Bundes-

¹⁷ Kłoskowska, *Kultury* (wie Anm. 3), S. 115, weist darauf hin, daß sich im Prinzip die Identität eines jeden Menschen zwischen diesen beiden Polen bewegt. Menschen schreiben dem keine besondere Bedeutung zu, was alltäglich, normal und wiederholbar ist. Dagegen legen sie besonderen Wert auf das, was nicht alltäglich und außergewöhnlich ist und dauerhafte Spuren in ihrem Bewußtsein hinterläßt.

republik Deutschland nachweisen konnte. Die Ukrainer waren bei der Aktivierung des ethnischen Potentials ihrer Gruppe sozusagen ausschließlich auf sich selbst angewiesen und konnten mit keinerlei äußerer Hilfe rechnen, und das nicht nur in materieller Hinsicht (obwohl eine solche insbesondere bei dem Bau der griechisch-katholischen Kirchen stattfand), sondern auch durch „Agenten“ des Ukrainertums. Derartige „Agenten“ waren im Hinblick auf die deutsche Minderheit dagegen die Funktionäre der zur Ostpreußischen Landsmannschaft gehörenden sog. Einwohnergemeinschaften der einzelnen ehemaligen Kreise. Ohne sie wäre eine solche Knüpfung von Organisationsstrukturen nicht möglich gewesen. Gleichzeitig stellte sich jedoch sehr schnell heraus, wie schwer es ist, formelle Strukturen mit kulturellem Inhalt zu füllen.

3. In lokalen masurischen Strukturen erlebte polnisch-ukrainische Welten

Wie schon erwähnt, waren die Gebiete Masurens, in denen die einheimische masurische Bevölkerung im Prinzip schon seit 1945 eine Minderheit darstellte und eine marginale Gruppe bildete, Gegenstand meines Interesses. Die „Gesellschaft“ entstand aus zwei ethnischen Elementen: einem polnischen und einem ukrainischen. Die zwischen den Vertretern beider Gruppen und natürlich auch in ihren Reihen verlaufenden Interaktionen schufen ein gesellschaftliches Gewebe eben dieser polnisch-ukrainischen Masuren. Die im folgenden dargestellten Beispielfälle sind „repräsentabel“, aber im statistischen Sinne nicht „repräsentativ“.¹⁸

3.1. Zwischen Ukrainertum und Polentum. Ist eine Konversion möglich?

Das Hauptziel der Aktion „Wechsel“ war eine Zersplitterung der ukrainischen Gesellschaft, was gleichzeitig dazu führen sollte, daß diese Ge-

¹⁸ Ebenda, S. 115f. A. Kłoskowska beruft sich auf die von F. Znaniecki und D. Thomas ausgearbeitete Methodologie, die die Lebensläufe von Einzelpersonen als vorzügliches Material betrachtet, was das Erkennen sämtlicher Probleme eines sich verändernden gesellschaftlichen Lebens ermöglicht. Die Analyse der sich in den autobiographischen Erzählungen spiegelnden Lebensabläufe der ausgewählten Personen kann Grundlage für eine Typenkonstruktion bilden. Ein derartiger Typ, der sich den Tatsachen annähert, zeichnet sich durch eine relative Allgemeingültigkeit der ausgewählten Eigenschaften aus. Sie werden also repräsentabel, obwohl sie gleichzeitig im statistischen Sinne nicht repräsentativ sind.

sellschaft schnell mit ihrem polnischen Umfeld verschmolz. Die äußeren Umstände ließen es oftmals nicht einmal zu, die ukrainische Identität wenigstens im intimsten familiären Kreis zu pflegen. Auch da, wo entsprechende Bedingungen galten, war der Wille vorherrschend, einen den jeweiligen Lebensaspirationen entsprechenden Platz im polnischen Umfeld zu finden, was Einfluß auf das hatte, was wir im folgenden als den Versuch, eine Art neue, offizielle Biographie herzustellen, bezeichnen werden. In den uns bekannten Fällen war das jedoch immer mit einem Wechsel der tatsächlichen ethnischen Zugehörigkeit verbunden. Einerseits unternahm man den Versuch, dem eigenen Lebenslauf einen Sinngehalt zu verleihen, der mit der offiziellen Doktrin des polnischen Staates übereinstimmte, nach der die ukrainische Frage durch die Aktion „Wechsel“ endgültig gelöst worden war, zumal die in den West- und Nordgebieten verstreuten Ukrainer (deklarativ) die polnische nationale Option angenommen hatten. Hinter den Biographien der von uns untersuchten Personen, die auf den ersten Blick eben diesem Schema entsprachen, verbargen sich jedoch große Spannungen. Jeder Versuch, die ethnische Zugehörigkeit – die eigene und/oder die der eigenen Familie – im Verlauf des eigenen Lebens zu ändern, unterliegt zwangsläufig solchen Spannungen. Wie auch andere Untersuchungen zeigen, bezieht sich dies auf deutliche Weise auf die Konversion vom Ukrainertum zum Polentum und auch auf polyvalente Übergangsformen.¹⁹

Betrachtet man die uns hier interessierenden lokalen Gesellschaften aus dem Blickwinkel der Erreichung eines Gleichgewichtszustandes, ist es wichtig, eine Antwort auf die Frage zu finden, welche Strategien nationaler Identifikation von den Ukrainern übernommen wurden. Ein unbestrittener Vorteil der Analyse dieser Frage durch das Prisma der Aussagen autobiographischen Charakters liegt in der Möglichkeit, den Prozeß der Identitätsherstellung, bei der die ethnischen und nationalen Fragen nur einen und nicht einmal den wichtigsten Aspekt bilden, in vollständigem Umfang zu rekonstruieren.

¹⁹ Nach A. Kłoskowska, die bei Vertretern der jungen ukrainischen Intelligenz – also bei schon in den West- und Nordgebieten geborenen Personen – qualitative Erhebungen durchgeführt hat, gibt es auch unter den „polnischen Ukrainern“ gleichermaßen polnische wie auch ukrainische Identifikationen, obwohl die Haltungen derer, die dem Polentum nahestehen, „zwischen Bivalenz und Ambivalenz, einem Zustand der Unsicherheit im Hinblick auf eine Affirmation, auf die Selbstbeurteilung und auf das sich widerspiegelnde Ich, also die Vorstellung vom eigenen Erscheinungsbild in den Augen der anderen, oszillieren“. Das hängt mit einem großen und historisch belasteten Feindschaftspotential zwischen Polen und Ukrainern zusammen, das außergewöhnlich stark mit negativen Stereotypen beladen ist. Vgl. Kłoskowska, *Kultury* (wie Anm. 3), S. 183-203; vgl. auch die Rezension A. Saksons zu Kłoskowskas Buch in diesem Heft, S. 307-311.

Am repräsentativsten erscheint uns die Biographie von MU1.²⁰ Dieser 1997 verstorbene Mann wurde im Jahre 1947 als achtjähriger Junge nach Masuren umgesiedelt. Nach seinen eigenen Bekundungen stammt er aus einer Familie, in der zwar eine ukrainische Orientierung dominierend war (der Vater war Ukrainer), gleichzeitig aber die Mutter aus einer polnisch-ukrainischen Familie stammte. Nach den Angaben unseres Interviewten wurde schon bei der Auswahl seines Namens durch seine Mutter der Versuch unternommen, seine ukrainische Herkunft zu verleugnen. Zu Hause und in der Nachbarschaft benutzte er den Namen Bohdan, in seinen Papieren dagegen war als Vorname Bolesław eingetragen, der sonst eigentlich nicht an ukrainische Kinder vergeben wurde. Schon in Masuren ansässig, änderte MU1 mit der Volljährigkeit seinen Nachnamen. Das deklarierte Motiv war in diesem Fall nicht die Absicht, die ukrainische Abstammung zu verheimlichen, sondern der Wunsch, den Namen zu ändern, der auf polnisch eine beleidigende Beschimpfung beinhaltete. Hätte sich dieser Änderungswunsch nur darauf bezogen, die ukrainische Abstammung zu verheimlichen, wäre ihm von den polnischen Behörden wahrscheinlich auch nicht entsprochen worden.

Der gesamte „masurische“ Lebenslauf von MU1 stellt den immer wieder aufs neue unternommenen Versuch dar, gesellschaftliche Akzeptanz im neuen polnischen Umfeld zu erlangen – ein Versuch, der dem Bedürfnis nach Verdrängung der eigenen Fremdheit entsprang, ein Versuch auch, der nur wegen eines tiefsitzenden Fremdheitskomplexes unternommen wurde. MU1 beschreibt sein Leben als eine Aneinanderreihung verschiedenster Prüfungen, denen er von seinem polnischen Umfeld und den polnischen Behörden unterzogen worden sei:

„Ich erlebte viele solcher Prüfungen, z.B. in dem Fall, als ich mit der Frau des Parteisekretärs, die Bibliotheksleiterin war, zusammenarbeitete. Sie trieb verschiedene Scherze mit mir. Später war ich als Instrukteur tätig und die Frau des Sekretärs auch. Des öfteren mußten wir mit dem Rad fahren. Dann war es so, daß ich meine und ihre Sachen erledigen mußte. Einmal fuhr ich mit ihr mit dem Dienstrad, und plötzlich sah ich den Wagen des Parteikomitees. Später trat ihr Mann bei einem Empfang an mich heran und entschuldigte sich dafür, daß er mich verdächtigt hätte.“

²⁰ Nach den vereinbarten Regelungen versehe ich die hier durchgeführten Umfragen mit Symbolen. Der erste Buchstabe bezeichnet das Geschlecht (M = männlich, W = weiblich), der zweite Buchstabe weist auf die ethnische Abstammung hin (U = ukrainische, P = polnische Abstammung), die Ziffer entspricht der Nummer der Umfrage.

MU1, der sein ganzes Leben lang als Kunsterzieher an einer Dorfschule arbeitete, versuchte um jeden Preis, aus der Durchschnittlichkeit herauszukommen. Wie sich jedoch herausstellte, mußte – nach seiner eigenen Beurteilung aus der Gesamtperspektive seines Lebens – eine derartige Einstellung in einem nur auf das Überleben und nicht auf die Entwicklung eingestellten Umfeld zu Konflikten mit eben diesem Umfeld führen:

„Ich hätte nicht gedacht, daß man hier leben und etwas Böses tun kann. Wenn man hier lebt, muß man etwas Gutes für andere tun, denn das ist doch unsere Heimat. Meine Devise in der Schule war, wenn du Kunst nicht lernen willst, dann lerne es nicht, aber laß' es mich lehren, damit ich das Geld nicht umsonst bekomme. Das war meine Devise. Wenn du schon keine Achtung hast, dann störe wenigstens nicht.“

Das Syndrom des Überlebens, auf das sich das Umfeld eingestellt hatte, wird auch im „politischen Leben“ der Gemeinde sichtbar. Seit Jahren regierten hier im Prinzip dieselben Menschen, und auch das Jahr 1989 veränderte hier nicht viel. Jegliche Bemühungen von MU1, die er für das Gemeinwohl unternommen haben will, endeten nach seiner Überzeugung mit einem Mißerfolg. Diese verschlossene, verkrustete lokale Welt war nach Meinung von MU1 nach dem Jahre 1989 noch weniger zu Veränderungen bereit. Der Wirtschaftsplan von Balcerowicz sollte für Masuren katastrophale Folgen haben. Nur im Kreise der Ukrainer versuchte man nach MU1, Veränderungen durchzuführen. Charakteristisch war dabei, daß sich diese Versuche nicht nur in oberflächlichen Deklarationen erschöpften, sondern auch Entscheidungen getroffen wurden, die einen eindeutigen Bruch mit der eigenen Vergangenheit bedeuteten. Der übermächtige Wille, für sich einen ehrenvollen Platz im dominierenden polnischen Umfeld zu finden, war im Falle von MU1 mit der Notwendigkeit verbunden, die eigene Identität sozusagen gegen eine eindeutige nationale Zuordnung widerstandsfähig zu machen. MU1 versuchte, durch seine gesamte eigene Biographie zu beweisen, daß er zwar ukrainischer Abstammung war, daß dies aber nicht notwendigerweise ein Grund für eine gesellschaftliche und nationale Benachteiligung sein mußte. Auch unter diesem Gesichtspunkt bezeichnete er die Zeit des Sozialismus als die gelungenste seiner ganzen Biographie. Es war die Zeit der größten individuellen Erfolge und vor allen Dingen eine Zeit weitgehender gesellschaftlicher Zusammenarbeit und Integration, die Zeit, in der ein subjektiv verspürter gesellschaftlicher Aufstieg möglich war. Sein ganzes Leben lang kämpfte er gegen eine mehr vermeintliche als reale Marginalisierung an.

Eine Minderheitsoption wäre für ihn einer solchen Marginalisierung gleichgekommen. Der Zerfall der gesellschaftlichen Welt dagegen, in der die Integrationsoption eine Art behördlicher Garantie nach sich zog, hinterließ eine Leere, die nicht auszufüllen war. MU1 hatte nur in sehr beschränktem Maß Zugang zu Handlungsstrategien, die innerhalb der Grenzen einer demokratischen Ordnung und ihrer Marktregeln standen.

Die Konversion zum Polentum vollzog sich also im Rahmen einer Integrationsoption, die mit dem Bestand einer sozialistischen Formation eng verknüpft war. In diesem besonderen Fall bedeutete der Zerfall dieser Formation jedoch eine Hinwendung zur Minderheitsoption. Wahrscheinlich führte die über viele Jahrzehnte hinweg andauernde Verheimlichung der eigenen Identität oder auch ihre Ausklammerung aus der Expression nicht nur in mehr oder weniger offiziellen Situationen, sondern auch im alltäglichen Leben im Endeffekt zu einer Internalisierung der eigenen Einstellung, wonach die ethnische Frage nicht mehr ein wichtiges Medium zur Artikulierung der eigenen Identität darstellte. Diese ethnische Frage bildete jedoch über den ganzen Zeitraum hinweg einen wichtigen Bezugspunkt. Die Biographie von MU1 stellt den Versuch dar, eine eigene Identität außerhalb nationaler und ethnischer Identifikationen aufzubauen. Gleichzeitig handelt es sich jedoch um einen Versuch, der mit einer ständigen Konfrontation mit dem Problem der Bedeutung einer solchen Identifikation einherging: Letztlich war es ein Versuch der Marginalisierung der Bedeutung dieser Identifikation in einer sozialen Wirklichkeit, in der einer solchen Selbstbestimmung eben doch eine Schlüsselrolle zukommt.

3.2. Die verlorengegangene Utopie einer „sozialistischen“ bürgerlichen Gesellschaft

Die Biographie von MP1 ist ebenfalls auf einer Integrationsoption aufgebaut. Ein Meilenstein dieser Biographie ist das Jahr 1989, das eindeutig negative Veränderungen mit sich brachte. Die ganze Welt einer lokalen Harmonie und einer gesellschaftlichen Solidarität fiel in Trümmer.

MP1 stammt aus dem Großraum Lublin. Nach Masuren geriet er auf der Suche nach einem besseren Leben in den 50er Jahren und fand in einem staatlichen landwirtschaftlichen Unternehmen eine Anstellung. Aus der Sicht der heutigen Schicksale von Arbeitern der PGR (Staatsgüter) erscheinen derartige Hoffnungen kaum nachvollziehbar, damals aber konnte die Anstellung in einem staatlichen landwirtschaftlichen Betrieb für die Familienmitglieder, die in kleinen landwirtschaftlichen Betrieben wirt-

schafteten und zu Armut und Entbehrung verurteilt waren, durchaus einen gesellschaftlichen Aufstieg bedeuten, und zwar als eine positiv zu beurteilende Verschiebung in der ökonomischen und sozialen Hierarchie.

MP1 beurteilt die sozialistische Epoche aus der Perspektive des eigenen Schicksals und der eigenen Erfahrungen durchaus positiv:

„In der Stadt sehen das die Leute anders als hier auf dem Lande. Es gab natürlich Momente in den kommunistischen Jahren, obwohl es nach meiner Überzeugung bei uns gar keinen Kommunismus gab. Vielleicht gab es so etwas in einigen Ecken. Auf dem Lande war jedoch nicht zu spüren, daß es Kommunismus oder etwas ähnliches gibt. Oder gar irgendwelche Verfolgungen. Die Leute fühlten sich frei. Sie wußten, wo sie sich beschweren konnten. Heute gibt es so etwas nicht mehr.“

Der Niedergang des Sozialismus bedeutete für MP1 den endgültigen Zerfall seiner integrierten Welt. Nach seinen Aussagen gibt es keine andere vernünftige Form von gesellschaftlicher Existenz. Bis zum Jahre 1989 war diese Welt erfolgreich von äußeren Einflüssen isoliert und besaß sozusagen ihre eigene, autarke innere Logik. Die ökonomische Grundlage dafür bildete die Rentabilität der landwirtschaftlichen Produktion. Das Gefühl einer solchen Stabilität zerfiel mit dem Jahre 1989. MP1 behauptet, es sei schlechter, mehr zu produzieren, weil es dann schwieriger sei, diese Produktion auch zu verkaufen. Deshalb habe das Denken in den Kategorien marktwirtschaftlicher Entwicklung auch keinen Sinn. Eine sinnvollere Möglichkeit sei vielmehr die Rückkehr zu den Formen der natürlichen Landwirtschaft. Die Preise für industrielle Erzeugnisse, insbesondere auch die Geräte, die für die landwirtschaftliche Produktion unentbehrlich seien, seien im Vergleich zu den Preisen, die man für landwirtschaftliche Produkte verlangen könne, derart hoch geworden, daß z.B. die erneute Nutzung der Pferdekraft und ein Verzicht auf Mechanisierung lohnend erscheine.

Das entscheidende Ereignis in der Biographie von MP1 war die Anfang der 60er Jahre geschlossene Ehe mit einer Tochter von Übersiedlern aus der Aktion „Weichsel“, die eine selbständige Landwirtschaft betrieben. Es ist schwierig, eindeutig festzustellen, ob MP1 diese Veränderung als gesellschaftlichen Aufstieg betrachtet. Aus seinen Angaben ergibt sich eher die Überzeugung, daß die Arbeit im staatlichen landwirtschaftlichen Betrieb für ihn einen Aufstieg bedeutete und mit dem Gefühl der Erfüllung seiner Lebensziele verbunden war, hauptsächlich wegen der ausgeübten Leitungsfunktion, was unmittelbar mit seiner Zugehörigkeit zur Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei zusammenhing. Aus dieser Perspektive

könnte die „Rückkehr“ in einen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb mit einem aufkommenden Gefühl der Unsicherheit verbunden gewesen sein. In diesem Fall bedeutete das vor allem die unmittelbare Fortsetzung einer bereits früher ausgearbeiteten Strategie. MP1 als „sichere“ und sich durch große Energie auszeichnende Persönlichkeit wurde schließlich zum Gemeindevorsteher des Dorfes, in dem er nach seiner Eheschließung wohnte. Alle seine Handlungen und seine ganze Lebensstrategie waren der Förderung dessen unterworfen, was in der offiziellen Ideologie als Integrationsprozeß bezeichnet wurde. Nach Meinung von MP1 vollzog sich diese Integration jedoch sozusagen außerhalb der Ideologie und diente ausschließlich den Kriterien einer lokalen, vom breiten gesellschaftlichen Kontext losgelösten Zielsetzung.

Das auch von den anderen Einwohnern dieser Gegend am häufigsten angeführte Beispiel derartig spontaner, harmonischer dörflicher Zusammenarbeit, dabei nicht im geringsten von der Verwaltung oder den politischen Gremien inspiriert, war der Bau (oder besser Wiederaufbau) der Kirche in Kutry. In der Erinnerung von MP1 war dies das zweifellos positivste Ereignis in der lokalen Geschichte.

Die Zerstörung der Kirche in Kutry war die Folge von Kriegseinwirkungen. Bis zum Jahre 1945 war es eine evangelische Kirche. Anfang der 60er Jahre entstand eine Initiative für den Wiederaufbau der Kirche. Es ist aus heutiger Sicht schwer nachzuvollziehen, wessen Initiative es letztlich war. Manch einer schreibt sie sich zu – unter anderem eine Lehrerin aus Kutry und auch MP1. Tatsache ist jedoch, daß die Idee dazu bei vielen Einwohnern der gesamten Gegend, nicht nur bei den Einwohnern von Kutry, Anklang fand. Unbestritten war von Anfang an der Ort des Wiederaufbaus – die Stelle, an der die Kirche früher gestanden hatte und an der sich nach dem Kriege nur noch ihre Trümmer befanden. Ganz ohne Bedeutung erschien dagegen die Tatsache, daß es sich früher um eine evangelische Kirche gehandelt hatte und daß sie nun eine römisch-katholische Kirche werden sollte. In keinem der Berichte wird auf diese Frage eingegangen. Wahrscheinlich war es für die Initiatoren des Baus selbstverständlich und unterlag überhaupt keinen Überlegungen, daß die zu bauende Kirche eine römisch-katholische sein würde.

Daß eine solche Kirche gerade in einer Gegend gebaut wurde, in der eine zahlenmäßig starke Minderheit – in einigen Dörfern sogar eine Mehrheit – von Gläubigen griechisch-katholischer Konfession war (die orthodoxen Gläubigen bildeten dagegen nur eine kleine Minderheit), unterlag keiner Diskussion. Bei ihnen handelte es sich um die Übersiedler aus der Aktion „Weichsel“. Aber auch Masuren wohnten in dieser Gegend, für die die Kirche von Kutry noch eine evangelische Kirche war.

MP1 erinnert sich, und das ist keine Einzelwahrnehmung, daß sich am Bau der Kirche (nur für wenige war es ja ein Wiederaufbau) fast alle Einwohner entweder in Form finanzieller Beiträge oder durch eigene Arbeitsleistung oder die Lieferung der erforderlichen Materialien beteiligten. MP1 erinnert insbesondere an den Beitrag eines A., der Masure war und der für den Bau der Kirche 30 m³ Holz aus dem eigenen Wald gab. Er soll dies aus dem Grund getan haben, weil er in dieser Kirche getauft worden war, aber auch deshalb, weil er einen Beitrag zum Bau der Kirche leisten wollte und es für ihn keine größere Bedeutung hatte, um was für ein Gotteshaus es sich dabei handeln würde.

Nach MP1 sollen sich die Einwohner wie folgt verhalten haben:

„Die ganze Gemeinschaft hat gebaut. Und die aus Gebalka und Przytuły. Ich erinnere mich an alle und möchte keinen einzelnen hervorheben. Es waren solche dabei, die römisch-katholisch waren, und auch Griechisch-Katholische. Jeder hatte einen Trecker, jeder spannte an und fuhr. Es fuhren 13, 14 oder 15 Trecker, um Ziegel zu holen. Die Ziegel holten wir aus Ranty und nahmen z.B. die Trecker, die bessere Vorderlichter hatten, an die Spitze und die anderen nach hinten und in die Mitte. Jeder fuhr, wie er nur konnte, und keiner sagte, daß er aus irgendwelchen Gründen nicht fahren kann.“

Nach 1989 hätte sich eine solche Atmosphäre, die Fähigkeit der Zusammenarbeit von Katholiken, Griechisch-Katholischen, Orthodoxen und Protestanten beim Bau einer katholischen Kirche, wohl nicht mehr wiederholen lassen. MP1 beurteilt die Selbstbestimmungsbestrebungen einzelner Personen und Gruppen auf der Suche nach eigener Identität als Niederlage der lokalen masurischen Welt und als Zerstörung der Erfolge der Nachkriegsjahre, was sich in vielen Lebensformen sichtbar machte. Dies erweist sich auch am Beispiel der gemeinsam gebauten Kirche. Statt daß alle sie auch nutzen, fahren die Griechisch-Katholischen nach Kruklanki und Giżycko:

„Das sollte meiner Meinung nach so sein, wenn man zusammenkommt und gemeinsam etwas baut. Wenn wir uns wenigstens irgendwann nach Abschluß der Arbeiten getroffen und belegte Brote gegessen und Bier getrunken hätten, wir alle gemeinsam. Warum müssen die Leute anderswohin fahren und können nicht hier beten? Da stimmt doch etwas nicht. Es würde mir richtig erscheinen, wenn eine solche Kirche von morgens

bis in die Nacht hinein offen wäre, einfach so, nicht vermietet, sondern offen für alle Gläubigen, wie es jeder will. (...) Je mehr Leute beten, um so besser ist es. Vielleicht kann man es so sehen: Wenn wir gemeinsam leben, warum sollte sich die Gemeinschaft dann nicht auch sonst einigen können? Aber die Gemeinschaft hat keine Gewissensbisse. Wir leben zusammen – und beten sollen wir getrennt? Wir haben hier zwei Pfarrer; sie sollten doch zur Einheit unter den Menschen beitragen und nicht die Kleider untereinander aufteilen. (...) Ich meine, diese Kirche hier ist für alle gebaut worden.“

Schuld an all dem hat nach Meinung von MP1 „die Leitung“. In der vorherigen Epoche sei die lokale Welt in vielen Bereichen, auch im wirtschaftlichen Bereich, harmonisch gewesen. Ein ausdrucksvolles Beispiel dafür sei der gut funktionierende landwirtschaftliche Entwicklungsfond. Ein Teil der Steuern blieb den dörflichen Gemeinschaften zur Verfügung und konnte von ihnen direkt für wichtige lokale Bedürfnisse verwendet werden. MP1 gibt zwar zu, daß nicht alles so hervorragend funktioniert habe, es habe aber immer die Möglichkeit bestanden, die lokale Gemeinschaft zu unterstützen, ob in Form von gemeinschaftlich genutzten landwirtschaftlichen Geräten oder z.B. durch Schaffung einer allen Einwohnern dienenden Infrastruktur (den Bau eines dörflichen Gemeinschaftshauses u.a.m.). Auch eine Situation, in der Bedürftige nicht aus öffentlichen Mitteln unterstützt worden wären, sei nicht vorstellbar gewesen. Jetzt sei jeder sozusagen ausschließlich auf sich allein gestellt und könne nicht mit fremder Hilfe rechnen.

Der Zerfall dieser integrierten Welt spiegelt sich auch im Schicksal der Tochter von MP1 wider, die zusammen mit ihrem Mann, den sie noch in Polen kennengelernt hatte, nach Kanada auswanderte. Nach Meinung von MP1 gehe es ihnen dort nicht besonders gut. Der Grund dafür könne in der Vermeidung einer eindeutigen Identifikation mit dem Ukrainertum liegen. Eine solche eindeutige Selbstbestimmung hätte die Hilfe durch die in Kanada gut integrierte ukrainische Minderheit möglich gemacht. Andererseits stammen sowohl die Tochter von MP1 als auch ihr Mann aus gemischten polnisch-ukrainischen Ehen, und in einem solchen Fall sind alle Versuche, ein eindeutiges Bekenntnis ethnischer Zugehörigkeit zu erzwingen, unvereinbar mit der Identität dieser jungen Leute.

Der ganze Inhalt des Berichtes von MP1 dient letztlich der Suche nach einer Rechtfertigung des eigenen Lebenslaufes, dessen Sinn sich eben auf die Wahl der Integrationsoption stützt, einer Option, die nach 1989 sozusagen ihre Existenzgrundlage verloren hat.

3.3. Die Integrationsmission der Intelligenz aus Kresy²¹

WP1 ist eine etwa 70jährige Frau. Sie kam als Repatriantin aus Grodno nach Masuren und stammt aus einer Offiziersfamilie; ihr Vater war Offizier des Grenzschutzes. Sie gehörte also zur Elite der polnischen Vorkriegswelt. Das Schicksal der Familie während der Besatzungszeit war typisch für ähnliche Familien in dieser Zeit – der in russische Gefangenschaft geratene Vater war spurlos verschwunden. Mutter und Tochter wurden aus ihrem Haus gewiesen und irrten in den Dörfern in der Umgebung von Grodno umher. Noch in der Kriegszeit hatte die Tochter ein pädagogisches Studium am Pädagogischen Institut in Grodno begonnen und schloß es dann in Gdańsk, der ersten Etappe nach der Umsiedlung nach Polen, ab. Ihr im Jahre 1947 in Masuren absolviertes Berufspraktikum war maßgebend für die wenig später getroffene Entscheidung, für immer hier zu bleiben.

Ihre ersten Erfahrungen machte sie in einem Versuch der Anfreundung mit einer neuen Wirklichkeit, durch einen einfachen Vergleich der verlorenen Welt mit der hier vorgefundenen:

„Dort waren die Wälder im Sommer voller Knabenkraut (...). Hier gab es das nicht; hier war die Natur anders. Sie bot das, was man nach dem Krieg brauchte. Man konnte sich ein wenig von den Menschen erholen, von den Alpträumen, die sich in den sechs Kriegsjahren angesammelt hatten.“

Der Prozeß der Schaffung von Heimat spielte sich im Prinzip auf der Ebene der Bewältigung alltäglicher Probleme ab, und dies sozusagen losgelöst von jeglichen ideologischen Konnotationen. Er wurde eher in den Kategorien einer positiven Herausforderung gesehen als in den Kategorien von Schmerz und Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. Die symbolische und – gemessen an der geringen Bevölkerungsdichte – tatsächliche Leere hatte einen beruhigenden Einfluß auf die durch die Grausamkeiten des Krieges gequälte Psyche. Die völlige Konzentration auf die Gewöhnung an die neue Situation eliminierte die Konflikte, was jedoch nicht bedeutete, daß dies zu einer beschleunigten Integration beitrug.

Diese Situation begünstigte ein stufenloses, von plötzlichen Spannungen befreites Hineinwachsen in die neue Wirklichkeit. Sie verschaffte allen Ankömmlingen, insbesondere den Ukrainern, die Möglichkeit, ihre

²¹ Es handelt sich hier um die Personen, die aus den Gebieten um Wilna und Grodno (Litauen und Weißrußland) nach Masuren umgesiedelt wurden.

ethnische Identität wenigstens in den intimsten Familienkreisen zu pflegen. Die mit der Anpassung an das polnische Umfeld und die Assimilation verbundenen Spannungen kamen erst einige Jahre nach der Übersiedlung zutage und traten im Prinzip nur in den individuellen Biographien und nicht als Probleme des Gemeinschaftsbewußtseins auf, das seine institutionelle Absicherung in der Form aktiv tätiger Organisationen hatte.

In den Augen von WP1 hatte schon die Natur selbst und nicht nur eine vermeintliche oder auch tatsächliche Feindschaft des polnischen Umfelds Einfluß auf die Tatsache, daß sich die ukrainische Gesellschaft in ihre eigenen Kreise zurückzog:

„Die Ukrainer fühlten sich in dieser Natur wirklich nicht wohl. (...) Buchstäblich alle beschwerten sich darüber, daß es hier so feucht ist, daß sie sich nicht wohlfühlen, daß sie Rheuma bekämen, daß man bei den Wintern hier nicht wisse, ob es nun Sommer oder Winter sei. Dort, wo sie herkamen, war der Winter wirklich Winter. Es gab keinen, der gesagt hätte, ach, ist es hier schön. Diejenigen, die ihre Häuser direkt am See hatten – ich spreche immer noch von den Ukrainern –, pflanzten von der Seeseite hohe Weidenhecken, die stark, stark zuwuchsen und eine Wand bildeten. Ich sagte immer wieder zu einem Nachbarn: ‚Sie haben es hier doch so schön, ein herrliches Haus am See und können das alles überblicken.‘ ‚Was sagen Sie da, von diesem See rauscht es nur und morgens kreischen da irgendwelche Vögel und Wasserkrähen. So höre ich wenigstens nicht so viel von diesem Teufelszeug, was da im Wasser schwimmt.‘“

Ohne Rücksicht auf ihre ethnische Zugehörigkeit bauten die Ankömmlinge die ehemaligen deutschen Häuser auf charakteristische Weise um, indem sie den Eingang von der Frontseite zumauerten und es nur bei einem Hofeingang beließen. Bei den Erklärungsversuchen zu einer derartigen Verhaltensweise ist große Vorsicht geboten. Nach WP1 war das eine aus dem Osten „mitgebrachte“ Sitte. Darüber hinaus waren jedoch bei der Renovierung oder Anpassung der früheren deutschen Häuser an die neuen Bedürfnisse mehrheitlich keine besonderen Merkmale zu erkennen. Der einzige Umstand von allgemeinem Charakter war die Verringerung der Zahl der Öffnungen – der Türen und Fenster. Aufgrund der in dieser Frage nicht eindeutigen Aussagen können wir nur vermuten, daß das der Herstellung einer schon erwähnten Intimität und der deutlichen Abgrenzung zur Außenwelt dienen sollte.

Die Existenz dieses neuen Raumes koexistierte mit der gesellschaft-

lichen Struktur der lokalen Gemeinschaften und war losgelöst von deren streng definierten, durch Einkommen, Prestige und gesellschaftlichen Einfluß (Macht) bestimmten Positionen. Diese Labilität der gesellschaftlichen Struktur begünstigte auch eine Verringerung der Spannungen und wirkte einer Stigmatisierung der Konflikte entgegen. Die Tatsache, daß jemand „reicher“ war, war in der Anfangszeit damit verknüpft, daß er vielleicht beweglicher war oder es auch verstand, seine Privilegien als „Pionier“ zu nutzen, die in der Möglichkeit bestanden, sich als zuerst kommender Neusiedler die wertvollsten der von den Deutschen zurückgelassenen Sachen zu verschaffen und damit nicht nur den Standard des eigenen Heimes zu erhöhen, sondern sie auch als Tauschware zu verwenden. Diese verhältnismäßig leichte Möglichkeit, reich oder reicher als andere zu werden, barg jedoch eine evidente Gefahr, auf die WP1 hinweist:

„Es gab solche, die wohlhabend, aktiv und gewitzt waren. Sie verschafften sich Getreide, aus dem sie Schnaps brannten, übten die Position des Gemeindevorstehers aus und galten in der Dorfhierarchie deshalb als etwas Besonderes. Andererseits verloren sie ihre Position auch schnell. Das war alles sehr unsicher. Die einen stiegen auf, die anderen fielen herunter.“

Vor diesem Hintergrund hoben sich die Ukrainer nach Meinung von WP1 positiv ab. Besser als die polnische Mehrheit konnten sie aktiv werden. In den ersten Jahren nach der Übersiedlung im Jahre 1947 mußten die Ukrainer bei den polnischen Ansiedlern, die ein oder zwei Jahre früher angekommen waren, dienen, um überleben zu können. In der untersuchten Region konnten sich die Ankömmlinge aus der nicht weit entfernten Gegend von Suwalki eine ökonomisch besonders privilegierte Position verschaffen, und eben sie waren die „Hauptarbeitgeber“ der Ukrainer. Gezahlt wurde meistens in Naturalien. So stellte eine für die Bekämpfung der Mäuseplage erforderliche Katze den Gegenwert für drei Arbeitstage dar. Auch Speck, Grütze und ähnliches hatten ihren in Arbeitsstunden festgelegten Wert (so WP1). Diese ungünstigen Ausgangsverhältnisse spornten die Ukrainer zu intensiver und systematischer Arbeit an, was die Erlangung ehrenhafter Positionen in diesem Umfeld zur Folge hatte: „Das Haus war sauber, frisch gekalkt, und über den Fenstern befanden sich blaue Streifen. Diese Sitte hatten sie mitgebracht. Man konnte in dieser Zeit aber auch bestimmte Unterschiede in der Kultur bemerken.“ Die Leichtigkeit, mit der die Ukrainer einen „ehrenhaften“ Platz in den Strukturen der lokalen Gemeinschaft einnahmen, war unmittelbar mit dem geringen Ethos der polnischen Pioniere verbunden.

Nach WP1 dauerte diese Situation bis zum Umbruch im Jahre 1989 an, von wo ab die gesamte Dorfbevölkerung von einer Krise ergriffen wurde.

Die deutsche (masurische) Bevölkerung dagegen unterlag in der gesamten Nachkriegszeit einem ständigen Marginalisierungsprozeß – ihre Position wurde insbesondere durch aufeinanderfolgende Ausreisewellen geschwächt. Vor allem die Aktivsten und Unternehmungslustigsten reisten aus; es blieben diejenigen, die sich im Hinblick auf ihr Alter oder andere, grundsätzlich durch die materielle Lage bedingte Umstände nicht zum Verlassen ihrer masurischen Heimat entschließen konnten.

Besonders wichtig für das Verständnis der Prozesse zur Bildung von Heimat in Masuren ist die folgende Bemerkung von WP1: „(...) und die Autoritäten hielten sich hier nicht über die ganze Zeit hinweg. Es ging immer hin und her. Die einen fielen, und die anderen stiegen auf.“

Diese Instabilität gesellschaftlicher Positionen ergab im Hinblick auf die subjektiv gesehenen Möglichkeiten ein Gefühl der weitgehenden Offenheit der gesamten Struktur; die Selbstidentifikation wurde auch durch die stabileren Statuspositionen anderer Mitglieder derselben lokalen Gemeinschaft nicht eingeschränkt. Das hatte unter Umständen aber auch fließende Grenzen beim gesellschaftlichen Aufstieg zur Folge. In einem derartigen Umfeld mußte sich die ukrainische Gesellschaft in besonderer Weise von anderen zu unterscheiden versuchen, wobei in ihrem Fall zwei Umstände, die gegenseitig verstärkend wirkten, zu gesteigerter Aktivität führten – die Notwendigkeit zur Sicherung der Grundlagen materieller Existenz und der Kampf um die Bewahrung der ethnischen Identität.

Unter diesen Bedingungen war auch die „Integrationsmission“ einer Vertreterin der Intelligenz der östlichen Grenzgebiete (WP1) möglich, die sich kämpferisch gegen die schwelenden Antagonismen wandte, was durch ihren Beruf als Lehrerin und ihren direkten Kontakt zu den aus unterschiedlichen Familien – polnischen, ukrainischen und deutschen (masurischen) – stammenden Kindern begünstigt wurde. Als besondere Chance für eine Beschleunigung der Integrationsprozesse wurde der Bau (Wiederaufbau) der Kirche in Kutuy angesehen. Aus den Berichten von WP1 geht bereits hervor, daß dies das wichtigste Ereignis der gesamten Nachkriegsgeschichte der ganzen Gegend und zudem ein Ereignis von einer entschieden positiven Konnotation war, das alle Einwohner integrierte, ohne Rücksicht auf ihre ethnische und konfessionelle Zugehörigkeit. WP1, die Einwohnerin von Kutuy war, war ebenfalls beim Bau der Kirche engagiert und sah darin die Chance, die Leute „zusammenzubringen“. Die Initiative selbst traf auf Widerstand bei der katholischen Kirche – besonders bedroht fühlte sich der Propst der Gemeinde der benachbarten Ortschaft Pozezdrze, der darin die Gefahr einer Verringerung seiner

bisherigen Gemeinde sah. Auch die damaligen kommunistischen Machthaber waren aus verständlichen Gründen gegen diese Initiative.

Anfangs – gleich nach Eingang der Baugenehmigung – engagierte sich die gesamte Umgebung bei dem Bau. WP1 hebt den besonderen Einsatz der griechisch-katholischen Gläubigen – also der ukrainischen Gemeinschaft – hervor. Die anfängliche Begeisterung und das Gemeinschaftsgefühl begannen jedoch zu erlöschen, als die Mauern schon standen und es um die Ausstattung der Kirche ging. Dieselben Menschen, die noch kurz zuvor nicht mit ihrer eigenen Zeit, ihrer Arbeitskraft und ihrem Geld gespart hatten, fingen plötzlich an, sich feindlich gegeneinander zu verhalten, und betrachteten die nachfolgenden, zur Fertigstellung des Baus erforderlichen Schritte als Gelegenheit, ihre Feindschaft zu demonstrieren.

Der Bericht von WP1 unterscheidet sich von jenem von MP1 – letzterer zeichnet ein vollkommen idealisiertes Bild, in dem diese über ethnische und konfessionelle Grenzen hinweg integrierte Welt erst nach 1989 in Trümmer fiel. Nach WP1 war diese Integration jedoch nur von kurzer Dauer und wandelte sich schnell in ihr Gegenteil. Aus diesem wie auch aus anderen Berichten, die in diesem Dorf gesammelt wurden, geht klar hervor, daß die Antagonismen durch den Pfarrer hervorgerufen wurden, der sich schon bald an die Stelle desjenigen setzte, der den Bau unmittelbar beaufsichtigte: „Wenn ich nur im geringsten hätte voraussehen können, daß es Pfarrer geben könnte, die die Menschen derartig gegeneinander aufbringen, hätte ich mich nie dazu hergegeben. Aber damals wußte ich das noch nicht.“ Die Ursache für diese Veränderung lag also außerhalb der lokalen Gemeinschaft. Es war die Arroganz des Geistlichen, der weder die lokalen Bedingungen noch die großes Feingefühl erfordernde Tatsache berücksichtigte, daß die Mehrheit der Einwohner dieser Gegend zwar Gemeindeglieder der katholischen Kirche in Kutry waren, dennoch griechisch-katholischer Konfession waren und ihre Riten nicht aufgeben wollten, deshalb in das weit entfernte Woszczele pilgerten, wo sich eine griechisch-katholische Kapelle befand, oder ihre Feiern zu den Zeiten begingen, die ihnen ihr Glaube vorschrieb.

Der Umstand, daß das gemeinschaftliche Gefüge dieser multiethnischen Gesellschaft durch einen äußeren Faktor so leicht aus dem Gleichgewicht gebracht werden konnte, weist auf die Brüchigkeit der Integrationsprozesse und ihre große Anfälligkeit für Störungen hin. Auch die „Mission“ von WP1 endete mit einer Niederlage, was jedoch nicht bedeutete, daß die lokale Gemeinschaft ihren inneren Zusammenhalt gänzlich verlor. Nach Meinung von WP1 wurden die Mischehen, die gegen Ende der 60er Jahre entstanden, zum wichtigsten Bindeglied zwischen den Lebenswelten der Polen und Ukrainer.

4. Versuch einer Zusammenfassung

In diesem Aufsatz wurde der Versuch unternommen, die Zusammenhänge zwischen den Inhalten, die eine ideologische Heimat ausmachen, und den Inhalten, die Bestandteil der lokalen Heimat sind, darzustellen. Der beschränkte Rahmen dieser Ausführungen ließ es zu, lediglich drei Biographien auszuwerten. Das ermöglicht nur eine eingeschränkte und vorsichtige Formulierung der Schlußfolgerungen.

Die Veränderungen, die der Umbruch der 80er und 90er Jahre mit sich brachte, führten zu einer Relativierung der Wichtigkeit und Attraktivität von Integrationsoptionen. Dadurch wurde auch das Gleichgewicht zwischen der in der offiziellen Version der ideologischen Heimat formulierten Option und jener Option gestört, die im alltäglichen Leben der im östlichen Teil Masurens gelegenen untersuchten Dörfer praktiziert wurde. Eine Präzisierung erfordert dabei die folgende Problematik. Das Gleichgewicht zwischen beiden Optionen führte keineswegs zu sozialem Zusammenhang und Durchlässigkeit. Vielmehr ist festzustellen, daß sich auf lokaler Ebene spontane Prozesse abspielten, die von den Machthabern als Ausdruck „einer Rückkehr dieser Gebiete zum Mutterland“ angesehen wurden. In Wirklichkeit dienten diese Prozesse jedoch der Erlangung eines bestimmten lokalen Gleichgewichts und spielten sich außerhalb ideologischer Vorstellungen ab. Die soziale Integration bedeutete in der Praxis eine fortschreitende Assimilation (u.a. durch Mischen). Dadurch kam es zu einer Konvergenz mit den Vorstellungen der Machthaber.

Die Minderheitsoption, die unmittelbar nach 1989 zur dominierenden Option wurde, bezog sich nicht nur auf die Minderheitengruppen. Sie beeinflusste auch das Verhalten der Mehrheit. Für diejenigen, bei denen der überwiegende Teil ihres Erwachsenendaseins in die Zeit fiel, in der die Integrationsoption noch ihre Gültigkeit hatte und ihre Verhaltensweisen und Handlungen bestimmte, wurde das Entstehen einer neuen Option als Bedrohung und Sinnverlust nicht nur der eigenen Biographie, sondern auch der Konstruktion der gesamten lokalen Welt empfunden.

Wie sich aus den in den Jahren 1995–1998 durchgeführten Beobachtungen der in den untersuchten Dörfern herrschenden Verhältnisse ergibt, wurden die Minderheitsstrategien als nicht mehr attraktiv und als ungeeignet für eine radikale Änderung der eigenen und hier insbesondere der ökonomischen Lage angesehen. Der Kapitalismus mit seinen negativen Konsequenzen, die sich besonders in den peripheren Regionen zeigten, trug – unabhängig von der ethnischen und konfessionellen Zugehörigkeit – zu einem Chancenausgleich „nach unten“ bei. Die Armut, die

Abwanderung der Menschen aus den masurischen Dörfern und der Traum der jüngeren Einwohner von einer Migration schränkten die Bedeutung ethnischer Identifikationen ein.

In dem von uns untersuchten lokalen Raum des östlichen Masuren wurde eine deutliche und eindeutige Grenze zwischen Polentum und Ukrainertum nicht wiederhergestellt. Das bedeutet auch, daß die ethnische Zugehörigkeit nicht zu einem Hort der Sicherheit wurde, der von nationalistischen Ideologen erfolgreich hätte genutzt werden können. Andererseits jedoch förderte diese diffuse und labile Identität auch nicht die Herstellung direkter Bindungen, ohne die eine bürgerliche Gemeinschaft nicht existieren kann. Angesichts unserer Beobachtungen sind keine Anhaltspunkte für das Entstehen einer neuen Synthese zu erkennen, in der klar bestimmte ethnische Identitäten die Grundlage für eine gesellschaftliche Integration und für die gesellschaftliche Konstruktion von Heimat in den masurischen Dörfern zu Beginn des neuen Jahrhunderts bilden könnten.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck

Horizontale und vertikale Aspekte der ukrainischen Kulturtransmission in Masuren*

von Tomasz Marciniak

Bei diesem Text handelt es sich um die Interpretation von Ergebnissen eigener Forschungen, die seit Mitte 1993 im Gebiet „Suwałki-Masuren“, in der Gegend von Węgorzewo, durchgeführt wurden. Gegenstand meiner ethnozoologischen Untersuchungen war die spezifische ethnische Kultur und deren Übertragung im Rahmen der in den Kategorien einer lokalen Gemeinschaft betrachteten örtlichen ukrainischen Gesellschaft. Diese Interpretationsperspektive ist nicht so sehr soziologisch als vielmehr anthropologisch. Unter den beiden im Titel genannten analytischen Aspekten sind zum einen die Überlieferung von Generation zu Generation, hier „vertikal“ genannt, und zum anderen die mit einer geographischen Verlagerung von Einzelpersonen und Gruppen als Träger von Kulturvorbildern sowie die mit der Verlagerung von Vorbildern selbst zusammenhängende Übertragung zu verstehen, hier „horizontal“ genannt. Bei der Analyse des horizontalen Aspektes werde ich auch auf die Rolle der Massenmedien hinweisen, die die traditionellen Agenten der Sozialisation aus ihrer grundlegenden Rolle verdrängen. Sie überschreiten mit Sicherheit die Grenzen, die lokalen Gesellschaften gesetzt sind.

Absichtlich und mit Vorbedacht möchte ich das Wort „Mechanismus“ verwenden. Unter dem Vorbehalt, daß Metaphern niemals vollkommen sind, könnte man sich das Bild einer irgendwann einmal aufgezogenen Taschenuhr vorstellen, bei der sich die einzelnen Räder gegenseitig antreiben und ergänzen. Die Zahnräder drehen sich in vertikalen und horizontalen Ebenen bzw. Ausmaßen. Vielleicht finden wir auch ein Pendel ... Manchmal müssen jedoch einige Teile ausgetauscht werden, weil die *Zeit* sie unerbittlich abnutzt. Auch die bisherigen Mechanismen der kulturellen Transmission funktionieren nicht mehr. Das Uhrgehäuse, die gemeinsame Umhüllung aller mechanischen Teile und damit der Bereich, in dem sie arbeiten, bleibt jedoch unverändert. Den Verschluß, die Abdeckung,

* Erstabdruck in: *Wschodnie pogranicze w perspektywie socjologicznej* (Die östlichen Grenzgebiete in soziologischer Perspektive), hrsg. v. Andrzej Sadowski. Białystok 1995, S. 269-282. Der Abdruck erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Verlages *Ekonomia i Środowisko*, Białystok.

die unsere „Zwiebel“ schützt, könnte man nach dieser Interpretation als symbolische Sphäre bezeichnen, die alles durchdringt.

Diese abstrahierten Mechanismen sind im Bereich der Familie, der Schule und der Kirche wirksam. Von den vier Generationen der Ukrainer in Masuren werden mehr oder weniger bewußt kulturelle Vorbilder geschaffen und verbreitet. Ich hoffe, daß sich die im weiteren ausgeführte spezifische Verbindung einer detaillierten *case study* mit einer anthropologischen Interpretation auf diese Weise nicht nur als nützlich, sondern auch als attraktiv erweisen wird.

Eine nützliche Kategorie für die Beschreibung und Interpretation der Wirkung der Mechanismen, die die ukrainische Kultur in den Grenzen der nördlichen Diaspora transmittieren, ist der Begriff „Ethnoversorgung“, den man wiederum unterteilen kann in:

1. *die äußere Ethnoversorgung* – der einseitige Durchfluß kultureller und ökonomischer Werte aus dem Heimatland oder aus einer in dieser Hinsicht über ein größeres Potential verfügenden Gruppe einer ethnischen/nationalen Diaspora, der Einfluß auf die Erhaltung und/oder die Stärkung der Identität einer ethnischen Minderheitengruppe und dadurch letztlich auch einen allmählichen Übergang zum Stadium der inneren Ethnoversorgung hat;
2. *die innere Ethnoversorgung* – die für eine ethnische Gruppe fundamentale Methode der Herausbildung und Erhaltung der sozialen Identität, die auf einer Übertragung der kulturellen und ökonomischen Werte beruht, bei der sich die Gruppe ohne äußere Einmischung in den Kategorien ihrer ethnischen Eigenart erhalten und entwickeln kann.¹

Als Mittel der Identität werde ich im weiteren konkrete Gegenstände bezeichnen, die eine bestimmte ethnische Identität zu erhalten helfen, als Träger dagegen konkrete Menschen, die des öfteren institutionell organisiert sind.

¹ Die hier benutzten Begriffe ähneln der Definition von Milton M. Gordon in dem Artikel „Toward a General Theory of Racial and Ethnic Relations“, in: *Ethnicity, Theory and Experience*, Red. v. N. Glazer u. D.P. Moynihan. Cambridge, Mass. 1975, S. 104f. Er stellt dort Erwägungen zum Thema „der inneren und äußeren Kräfte“ einer Minderheit an, wobei er diesen Begriff jedoch erweitert, indem er nicht nur von der Erhaltung einer kulturellen Identität spricht, sondern auch Beispiele für die Einwirkung anderer Staaten und nicht nur des Heimatlandes sowie von internationalen Organisationen anführt; nach J. Mucha, *Demokratyzacja i mniejszości kulturowe. Polska przełomu lat osiemdziesiątych i dziewięćdziesiątych* (Die Demokratisierung und die kulturellen Minderheiten. Polen im Umbruch der 80er und 90er Jahre), in: *Studia Socjologiczne* 1-2 (124-125) (1992), S. 31-42.

1. Ort und Gegenstand der Forschungen

Im Jahre 1947 wurde die „Aktion W.“ durchgeführt, in deren Folge über 58 000 Ukrainer, die zu 99% Bewohner der ärmlichen Dörfer im Vorkarpatenraum waren, in nördliche Gebiete zwangsumgesiedelt wurden.² Sie wurden verschiedenartigsten Repressionen und Verfolgungen, aber auch natürlichen Assimilationsprozessen ausgesetzt, wobei sie jedoch ihre kulturelle Eigenart erhielten und gleichzeitig neue regionale Eigenarten entwickelten. Derzeit sind sie in ihrer Mehrheit griechisch-katholisch und bewohnen auch Städte. Der Wechsel eines Teiles der ukrainischen Bevölkerung von den Dörfern, in denen sie angesiedelt worden war, in die größeren Zentren erfolgte in der Zeit verstärkter Urbanisierung in den 70er Jahren. Lange war die Rückkehr in das Heimatland durch Verwaltungsersaß verboten.

Bei dem Versuch, die masurischen Ukrainer in den Kategorien einer lokalen Gesellschaft zu beschreiben, sind zunächst die drei Elemente, die das Residuum dieses Begriffs näher erläutern, anzuführen: 1. die territoriale Gemeinschaft, 2. eine determinierende Interaktion, was im weiteren 3. Verbindungen voraussetzt, die insgesamt eine gesellschaftlich-kulturelle Eigenart herstellen.³

Einer der starken, Verbindung schaffenden Faktoren, der bei theoretischen Verallgemeinerungen üblicherweise nicht besonders herausgestellt wird, ist das kollektive Gedächtnis. Bei den masurischen Ukrainern gehören die gemeinsamen traumatischen Erfahrungen – die eigenen oder die der Vorfahren – aus der „Aktion W.“ dazu. Die Erinnerung daran kann noch zusätzlich durch die Herkunft aus einer bestimmten Ortschaft, aus der die Umsiedlung erfolgte, verstärkt werden.

² Dieser Abschnitt unserer Geschichte hat erst seit kurzem die Chance einer Bearbeitung erhalten. Eine Sammlung von Dokumenten beinhaltet: Akcja „Wisła“ (Die Aktion „Weichsel“), zusammengestellt v. Andrzej Misilo. Warszawa 1993. Sie wird von der griechisch-katholischen Kirche vertrieben.

³ Vgl. z.B. S. Nurek, Społeczność lokalna w refleksji socjologicznej (Die lokale Gesellschaft in der soziologischen Reflexion), in: Społeczności lokalne. Szkice socjologiczne (Lokale Gesellschaften. Soziologische Skizzen), Red. v. J. Wódcz. Katowice 1986, S. 25; R. Dyoniziak (u.a.), Społeczeństwo w procesie zmian. Zarys socjologii ogólnej (Die Gesellschaft im Prozeß der Umwandlung. Abriß der allgemeinen Soziologie). Kraków 1992, S. 63 ff.

2. Die Familie

Die Familie ist zweifellos immer noch die grundlegende Institution, in der sich die Sozialisierung des einzelnen vollzieht. Deshalb erscheint mir bei meinen Forschungen auch die Hypothese von der fundamentalen Bedeutung der Familie im Prozeß der Erhaltung ethnischer Identität begründet zu sein. In dieser Analyse werde ich mich auf den Bereich der Familienfeiern konzentrieren.

Władysław Piwowarski stellte die Hypothese auf, nach der ein familiäres, religiöses Ritual in dem Maß, in dem es sich verstärkt, gleichzeitig einer Laizisierung unterliegt. Es wird wahrgenommen, bezieht sich aber in einem immer geringer werdenden Ausmaß auf das *Sacrum* und erfüllt immer geringere religiöse Funktionen. Dieser Wissenschaftler spricht auch von einer Verlagerung der Rituale aus dem öffentlichen in das private Leben.⁴ In dem hier analysierten Beispiel könnte man vermuten, daß die griechisch-katholische Kirche und die von ihr gepflegten Rituale vor allem der Aufrechterhaltung der ukrainischen ethnischen Identität dienen sollen, was vor allem in der Familie sichtbar wird. Die von den durch die Untersuchung erfaßten Familien kultivierten Rituale sind noch immer stark mit dem religiösen Leben gekoppelt und unterliegen nicht einer derart starken *Domesizierung*, wie das bei römisch-katholischen Familien der Fall ist.

Pfarrer Janusz Mariański schreibt, wobei er an römisch-katholische Familien denkt:

„Die fortgeführten religiös-gesellschaftlichen Rituale haben mehr einen familiären als einen gemeindlichen Charakter. Die Befreiung der familiären und jahreszeitlichen Gebräuche von religiösen Einflüssen erfolgt stufenweise auf unterschiedliche, in den einzelnen Regionen des Landes und in den verschiedenen Lebensbereichen uneinheitliche Art und Weise. Wir haben es hier im Verhältnis zu den schnelleren zivilisationsökonomischen Veränderungen mit einer Art ‚kultureller Verspätung‘ zu tun.“⁵

⁴ W. Piwowarski, *Rytuał religijny w rodzinie* (Das religiöse Ritual in der Familie). Warszawa/Poznań 1988, S. 11.

⁵ J. Mariański, *Kierunki badań polskiej socjologii religii w latach osiemdziesiątych* (Die Ausrichtung der Forschung der polnischen Religionssoziologie in den 80er Jahren). Warszawa 1990, S. 62.

Man könnte hier lediglich hinzufügen, daß die „Selbstisolation“ der ukrainischen masurischen lokalen Gesellschaften diese Verspätung noch vergrößert hat.

In einer durchschnittlichen polnischen Familie hat das Gefühl des Polentums – einer ethnischen Identität auf nationalem Niveau – keine Stärkung nötig. Es ist eine selbstverständliche Angelegenheit, die selten reflektiert wird. Anders wird es wahrscheinlich im Falle der Gefährdung ethnischer Identität sein. Und so war es über viele Jahre bei den Ukrainern im Norden Polens. Die Annahme, daß die Familie die Funktion der ethnischen Identität erfüllt, kann analog aus der Rolle der Familie im Polen vor den Teilungen hergeleitet werden, wo die Familien die Stütze der Tradition und des Patriotismus waren. Wie unsere Forschungen jedoch ergaben, wurde dieses Vorbild einer erheblichen Transformation unterzogen. Der auf die umgesiedelten ukrainischen Familien ausgeübte Sozialisationsdruck hatte nämlich zur Folge, daß sich ihre Wirksamkeit bei der Aufrechterhaltung der ethnischen Identität schlagartig verringerte, und sie wäre vielleicht sogar ganz erloschen, wenn es nicht rechtzeitig zu einer äußeren Ethnoversorgung gekommen wäre.

Die Vorliebe für traditionelle Gerichte und Gebräuche, die ihr Auftreten manchmal begleiten, spielen bei der Erhaltung ethnischer Identität offensichtlich eine besondere Rolle. Dazu Paweł Boski, der ein jährlich stattfindendes Folklorefestival in Kingston (Kanada) beschreibt: „Im polnischen Pavillon: die Krakauer Trachten und die Trachten aus Łowicz; Polonaise, Mazurka, Bigos, Gołąbki und Piroggen. Bei den Ukrainern gibt es auch Piroggen und einen akrobatisch getanzten Kasatschok.“⁶ Schon Jan S. Bystron wies auf die ausgesprochen gemeinschaftsbildende Rolle des gemeinsamen Tafelns hin, und das hier aufgeführte Beispiel ist insofern von Bedeutung, als es die Gruppen, die uns interessieren, betrifft. Die Gerichte als spezifische Träger der ethnischen Identität werden vor allem, wenn nicht gar ausschließlich, in der Familie zubereitet. Während des Aufenthalts unserer Forschungsgruppe in der Gegend von Węgorzewo wurden in keinem der Restaurants traditionelle ukrainische Gerichte serviert, obwohl viele Vertreter dieser Nationalität anwesend waren. Vielmehr gibt es dort ein pseudochinesisches Restaurant und zahlreiche Anbieter von amerikanischem Fastfood. Diese Erscheinung kann von einem noch fehlenden Gefühl, „zu Hause zu sein“, zeugen, das erst in der dritten Generation der Ansiedler zu überwinden sein wird.

⁶ P. Boski, O byciu Polakiem w ojczyźnie i o zmianach tożsamości kulturowo-narodowej na obczyźnie (Über das Polentum in der Heimat und kulturell-nationale Identitätsveränderungen in der Fremde), in: P. Boski (u.a.), *Tożsamość a odmienność kulturowa* (Identität und kulturelle Eigenart). Warszawa 1992, S. 73.

Die Ethnoversorgung beschränkt sich also in diesem Fall auf eine streng innerliche Variante.

Die traditionelle ukrainische Küche unterscheidet sich nicht wesentlich von der polnischen Küche, insbesondere der der ehemaligen polnischen Ostgebiete. Ihre Kultivierung jedoch, die in der Situation der nördlichen Diaspora etwas Besonderes darstellt, ist ein wichtiges Element der Tradition und dadurch der Aufrechterhaltung der ethnischen Identität. Besonders deutlich wird das in der häufig vorkommenden Verbindung eines religiösen Rituals mit einer familiären Zeremonie und einem ethnischen Gericht. Auf diese Weise werden Kutia, Wurdiki oder ein getrockneter Käse zu *Słonko* zu wichtigen Trägern ethnischer Identität und dadurch auch zu Elementen der inneren Ethnoversorgung.

3. Die Schule

Eine genauere Analyse des ukrainischen Schulwesens vor dem Hintergrund anderer Minderheiten wurde von mir an anderer Stelle durchgeführt.⁷ An dieser Stelle werde ich nur eine Beschreibung des „Besitzstandes“ als Grundlage für daraus zu ziehende Schlußfolgerungen und vorzuschlagende Interpretationen wiederholen.

Die Grundschule in Banie Mazurskie, einer dörflichen Gemeinde, in der die Forschungen durchgeführt wurden, ist formell (wie sich aber herausstellte, nicht tatsächlich) eine Schule mit ukrainischer Unterrichtssprache in den Klassen 1-8. Die bestehenden „B“-Klassen sind nur klein und haben sechs bis acht Schüler; insgesamt sind es weniger als 40 Kinder, die lediglich Geschichte und Literatur in polnischer Sprache lernen. Die Schule hat insgesamt 20 Klassen (403 Kinder) und beschäftigt acht ukrainische Lehrer, von denen zwei nur in ihrer Heimatsprache unterrichten. Üblicherweise ist der Schuldirektor für didaktische Angelegenheiten ein Ukrainer. In der Gemeinde gibt es noch zwei weitere Schulen mit jeweils acht Jahrgängen, in denen auch Ukrainischunterricht angeboten wird. In Zabin nehmen zehn Kinder bei einer Gesamtschülerzahl von 165 daran teil; hier wird der zusätzliche Unterricht von einem griechisch-katholischen Pfarrer geführt. In Lisy sind es sieben von ca. 90 Schülern. Die umstrittene Finanzierung des Schulwesens durch die Gemeinden umfaßt nur

⁷ T. Marciniak, *Szkolnictwo ukraińskiej diaspory w Polsce. Stan i wizje na tle innych mniejszości* (Das Schulwesen der ukrainischen Diaspora in Polen. Stand und Visionen vor dem Hintergrund anderer Minderheiten), in: *Edukacja a tożsamość etniczna* (Bildung und ethnische Identität), hrsg. v. Maria Urlińska. Toruń 1995, S. 137-150.

die Beförderung der Kinder; die Gemeinde Banie Mazurskie besitzt drei Schulbusse.

In der Grundschule Nr. 2 in Węgorzewo wird der Unterricht für ukrainische Kinder nachmittags abgehalten. Die Unterrichtszeit beträgt acht Stunden wöchentlich in den Klassen 1 bis 3 und sechs bis sieben Stunden in den weiteren Klassen. Ukrainischer Unterricht findet hier seit 1956 statt. Mehrfach wurden auch ukrainische Sprachkurse für Lehrer, u.a. in Międzyszyn, Słupsk und sogar in Kiev (1961), durchgeführt. Die Schulbücher wurden bislang mit Hilfe der „Ukrainischen Sozial-kulturellen Gesellschaft“ und später auch des „Verbandes der Ukrainer in Polen“ aus der Ukraine herbeigeschafft. In der Region Węgorzewo gibt es auch kleinere Ortschaften, in denen die Sprache unterrichtet wird: Budry, Kuty und Zabrost. In Pozezdrze ist derartiges geplant. In dem von den Untersuchungen erfaßten Gebiet befinden sich noch die Orte Krukłanki und Asuny. Die dortigen Schwierigkeiten sind in erster Linie lokaler Natur und liegen im Bereich der Beförderung der Kinder.

Bei einer Analyse muß man die festgestellten kulturellen Zusammenhänge sowie die Geschichte des ukrainischen Schulwesens in Polen nach dem Kriege mit ihren häufigen Rückschritten vor Augen haben. In den bei der Umfrage gemachten Äußerungen wird gerade der Sprache und nicht so sehr der Religion oder alten Gebräuchen eine Schlüsselrolle bei der Erhaltung der Tradition zugewiesen.

4. Die griechisch-katholische Kirche

Bei den Untersuchungen gab es Hinweise auf eine Stärkung und wachsende Rolle der griechisch-katholischen Kirche, die offiziell als „Allgemeine Kirche des Byzantinisch-Ukrainischen Ritus“ bezeichnet wird. Das steht im Gegensatz zu einem von den Soziologen beobachteten gleichzeitigen Autoritätsverlust der römischen Kirche. Die griechisch-katholische Kirche wird insbesondere in der Ukraine selbst von einer noch größeren Aura des Nachkriegsmartyriums umgeben, als dies bei der römisch-katholischen Kirche in Polen der Fall ist. Ihr juristischer Status in unserem Lande ist bis heute nicht geregelt.⁸ Der Verband der Ukrainer in Polen (ZUwP) gab

⁸ Niedole grekokatolików (Griechisch-katholische Nöte), in: *Gazeta Wyborcza* vom 18. Februar 1994; vgl. auch das Gespräch mit dem Władyka: *Trzeba powiedzieć to słowo: braterstwo* (Das Wort muß gesagt werden: Bruderschaft), in: *ZNAK* (1991), Nr. 11-12 (397-398), S. 123-130, wo der Bischof die Relationen zwischen den beiden Ritualen charakterisiert, wobei er auch die umstrittenen Fragen wie z.B. den Konflikt um die Kirche in Przemyśl nicht ausläßt. Das Problem der juristischen

am 30. Oktober 1990 eine Erklärung ab, in der er u.a. die Verurteilung der „Aktion W.“ durch das Parlament, die Klärung des juristischen Status der griechisch-katholischen Kirche, die Regulierung ihrer Vermögensangelegenheiten und die Verifikation der Schulbücher forderte. Bislang wurde keiner dieser Punkte in Angriff genommen, was unter den polnischen Ukrainern zu einem hohen Maß an Verbitterung führte. Dies kam in der Äußerung des griechisch-katholischen Władka Iwan Martyniak zum Ausdruck, der in einem Interview der Katholischen Informations-Agentur (vom 17. Februar 1994) feststellte: „Die ungelösten Angelegenheiten der griechisch-katholischen Kirche in Polen führen zu ungünstigen Nachwirkungen auf der anderen Seite der Grenze, in der Ukraine.“⁹

Die gesammelten Dokumente in Form von übersandten Petitionen und veröffentlichten Erklärungen machen das Ausmaß des bislang erfolglosen Kampfes deutlich.¹⁰ So wurde die über viele Jahre hinweg verbotene Religion (bis auf den heutigen Tag erinnert man sich an einen Pfarrer aus Chrzanów, der in den 50er Jahren den Mut hatte, griechisch-katholische Sakramente zu spenden) zu einem Hauptmechanismus der Überlieferung von Traditionen und der Erhaltung der Identität für die etwa 60000 Personen zählende ukrainische Gemeinschaft in Masuren, wobei sie sich auch den natürlichen Assimilationsprozessen widersetzte.

Ein gutes Beispiel für diese These ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Bau einer neuen griechisch-katholischen Kirche in Giżycko, wo die Gläubigen bisher die Gastfreundschaft der evangelisch-augsburgischen Kirche in Anspruch nahmen. Das Gotteshaus wird von Spenden der Gläubigen sowie dank hervorragender Unterstützung durch die kanadi-

Klärung des Status der griechisch-katholischen Kirche wurde von der Presse des öfteren aufgegriffen, z.B. Grzegorz Polak, Kościół Ukraińców (Die Kirche der Ukrainer), in: *Gazeta Wyborcza* vom 20. April 1991; ders., Spór o samodzielność Kościoła ukraińskiego (Die Auseinandersetzung um die Selbständigkeit der ukrainischen Kirche), in: *Ebenda*, vom 30./31. Mai 1992. An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, daß die in diesem Text benutzten Termini „Religion“, „Konfession“ und „Ritus“ nicht immer präzise ihrer eigentlichen Bedeutung gemäß angewandt werden, was mir bewußt ist. Die teilweise Beibehaltung der umgangssprachlichen Formulierungen schien mir jedoch insbesondere in diesem Kontext richtig zu sein. Ich möchte Pfarrer Roman Dzwonkowski SAC ganz herzlich dafür danken, daß er mich auf diese Inkonsequenz hingewiesen hat.

⁹ O tożsamość grekokatolików. Zbiór dokumentów z historii Cerkwi Grekokatolickiej w Polsce (Zur griechisch-katholischen Identität. Sammlung von Dokumenten zur Geschichte der griechisch-katholischen Kirche in Polen). Warszawa 1992.

¹⁰ Vgl. die Hinweise zu diesem Thema in meinem Referat „Analiza cech wspólnoty wybranych mniejszości wyznaniowych Torunia“ („Analyse der Eigenschaften ausgewählter Konfessionsminderheiten in Thorn“), gehalten während der II. Internationalen Konferenz „Kirche und Religion in den postkommunistischen Staaten – Religion und gesellschaftliche Konflikte“, Kraków, 20.–22. Dezember 1993, in: *NOMOS* (1994), Nr. 7/8, S. 75–82.

sche Diaspora erbaut. Diese ökonomische Ethnoversorgung fand jedoch mit der Gründung des ukrainischen Staates sein Ende, denn nunmehr wird das Geld dorthin geschickt. Die masurischen Ukrainer jedoch setzen die aufwendigen Abschluß- und Ausstattungsarbeiten in der Kirche fort. Die gemeinsame Arbeit ist ein zusätzliches Element zur Festigung der Gemeinschaft.¹¹

Ähnlich war es beim Umbau einer evangelischen Kirche für die Bedürfnisse der griechisch-katholischen Kirche in Węgorzewo sowie bei der Errichtung einer Kuppel auf der griechisch-katholischen Kirche – einem nach dem Kriege für sakrale Zwecke adaptierten Gebäude – in Banie Mazurskie. Hier ist besonders der symbolische Gehalt derartiger Unternehmungen hervorzuheben. Die Gleichsetzung der Konfession mit dem Ukrainertum wird durch die Anknüpfung an Traditionen noch deutlicher. Der Mut, die eigene kulturelle Identität zu zeigen, sie im physischen Sinn „nach außen“ zum Vorschein zu bringen, wird immer größer, was auch ein Verdienst der griechisch-katholischen Kirche ist.¹²

Die griechisch-katholische Kirche stärkt die nationale Identifizierung auch, indem sie z.B. an Feiertagen die Verwendung von Elementen der Nationaltracht fordert. Die alten, über Jahrzehnte aufbewahrten Trachten sind also Träger der Identität. „Na, mein Sohn muß einfach ein besticktes Hemd haben, wie sollte er sonst zur Kirche gehen?“ (K., ca. 33 Jahre, höhere Bildung, aus Węgorzewo). Diese Äußerung ist eines von vielen Argumenten für die Stützung dieser These. Die Ausstattung der Kircheninnenräume enthält ebenfalls Elemente nationaler Folklore, was sich unter anderem in Kreuzstickereien auf Decken, den Tüchern der Ikonen und den Prozessionsfahnen äußert.

Nicht die Familie, sondern die Kirche hat die Funktion der Bewahrung der meisten kulturellen Vorbilder – sowohl der materiellen als auch der geistigen – übernommen. Die Familie unterlag währenddessen einer stärkeren Polonisierung, z.B. durch den Bruch ethnischer Homogamie. Auch die Schule – mit Ausnahme des Lyzeums in Górowo Iławieckie – war in diesen Gebieten nie vollkommen ukrainisch (allenfalls waren es ausgewählte Klassen), was zu unterschiedlichem Sozialisationsdruck führ-

¹¹ Ähnliche symbolische Bedeutung hatte für die Orthodoxen aus Toruń die Ausstattung ihres Gotteshauses – einer kleinen preußischen Backsteinvilla – mit einem zwiebelförmigen Dachreiter im Jahre 1991.

¹² Hinweise auf Beschimpfungen und Bösartigkeiten gegenüber ukrainischen Kindern finden sich in dem Artikel von Krzysztof Kilijanek, *Polskie mniejszości narodowe. Ukraińcy* (Polnische nationale Minderheiten. Die Ukrainer), in: *Świat Młodych* Nr. 63 vom 27. Mai 1989, sowie auch in meinem Artikel „Polska diaspora ukraińskiej wsi. Badania w Białym Borze“ („Die polnische Diaspora in einem ukrainischen Dorf. Untersuchungen in Biały Bór“), in: *Wieś i Rolnictwo* (1993), Nr. 4 (81), S. 171-181.

te.¹³ Der Gebrauch der ukrainischen Sprache in der Liturgie – und nicht der altkirchenslawischen Sprache wie in der orthodoxen Kirche – ergänzt die Lehrfunktion der Schulen, die durch das ukrainische Schulwesen trotz allen guten Willens nicht vollkommen abgedeckt wird; und das nicht nur wegen fehlender Lehrbücher. Beginnend mit der Wiedereinführung des Religionsunterrichts an den Schulen, gab es auch eine Belebung des katechetischen Unterrichts für ukrainische Kinder. Am besten läßt sich das am Beispiel von Krukłanki und Banie Mazurskie erkennen, wo dieser Unterricht von Nonnen gehalten wird.¹⁴ In einer der besten Grundschulen dieses Bezirks, in Krukłanki, wird der Religionsunterricht von fast 100% der 300 Schüler besucht; für 28 orthodoxe Kinder wird er außerhalb der Schule angeboten, ähnlich wie für die Anhänger der Pfingstbewegung. Auch hier gibt es keine Konflikte zwischen den Vertretern der unterschiedlichen Konfessionen.

Der griechisch-katholischen Kirche gelang es, das Vakuum zu füllen, das nach dem Ende des Einflusses der Jugendorganisationen entstanden war, so durch die Vorbereitung und Durchführung von Sommerlagern. Ein Beispiel dafür ist das mit der Schulung der griechisch-katholischen Meßdiener einhergehende Biwak in Bajory Małe. Auf der kirchlichen Informationstafel gab es einen Hinweis auf ein „weltliches“ Jugendtreffen in den Beskiden.

So ist die griechisch-katholische Kirche zum besten „Bewahrer“ alter und zum Übermittler neuer Traditionen geworden und tritt häufig als Vermittler einer äußeren Ethnoversorgung auf. Sie nimmt nicht nur religiöse Tätigkeiten wahr. Man kann hier also der Meinung von Marek Ziółkowski nicht zustimmen, der im Jahre 1985 schrieb:

„Es ist zunächst darauf hinzuweisen, daß es so scheint, als ob es bei den masurischen Ukrainern eine deutliche gesellschaftliche Stagnation geben würde und die griechisch-katholische Kirche ihre Rolle als Vertreterin ukrainischer nationaler Aktivitäten verloren hätte.“¹⁵

¹³ Instruktion des Ministerstwo Edukacji Narodowej (Nationales Bildungsministerium, MEN) vom 3. August 1990 über die Wiedereinführung des Religionsunterrichts an den Schulen im Schuljahr 1990/91.

¹⁴ Die Nachkriegsstatistik vermerkt keine Unterscheidung des Religionsunterrichts nach dem Ritus. So werden die griechisch-katholischen mit den römisch-katholischen Kindern gemeinsam geführt; vgl. Kościół Katolicki w Polsce 1918–1990. Rocznik statystyczny (Die katholische Kirche in Polen 1918–1990. Statistisches Jahrbuch). Warszawa 1991, S. 252–264.

¹⁵ M. Ziółkowski, Szkice o kościołach obrządków wschodnich w Polsce północno wschodniej (Skizzen von den Kirchen mit östlichem Ritus im nordöstlichen Polen). Warszawa 1985, S. 28.

Schon vor den Systemveränderungen in Polen (1985) und der Entstehung der unabhängigen Ukraine (1991) entsprach zumindest der zweite Teil dieser Behauptung nicht den Tatsachen.

5. Institutionen und Massenmedien

Formalisierte Institutionen, die den Durchfluß kultureller Vorbilder unterstützen oder ermöglichen, beeinflussen die heutige Lebensform der masurischen Ukrainer. Der Autor der im Jahre 1968 herausgegebenen Monographie über Węgorzewo führt keinerlei kulturell-gesellschaftliche Aktivitäten der lokalen ukrainischen Gesellschaft an,¹⁶ was jedoch nicht bedeutet, daß es sie überhaupt nicht gab. Sorgfältiger als der offizielle Chronist ist Leon Żur, der unter Berufung auf einen Bericht des Direktors des Staatlichen Landwirtschaftlichen Technikums in Biała Piska, Jan Nowakowski, schreibt:

„Die gesellschaftlichen Aktivisten in den Gebietsvertretungen und in der Wojewodschaftsverwaltung der Ukrainischen sozial-kulturellen Gesellschaft (Ukraińskie Towarzystwo społeczno-kulturowe, UTSK) sorgen verstärkt dafür, daß die Kinder aus den ukrainischen Familien in die mittleren, vor allen Dingen in die technischen Schulen kommen. Später kümmern sie sich um die Lernergebnisse ihrer Protégés und Schützlinge, bemühen sich um Stipendien, prüfen die Lernbedingungen usw. Das Postulat nach einer Belebung der kulturellen Bewegung bleibt offen und kann überall dort verwirklicht werden, wo ihre Organisatoren zu finden sind.“¹⁷

Im Jahre 1956 entstand die „Ukrainische Sozial-Kulturelle Gesellschaft“, die im Jahre 1989 auf der Welle der Erneuerung in „Verband der Ukrainer in Polen“ (Związek Ukraińców w Polsce, ZUwP) umbenannt wurde.¹⁸

Nach den Informationen des Vorsitzenden der Abteilung Węgorzewo der ZUwP hat diese Organisation etwa 1 000 Mitglieder in der Wojewod-

¹⁶ Węgorzewo. Z dziejów miasta i powiatu (Angerburg. Aus der Geschichte der Stadt und des Kreises). Olsztyn 1968.

¹⁷ L. Żur, Przemiany społeczne i ekonomiczne ludności ukraińskiej osiedlonej w powiecie giżyckim w ramach akcji „W“ 1948–1968 (Gesellschaftliche und ökonomische Veränderungen der im Rahmen der Aktion „W“ 1948–1968 im Kreis Giżycko angesiedelten ukrainischen Bevölkerung). Abteilung für Gesellschaftswissenschaften der Universität Warszawa, nicht veröffentlichte Magisterarbeit o. J., S. 122.

¹⁸ M. Czech, Mniejszość ukraińska w Polsce (Die ukrainische Minderheit in Polen), in: ZNAK (1991), Nr. 11-12 (397-398), S. 123-130.

schaft, in Węgorzewo selbst etwa 30 Mitglieder. Man hofft auf einen Anstieg auf etwa 100 Personen durch eine Verifizierung der Mitgliedschaften anlässlich der Einführung neuer Ausweise. Weitere Ortsgruppen dieses Verbandes bestehen in Giżycko, Budry, Krukłanki, Czernówek, Wydminy, Banie Mazurskie, Ryn und Zabrost. Der Direktor der Grundschule des grenznahen Zabrost ist Mitglied des Hauptvorstandes. Die Ortsgruppe hat keine eigenen Räumlichkeiten, beschäftigt keine festen Mitarbeiter und bringt auch keine Veröffentlichungen heraus. Die Versammlungen finden unregelmäßig, jeweils nach Bedarf – manchmal sogar zweimal in der Woche –, statt. Man unterhält Kontakte zum ukrainischen Staat (z.B. durch die Organisation von Reisen). Dagegen fehlen ähnliche Verbindungen zu den Emigranten in Kanada. ZUwP hat andere Organisationen affiliert, so den „Verband Ukrainischer Lehrer“, den „Verband Ukrainischer Frauen in Polen“ (in der Region gibt es eine derartige Gruppierung nicht) oder auch die Pfadfinderorganisation „Plast“, die von einer Studentin der ukrainischen Sprache an der Universität Warszawa geleitet wird. Diese Organisation arbeitet mit der polnischen Pfadfinderorganisation zusammen und organisierte im Juli 1993 ein Lager für 23 Personen, von denen eine aus New York und eine aus Lwów kam. Ein ähnliches Lager im Jahr zuvor war von 37 Pfadfindern besucht worden.

Zwischen der gesellschaftlichen und kulturellen Tätigkeit gibt es einen engen Zusammenhang. In Węgorzewo stellte das Gesang- und Tanzensemble „Czeremosz“ infolge des Fehlens finanzieller Mittel, eines Choreographen, eines Übungsraums und vor allen Dingen interessierter Mitglieder seine Tätigkeit ein. Finanzielle Gründe werden auch für die Nichtanschaffung ukrainischer Bücher (seit 1981) für die Gemeindebücherei in Banie Mazurskie angegeben, wobei ein zusätzlicher Grund im mangelnden Kenntnisstand der polnischen Mitarbeiter liegen dürfte. Es ist also kein Wunder, daß die Literatur aus „einer vergangenen Epoche“ (die im übrigen nur ca. 3,6 m² einnimmt) von den Ukrainern so gut wie gar nicht gelesen wird. Im Rahmen der bestehenden Möglichkeiten funktioniert dagegen das Kulturzentrum dieses Dorfes sehr gut. Während der Durchführung des Hauptteils dieser Untersuchungen wurde es von einem Ukrainer, einem promovierten Landwirt, geleitet. Unter seiner Obhut spielten z.B. die Blechbläsergruppe „Defender“ und das Vokal- und Instrumentalensemble „Granica“.

Die ökonomisch-gesellschaftliche Krise dauert nun schon über zehn Jahre an. Sie ließ auch die lokalen ukrainischen Gemeinschaften nicht ungeschoren, die jedoch gerade in dieser Zeit sehr stark von außen versorgt wurden. Die Rettung für die schwindende ukrainische Kulturidentität kam jedoch von einer Institution, die ihren Wirkungsbereich nicht nur

auf eine einzelne ethnische Gruppe beschränkt – vom Museum für Volkskultur in Węgorzewo. Diese Institution, die Volkskünstler auswählt und registriert, stärkt auch die ukrainische Identität. Oft schon ältere Leute werden zu spektakulären und prestigeträchtigen Folkloremärkten oder Frühlingstagen eingeladen, ihre Werke werden zu Wettbewerben geschickt, wodurch sie selbst und ihre Arbeiten – Stickereien, Strohleuchter und Skulpturen – von der jüngeren Generation beachtet und nachgeahmt werden. Auch dies ist ein Weg zur äußeren Ethnoversorgung der ukrainischen kulturellen Transmission in Masuren. Die letzte Initiative des Museums (im Februar 1995) war die Einstellung eines Ethnologen, eines Ukrainers aus Lwów, eines Fachmanns für Volkstänze. Dies bewirkte die Reaktivierung des aus organisatorischen und finanziellen Gründen schon seit einigen Jahren nicht mehr existierenden Tanzensembles „Czeremosz“. In das Ensemble traten bereits mehrere Kinder ein, darunter auch einige aus polnischen Familien. Diese und ähnliche Tätigkeiten werden sicherlich zu einem Anstieg ukrainischer Identifikation führen.

Ein potentieller Träger ethnischer Identität ist die lokale ethnische Presse. Sie wurde jedoch bislang nicht ausreichend genutzt. In der Zeitung „Wiadomości Węgorzewskie“ erschien bis heute nur eine Äußerung eines ukrainischen Funktionärs, der gleichzeitig gesellschaftlich und politisch aktiv ist. Diese Passivität der Ukrainer verwundert, wenn man einen Vergleich mit der herausgeberischen Tätigkeit der weitgehend dezimierten Gruppe der masurischen Deutschen anstellt, die, wie sie selbst hervorheben, nur noch über eine Anhängerschaft von ca. 50000 zum größten Teil älterer Mitglieder verfügen und trotzdem imstande sind, mehrere Mitteilungsblätter herauszugeben. Zwar werden auch andere ukrainische Zeitschriften vertrieben, wie z.B. „Unser Wort“ (im gesamten Polen), oder eine neue, seit dem Sommer 1994 in Olsztyn herausgegebene Zeitschrift „Gomin“. Sie enthalten jedoch nur zu einem geringen Teil die von vielen erwarteten Informationen aus dem eigenen, lokalen Umfeld.

6. Symbolik

Der Begriff „Symbol“ wird unterschiedlich interpretiert. Wenn wir diese Kategorie im engen Sinne verwenden (auch als eigentlich künstliches Zeichen), finden wir im „Słownik etnologiczny“ („Ethnologisches Lexikon“) die Erklärung, daß „symbolische Zeichen einzelne Gegenstände oder Verhaltensweisen sein können (z.B. eine weiße Fahne, das Ziehen des Hutes); meistens jedoch bilden diese Zeichen ganze Systeme, von recht einfachen (Ampeln an Kreuzungen) bis zu sehr umfangreichen und

komplexen, von denen das wichtigste die Sprache ist“.¹⁹ Für meine Erörterungen ist vor allem die Feststellung von besonderer Bedeutung, daß „symbolische Zeichen die wichtigsten und effektivsten Mechanismen der kulturellen Vererbung sind, die direkte Kontakte zu überspringen und Vorbilder für die Verhaltensweise ganzer Generationen sowie zeitlich und räumlich zerstreuter gesellschaftlicher Kategorien zu bilden erlauben und die Kumulation kultureller Traditionen ermöglichen“.²⁰ Deutlich wird hier die Anknüpfung an die Schlüsselkategorien meiner Arbeit einschließlich der nicht ausdrücklich erwähnten Diaspora.

Unter „Symbolen“ verstehe ich hier in Anlehnung an Władysław Kopalinski:

1. konventionelle Zeichen wie Buchstaben, Wappen, Fahnen usw.;
2. Gegenstände, Begriffe, Vorstellungen, Erlebnisse, die mit einer inneren Beziehung verbunden sind und die man mit anderen Gegenständen, Begriffen usw. in Verbindung bringt.²¹

So wurde der Begriff „Symbol“ wohl auch von Peter Berger und Thomas Luckmann, zwei Soziologen, die sich auf die phänomenologische Tradition berufen, verstanden, als sie von dem nach ihrer Klasifizierung höchsten Niveau der Entstehung gesellschaftlicher Wirklichkeit sprachen: „Symbolische Universalien (...) sind Komplexe theoretischer Traditionen, die unterschiedliche Bedeutungsgebiete integrieren und die institutionelle Ordnung als symbolische Einheit erfassen.“ Und sie stellten weiter fest: „(...) die symbolische Universalie sichert die Ordnung in der subjektiven Wahrnehmung der Lebenserfahrung einer Einzelperson.“ Schließlich hoben sie – indem sie sich auf zahlreiche Beispiele bezogen – den nomischen Charakter einer solchen Universalie hervor.²²

Bei meinen Beobachtungen vor Ort wurden sowohl die Anwesenheit wie auch das Ausmaß des Vorhandenseins von Symbolen, die mit dem Ukrainertum in Verbindung stehen, registriert.

Zu den konventionellen Zeichen gehören die nationalen Farben, die gelb-blaue, also die den Himmel und ein Weizenfeld symbolisierende Flagge. Dieses Symbol wie auch das Wappen der Ukraine, das „Trysub“, werden immer noch nicht nach außen hin verwendet. Ihre Exposition be-

¹⁹ M. Ziółkowski, Znak (Zeichen), in: Słownik etnologiczny. Terminy ogólne (Ethnologisches Lexikon. Allgemeine Begriffe), Red. v. Z. Staszczak. Warszawa/Poznań 1987 S. 385.

²⁰ Ebenda, S. 387.

²¹ W. Kopalinski, Słownik symboli (Lexikon der Symbole). Warszawa 1990, S. 7.

²² Mariański, Kierunki (wie Anm. 5), S. 59.

schränkt sich auf den privaten Wohnungsbereich. Die von mir festgehaltene Äußerung eines alten Mannes, der dabei auf die neben einem Porträt von Taras Szewczenko hängenden nationalen Embleme wies: „Mein Herr, noch vor drei Jahren wäre man für so etwas ins Gefängnis gegangen“, zeigt, wie das Verhältnis der Staatsmacht zur ukrainischen Minderheit bisher empfunden wurde. An anderer Stelle wiederum bemerkte ich eine Miniatur, die eine Kreuzung der ukrainischen und der kanadischen Flagge darstellte und an einem Toilettenvorhang befestigt war. Bezugnehmend auf diese beiden Wahrnehmungen könnte man folgendes anmerken:

- Wer sich in Polen für einen Polen hält, braucht keine alltägliche Bestätigung für seine Identität durch die Verwendung nationaler Symbole im häuslichen Bereich. Es werden keine Flaggen, Adler oder Porträts von Mickiewicz aufgehängt. Die Legitimation des Polentums erfolgt durch die alltägliche Sozialisation und geschieht meistens unbewußt und ohne Intention. Die Situation der Diaspora, in diesem Falle einer ukrainischen, erfordert dagegen die Anwendung spezieller Prozeduren, die die Identifizierung mit der ethnischen Gruppe aufrechterhalten sollen.
- Das Vorhandensein eines Porträts von Szewczenko und der ukrainischen Flagge zeugt von einer großen Wirkungskraft der äußeren Ethnoversorgung, die sich spontanen Assimilationsprozessen entgegenstellt; keines dieser Symbole wurde in Polen hergestellt, sie wurden hierher gebracht, um die Verbindung zu der Gruppe, die sich außerhalb des Landes aufhält, zu stärken.

Auch das ukrainische Wappen ist ein Element der Tradition. Auf einem uns gezeigten, jahrzehntealten Hemd ist eben dieses Emblem ein wesentlicher Bestandteil des aufgestickten Musters. Die Person von Taras Szewczenko dagegen ist, was paradox zu sein scheint, ein Symbol, das schon immer von der sowjetischen und polnischen Staatsmacht öffentlich zugelassen wurde, obwohl es etliche Werke dieses Dichters gibt, die eine anti-russische Färbung haben. Deshalb bedienen sich viele ukrainische kulturelle Institutionen der von diesem Dichter ausgehenden Symbolik, z.B. die Schulen in Banie Mazurskie oder das Allgemeinbildende Lyzeum in Biały Bór (Wojewodschaft Koszalin). Nachdem die Ukraine ihre Unabhängigkeit erlangt hatte, verstärkten sich derartige Erscheinungen wesentlich.

Die griechisch-katholische Kirche ist in besonders hohem Maße symbolisch geprägt. Janusz Mariański schreibt unter Berufung auf Józef Niznik:

„(...) religiöse Symbole, die ein wesentlicher Bestandteil des Rituals sind, haben die Aufgabe, die Wirklichkeit der Glaubensinhalte durch sinnlich wahrnehmbare Formen zu vermitteln. Sie sind es, die auf transzendente Beziehungen der christlichen Rituale hinweisen; durch sie wird die Wirklichkeit auf sakrale Weise erlebt. Sie vermitteln bestimmte Bedeutungen oder bringen fundamentale religiöse Werte zum Ausdruck, wodurch sie eine wichtige Bedeutung für die Sicherung der Kontinuität der Religiosität für die nächsten Generationen haben. Obwohl die Erfüllung eines Rituals mit der Verwendung von Symbolen verbunden ist, erschöpft sich das Ritual in seiner Bedeutung nicht gänzlich in ihnen, weil es auch von anderen Aspekten (z.B. Zeit, Ort, Teilnehmer) abhängig ist.“²³

Eben hier kann man ukrainische Aufschriften finden, die an den 1000. Jahrestag der Christianisierung Rutheniens/der Ukraine erinnern und aus speziellen Lettern gefertigt sind. Hier kann sich der Gläubige neben eine mit typischen Kreuzstickereien gefertigte Fahne stellen. Weil für die Herstellung derartiger Symbole Kurse der ukrainischen Stickerei organisiert werden, für die die Lehrbücher aus der heimatlichen Ukraine beschafft werden, entsteht das Bedürfnis, diese Traditionen auch im häuslichen Bereich anzuwenden. Dies ist ein weiteres Beispiel für eine äußere Ethnoversorgung.

Das Vorhandensein der griechisch-katholischen Kirche in Form ihrer Gebäude bringt die Anwesenheit der Ukrainer in Masuren symbolisch zum Ausdruck.²⁴ Die Tatsache ihrer Existenz allein ist jedoch offenbar nicht deutlich genug und in kultureller Hinsicht nicht ausreichend, weil die griechisch-katholische Kirche in diesen Gebieten ursprünglich in früheren evangelischen Gotteshäusern untergebracht wurde. Entweder benutzte man diese gemeinsam mit den Protestanten (in Giżycko) oder man pachtete die Kirche von den lutheranischen Gemeinden (in Węgorzewo über einen Zeitraum von 30 Jahren, wobei in Getreide gezahlt wurde). Der strenge, meist neogotische Baustil paßte nicht zu der Tradition, und wenn die Gelegenheit günstig war, versuchten die griechisch-katholi-

²³ P.L. Berger, T. Luckmann, *Spoleczne tworzenie rzeczywistości* (Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit). Warszawa 1983, S. 155 u. 158.

²⁴ Während der Tagung „Die kulturelle Tätigkeit der nationalen Minderheiten im Ermland und in Masuren“ (Olsztyn, 21. November 1994) verwies der Historiker und lokale Funktionär Igor Hrywna darauf, daß es die Meinung gebe, der Bau neuer griechisch-katholischer Kirchen in Masuren sei eine Art nationaler Verrat, weil er die Zustimmung zum gegenwärtigen Zustand darstelle und die Übersiedlung bzw. den Verzicht auf eine Rückkehr akzeptiere.

schen Gemeinden, ihre Anwesenheit nach außen hin auf symbolische Weise herauszustellen. So ist es zu erklären, daß der bis zu dieser Zeit eigentlich stillosen Kirche in Banie Mazurskie eine charakteristische Kuppel hinzugefügt wurde – die Ergänzung um dieses orthodoxe Element wurde gerade während unserer Forschungen vor Ort, in der zweiten Augushälfte 1993, vorgenommen. Der Bau einer neuen griechisch-katholischen Kirche in Giżycko ist – neben seiner symbolischen Funktion – ein weiterer Beweis für die äußere Ethnoversorgung, weil hier große Unterstützung durch die kanadische Diaspora geleistet wurde, die jedoch gegenwärtig fast gänzlich eingestellt ist bzw. in das ukrainische Staatsgebiet geleitet wird. Eine griechisch-katholische Kirche entsteht auch in Kętrzyn.

Das Nationalwappen wird weder in den ukrainischen Institutionen noch an anderen exponierten Stellen äußerlich verwendet. In der Schule wird es nur während der Unterrichtsstunden, die sich mit ihm beschäftigen, präsentiert. An den öffentlichen Gebäuden des Forschungsgebietes gibt es nirgendwo zweisprachige Beschriftungen. Neben den wenigen früher erwähnten Anzeigen von Diskotheken (die sogar in Kętrzyn ausgehängt werden) sowie solchen von Konzerten und Lagern findet man nur noch auf den Friedhöfen ukrainische Aufschriften.

Die oben zitierten Peter Berger und Thomas Luckmann schreiben:

„Die von gesellschaftlichen Unterschieden abhängige Erheblichkeit derartiger Erkenntnisse (d.h. solcher, die von den Autoren zuvor als gesellschaftlich definiert und institutionell übertragungswert anerkannt wurden; T. M.) sowie deren Komplexität und Bedeutung für bestimmte Gruppen kann die Notwendigkeit entstehen lassen, dieses Wissen unter Zuhilfenahme von symbolischen Gegenständen (wie Fetischen oder militärischer Orden) oder von symbolischen Handlungen (wie religiösen oder militärischen Ritualen) zu bestätigen. Mit anderen Worten: Gegenstände und Handlungen können zu mnemotechnischen Mitteln werden. Jede Transmission der institutionellen Bedeutung hat Kontroll- und Bestandsprozeduren zur Folge.“²⁵

So wurden neben Gegenständen, die symbolische Bedeutung haben, auch bestimmte spezifische Handlungen, die für die Herstellung ethnischer Identität bedeutsam sind, unserer Analyse unterzogen. Beispielhaft dafür kann das Vortreten der Kinder zum Altar während der Liturgie sein, was als Versuch der Herstellung stärkerer emotionaler Beziehung zur Ge-

²⁵ Berger, Luckmann, *Spoleczne tworzenie* (wie Anm. 23), S. 119f.

meinde interpretiert werden kann. Ähnliches ist auch bei den Prozessionen zu beobachten, so beim Januarfest „Święto Jordanu“, bei dem die Teilnahme einfach dazugehört. In beiden erwähnten Fällen werden die Handlungen durch das Vorhandensein vieler symbolischer Gegenstände verstärkt.

Die untersuchte Sprache, die ex definitione einen Symbolkomplex darstellt, verstärkt ihre Rolle bei der Aufrechterhaltung ethnischer Identität insbesondere dann, wenn sie in Form von Inschriften auftritt. Eine zusätzliche Verstärkung ihrer symbolischen Rolle schafft die Ankoppelung an die Religion, z.B. bei Grabinschriften. Exkursionen über die Friedhöfe liefern dem Forscher lokaler Gesellschaften eine Fülle interessanter Hinweise. In Banie Mazurskie und in Krukłanki kann man dabei Feststellungen über die ethnische Zusammensetzung treffen. Dabei ist zu bemerken, daß gegen Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre in aller Regel Inschriften in ukrainischer Sprache verwendet wurden, was eine gewisse Liberalisierung im Verhalten der Staatsmacht gegenüber den Minderheiten signalisiert.

Durch die Art der Vorstellung der Ergebnisse meiner Untersuchungen habe ich versucht, den Verlauf der kulturellen Transmission in den ukrainischen lokalen Gesellschaften im Gebiet von „Suwałki-Masuren“ nachzuvollziehen.

In den beschriebenen Gebieten handelt es sich bereits um die dritte oder sogar schon um die vierte Generation von Ukrainern. Aus den Ukrainern in Masuren sind masurische Ukrainer geworden. Sie haben es geschafft, unter den schwierigen Bedingungen der Verfolgung und der Unterdrückung, die das Leben in der Diaspora mit sich brachte, ihre Eigenart zu bewahren und neue, lokale Identitäten herauszubilden. Die Erforschung dieser Prozesse stellt für viele Forscher, für Ethnologen, Ökonomen, Demographen und natürlich für Soziologen, immer noch eine wissenschaftliche Herausforderung dar. Mit meiner Arbeit habe ich lediglich versucht, auf einen immer noch nicht hinreichend erforschten, aber doch außerordentlich interessanten Bereich des gesellschaftlichen Lebens aufmerksam zu machen.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowé, Lübeck

Weibliche Handlungsmuster in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs

von Bettina Hunecke

Einleitung

Der Zusammenbruch des Staatssozialismus und die Einführung demokratischer und marktwirtschaftlicher Strukturen veränderten seit 1989 die Lebensbedingungen im ländlichen Masuren nachdrücklich. Die Bevölkerung wurde im Zuge der Entwicklung unvorbereitet aus ihren alten Lebensbezügen herausgerissen und in eine ihr fremde Lebensform hineingedrängt. Der „Einbruch in die Moderne“ war für einen Großteil der Bevölkerung ein ‚Kulturschock‘, weil für sie quasi „über Nacht“ ein neues politisches und damit auch gesellschaftliches Zeitalter anbrach. Die damit einhergehenden Konsequenzen waren gravierend. Die ökonomischen und sozialen Krisensymptome bewirkten erhebliche Anpassungsschwierigkeiten. Durch die veränderte Lebenssituation der Menschen, die seitdem gekennzeichnet ist durch Arbeitslosigkeit, Streichung staatlicher Fürsorgeleistungen, soziale Differenzierung und unsichere Zukunftsperspektiven, kam es verstärkt zu sozialer Desintegration, Verarmung und psychischer Desorientierung. Mit der Streichung sozialer Fürsorgeleistungen entfielen zudem wesentliche Sicherheitsfaktoren. Auf diese Weise wurde vor allem die Lebensgestaltung von Frauen maßgeblich verändert. Eigene empirische Untersuchungen¹ in den Jahren 1993 und 1994 haben gezeigt, daß Frauen von den Wendeauswirkungen besonders stark betroffen sind. Deshalb wird sich dieser Artikel in erster Linie auf die Situation von Frauen beziehen.

Die Situation der weiblichen Bevölkerung ist seit der Wende gekennzeichnet durch eine ständig steigende Arbeitslosenquote: 1990 waren 50,9% der Frauen arbeitslos, drei Jahre später, 1993, insgesamt 52,1%.²

¹ Der vorliegende Aufsatz behandelt einige Aspekte, die ich in meiner Dissertation („Im Augenblick zieht sich jeder in sein Nest zurück“. Persönliche Netzwerke und Ethnizität. Krisenbewältigungsstrategien von Frauen im ländlichen Masuren [Nordostpolen]. Münster 1999 [Bielefelder geographische Arbeiten. 2]) ausführlicher dargelegt habe. Die Untersuchung fand 1993/94 in einem masurischen Dorf nahe der Grenze zur Kaliningrader Oblast' im Norden und nach Litauen im Osten statt. Im Dorf lebten 1207 Personen, davon waren 408 Frauen, 390 Männer und 409 Kinder.

² *Kobiety i ich mężowie* (Frauen und ihre Ehemänner), hrsg. v. IFiS Pan. Warszawa 1996, S. 110.

Ebenso haben sich die physischen und psychischen Belastungen von Frauen seit 1989 verstärkt. Neben den traditionellen, geschlechtsspezifischen Arbeiten, denen die Frauen täglich nachkommen,³ werden sie nunmehr mit zusätzlichen Anforderungen konfrontiert, die ihnen bisher unbekannt waren: So leisten sie u.a. Motivationsarbeit, um etwa arbeitslose Familienmitglieder psychisch zu stärken, obwohl sie selbst auch von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Sie organisieren den Haushalt mit einem geringer werdenden Haushaltsbudget und ständig steigenden Preisen zu meist ohne Hilfe von Familienmitgliedern, denn während Frauen sich noch immer zuständig fühlen für die Familien- und Hausarbeit und sich den Anforderungen des Alltags stellen, neigen Männer eher dazu, sich den alltäglichen Herausforderungen zu entziehen.

Doch wenngleich auf den ersten Blick der Eindruck entstehen mag, Frauen seien ausschließlich Opfer der gesellschaftlichen Veränderungen, so muß doch bedacht werden, daß andererseits die Erweiterung des Arbeits- und Kompetenzbereiches den Frauen auch mehr Einflußnahme im Alltag verleiht bzw. verleihen kann. Damit stellt sich konkret die Frage, wie Frauen in der ländlich-peripheren Region Masuren die gegenwärtige gesellschaftliche Krise mit ihren Auswirkungen auf der Individualebene bewältigen, wie sie den Alltag unter den veränderten Bedingungen organisieren und inwieweit ihre Erfahrungen soziale Eigenständigkeit und Emanzipation fördern. Bei der Beantwortung dieser Fragen spielen offensichtlich soziale Netzwerke und Ethnizität im Transformationsprozeß eine wesentliche Rolle. Der Ethnizitätsaspekt ist für die Region deshalb relevant, weil in Masuren seit 1945 unterschiedliche Ethnien (Polen, Ukrainer und Deutsche) ansässig sind und bis heute die Gesellschaft nach ethnischen Mustern differenziert ist. Im übrigen ist das alltägliche Spannungsfeld von Tradition und Transformation zu berücksichtigen, in dem sich die Frauen in ganz besonderer Weise befinden. Wenn das Selbstverständnis der Gesellschaft an Gültigkeit verliert, zerbricht größtenteils auch die „Normalform des Lebens“ und damit das Fundament bisheriger Anpassungsleistungen und Erwartungen. So bestimmen seit dem Umbruch Gesetze der Demokratie und Marktwirtschaft die politische und wirtschaftliche Gegenwart und bieten Frauen damit verstärkt die Möglichkeit, eigene Lebensmuster zu entwerfen und aus ihrer traditionellen Position herauszuwachsen. Ob aber dieser Aspekt der Moderne tatsächlich auch von den Frauen genutzt wird, soll in den folgenden Ausführungen ebenfalls behandelt werden.

³ Vgl. ebenda.

Dabei werde ich so vorgehen, daß ich zunächst kurz auf die verschiedenen theoretischen Konzepte eingehe, anhand derer ich dann den formulierten Forschungsgegenstand analysieren und auf einige in den Interviews erhobene Daten eingehen werde.

Soziale Netzwerke

Das Netzwerkkonzept bietet die Möglichkeit, das Verhältnis der Individuen zu ihrer sozialen Umwelt zu untersuchen. Insbesondere in sich verändernden gesellschaftlichen Strukturen bleiben soziale Bezüge des einzelnen nicht einfach bestehen, sondern müssen aktiv von Personen aufrechterhalten bzw. neu gebildet werden. Neue Beziehungen und Konstellationen sind auszuhandeln und ständig von neuem zu sichern. Aufgrund dieses Sachverhaltes spricht Boissevain⁴ von Menschen als „Unternehmer sozialer Beziehungen“.⁵ Der einzelne wird somit als aktives Mitglied der Gesellschaft sowie als bedeutsamer Träger kultureller und sozialer Umbruchssituationen verstanden.

Ein besonders wichtiger Aspekt innerhalb der Netzwerkanalyse ist die Deutung von Beziehungen in sozialen Netzwerken als Hilffssystem. Damit ist der Austausch von Ressourcen (Waren, Informationen, Hilfsleistungen, Vertrauen, Solidarität) zwischen Verwandten, Freunden, Angehörigen von Ethnien und Nachbarn gemeint.⁶ Bourdieu⁷ bezeichnet soziale Beziehungen in Netzwerken als „soziales Kapital“, das die Akteure für ihre individuelle oder kollektive Entfaltung und Interessenwahrung nutzen können. Zudem sind Netzwerke für die Schaffung von Sicherheit als menschliches Grundbedürfnis unentbehrlich. Sie können nämlich helfen, eine als Bedrohung empfundene Situation wie etwa Arbeitslosigkeit zu meistern oder psychische Belastungen als Folge der Verschlechterung materieller Lebensbedingungen aufzufangen.

Für die geographische Fachdisziplin von besonderem Interesse sind naturgemäß räumliche Merkmale sozialer Netzwerke wie z.B. regionale

⁴ Jeremy Boissevain, *Friends of Friends: Networks, Manipulators and Coalitions*. Oxford 1974.

⁵ Vgl. Frank Nestmann, Förderung sozialer Netzwerke – eine Perspektive pädagogischer Handlungskompetenz, in: *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik* (1989), H. 2, S. 107-123, hier S. 110.

⁶ Klaus Lammers, Das Konzept des sozialen Netzwerkes. Überlegungen zur theoretischen und praktischen Relevanz des Netzwerkmodells in der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, in: *Ebenda* (1992), H. 2, S. 117-130.

⁷ Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: *Soziale Welt. Sonderbd. 2: Soziale Ungleichheiten*, hrsg. v. Reinhardt Kreckel. Göttingen 1983, S. 183-198.

Ausweitungen, lokale Verdichtungen oder Ausdünnungen. Sie lassen wichtige Rückschlüsse auf die Art und Weise zu, wie individuell auf gesellschaftliche Veränderungen und Konflikte reagiert wird. Mit der Untersuchung von Netzwerken läßt sich auch analysieren, wie Menschen den Verlust bzw. die Bedrohung ihrer sozialen Identität z.B. durch Beziehungsarbeit oder aber auch durch bewußte Selbstisolierung verarbeiten. Neu formierte Netzwerke bieten dabei wiederum neue Möglichkeiten der Aneignung sozialer und materieller Umwelt und damit, wenn auch erst in einem längeren Prozeß, neuer personaler und sozialer Identität.

Obgleich die Analyse räumlicher Aspekte sozialer Netzwerke wichtige Aussagen über das individuelle Verhalten nach dem gesellschaftlichen Umbruch von 1989 machen kann, steht die Beantwortung sozialwissenschaftlicher Fragen nach den Handlungsursachen, aktiven Handlungsstrategien, ihrer Dynamik sowie nach dem Zusammenhang zwischen gesellschaftlichem System und den Individuen im Vordergrund der Untersuchung.

Weibliche soziale Netzwerke

Auf der Grundlage eigener empirischer Untersuchungen über Frauen hat sich gezeigt, daß Lebensformgruppen nicht homogen sind. Vielmehr lassen sich drei idealtypische Netzwerktypen von Frauen nach sozioökonomischen und räumlichen Merkmalen abgrenzen. Die Netzwerktypisierung sieht wie folgt aus:⁸

- Typ 1: Frauen mit einem geringen Familieneinkommen (bis ca. 120,00 DM/Monat) haben eher ein nachbarschaftsorientiertes soziales Netzwerk;
- Typ 2: Frauen mit einem mittleren Familieneinkommen (ca. 150,00 bis 225,00 DM/Monat) haben ein eher dorforientiertes soziales Netzwerk;
- Typ 3: Frauen mit einem höheren Familieneinkommen (nicht eindeutig zu bestimmen, in der Regel über 300,00 DM/Monat) haben ein eher überregional orientiertes soziales Netzwerk.

Für jeden Netzwerktyp gilt allerdings, daß im Zuge des gesellschaftlichen Wandels die Bedeutung der Institution Familie erheblich zugenommen

⁸ An dieser Stelle ist anzumerken, daß die Typen nicht immer scharf voneinander abzugrenzen sind.

hat. Die Familie kann in Zeiten der gesellschaftlichen Orientierungslosigkeit, Instabilität und der zumeist unfreiwilligen Freisetzung aus traditionellen Lebensvollzügen noch am ehesten Geborgenheit, Sicherheit, Stabilität, Nähe und Vertrauen gewährleisten. Ebenso übernimmt sie ehemals staatliche Aufgaben wie die ökonomische Absicherung. So zeichnen sich Frauennetzwerke in erster Linie durch Familienzentriertheit aus, weil sich, wie noch zu zeigen ist, Frauen verstärkt für die Belange und Probleme der Familienmitglieder zuständig fühlen. Somit haben die familialen Beziehungen bei allen untersuchten Frauen Vorrang vor den nichtfamilialen Beziehungen in der Nachbarschaft, dem Dorf oder der Region bzw. dem Ausland. Da es an dieser Stelle zu weit führen würde, detailliert die einzelnen Netzwerktypen zu charakterisieren,⁹ soll es für das weitere Verständnis genügen, einen Überblick zu geben, welche Frauengruppen den Netzwerktypen 1 bis 3 zugeordnet werden konnten:

Typ 1:

- arbeitslose Frauen mit Kindern;
- nicht-berufstätige Frauen („Nur-Hausfrauen“) mit Kindern, ohne eigenes Einkommen, d.h. auf den Verdienst ihres Mannes angewiesen;
- Rentnerinnen, vornehmlich deutsche verwitwete Frauen in armen Verhältnissen.

Typ 2:

- berufstätige Frauen;
- berufstätige alleinstehende Frauen mit Kindern;
- Rentnerinnen, die im Dorf berufstätig waren und gegenwärtig noch Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen pflegen.

Typ 3:

- Rentnerinnen mit höherem sozialen Status im Dorf (zumeist bedingt durch die Position ihres Mannes, z.B. Dorfarzt), bei deutschstämmigen Frauen mit Kontakten ins Ausland;
- ledige intellektuelle Frauen (z.B. Lehrerinnen);
- Hausfrauen, mit einem Mann verheiratet, der regelmäßig im Ausland arbeitet.

⁹ Ausführlich in: Hunecke, Im Augenblick (wie Anm. 1), S. 209 ff.

Die Renaissance ethnischer Identität in Krisenzeiten

Der Verlust alter Orientierungs- und Weltdeutungsmuster ist das Ergebnis eines gravierenden gesellschaftlichen Transformationsprozesses und damit auch der Pluralisierung von Lebenswelten im Zusammenhang mit der sich ständig entwickelnden sozialen Differenzierung, wie wir sie gegenwärtig auch in Polen beobachten können. Diese Entwicklung läßt die Frage nach dem eigenen Ich („Wer bin ich?“) und dessen sozialer Verortung („Wozu gehöre ich?“) aktuell werden. In diesem Zusammenhang bestehen für das Individuum vor allem zwei Muster, um auf die Veränderungen zu reagieren:

1. Es zieht sich in die Familie zurück, die ihm durch ihre intrafamiliale Zuweisung von Rollen und Rollenerwartungen sowie durch Kontrolle sozialer Regelungen Orientierung, Rückhalt und Sicherheit gewähren kann.
2. Oder aber das Individuum findet außerhalb der eigenen privaten Sphäre die Möglichkeit, sich durch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe, z.B. einer Ethnie, zu bestimmen und damit sozialen Halt in einer sich rapide verändernden Gesellschaft zu erfahren, deren Verlust an Ordnungsprinzipien sich als bedrohlich darstellt. Das Individuum kann infolge der Rückbesinnung auf die eigene Ethnie und damit auf die „vom Akteur selbst als ‚ethnisch‘ klassifizierten eigenen Reaktionsmuster“¹⁰ sozialen, kognitiven wie auch emotionalen Rückhalt und Schutz erfahren. Dies kann für den Erhalt sozialer Identität insbesondere dann relevant werden, wenn alte Orientierungsmuster in Frage gestellt werden und soziale wie auch emotionale Schwierigkeiten bei der Umorientierung auftreten.¹¹

Im Zuge der Hinwendung zur eigenen Ethnie vollzieht sich ein Prozeß der selektiven In- und Exklusion der ethnischen Grenzziehung.¹² Bei der Formierung einer ethnischen Gruppe werden kollektive Symbole als Träger von Gemeinsamkeit ethnisch aufgeladen, wie z.B. Kleidung, Sprache,

¹⁰ Rainer Schnell, Dimensionen ethnischer Identität, in: Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie, hrsg. v. Hartmut Esser (u.a.). Opladen 1990, S. 43-72, hier S. 45.

¹¹ Friedemann Maurer, Lebensgeschichten und Lernen, in: Lebensgeschichten und Identität. Beiträge zu einer biographischen Anthropologie, hrsg. v. dems. Frankfurt a.M. 1981, S. 105-132.

¹² Vgl. Immanuel Wallerstein, Ethnicity and National Integration in West Africa, in: Cahiers d'études africaines 1 (1960), H. 3, S. 129-139.

Religion, Musik, Umgangsformen, Nahrung. Es kann sich dabei auch um im Raum verortete Artefakte handeln. Ihre sinnstiftende Bedeutung erleichtert dabei dem Individuum soziales Handeln und konstituiert soziale Wirklichkeit. Ebenso verhilft es zum Aufbau räumlicher Identität, über die Geborgenheit, Sicherheit und Gefühle von Zugehörigkeit erfahren werden können. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Symbole nicht ausschließlich rational erfaßt werden, sondern vor allem emotional mit Individuen und Gruppen verknüpft sind. Sie helfen also, sich in der sozialen Wirklichkeit zu orientieren und sich zugehörig zu fühlen.

Nun scheint es allerdings fraglich, ob der Verlust von alten Orientierungsmustern und die auftretenden Schwierigkeiten bei der gesellschaftlichen Umorientierung ausreichende Erklärungsansätze bieten, um die ethnische Rückbesinnung plausibel zu machen. Denn Umstellungsprobleme könnten theoretisch auch ethnienübergreifend bewältigt werden. Demnach muß es noch einen entscheidenderen Grund für ethnische Abgrenzungsprozesse geben.

Der Sündenbock

Im Zuge der Auflösung traditioneller Gesellschaften, bestehender Identitätsformen und der Freisetzung des Individuums aus seinen gewohnten Lebensbezügen kann das Fremde Angst erwecken und mit Orientierungslosigkeit, Sinnverlust und Verunsicherung einhergehen. Es ist als Reaktion darauf davon auszugehen, daß ein Rückgriff auf „psycho-hygienische Methoden“ erfolgt.¹³ Dies kann u.a. bedeuten, daß alles Negative auf das Fremde, auf die andere Ethnie projiziert wird, die sich durch spezifische Traditionsmerkmale wie Sprache, Kleidung, Musik, Namensgebung, Umgangsformen auszeichnet. Nach Blaschke¹⁴ treten ethnische Reaktionsmuster besonders dann verstärkt auf, wenn ein Zusammenhang zwischen ethnischer Zugehörigkeit und ökonomischer Lebenschance besteht. In Zeiten, in denen sich Individuen täglich mit Benachteiligungen und ökonomischen Existenzängsten („Alles wird ständig teurer. Die Preise sind wie im Westen und die Löhne wie im Osten.“) konfrontiert sehen, „bieten Vorurteile und ethnozentrische Einstellungen die Möglich-

¹³ Mario Erdheim, *Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität*, in: *Psychische Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung* 46 (1992), H. 2, S. 739.

¹⁴ Vgl. Jochen Blaschke, *Volk, Nation, Interner Kolonialismus, Ethnizität. Konzepte zur politischen Soziologie regionalistischer Bewegungen in Westeuropa*. Berlin 1985, S. 182.

keit, auf andere, vermeintlich wertlosere Subjekte herabzublicken und eigene Nichtigkeitserfahrungen zu kompensieren“.¹⁵

Den Fremden zum Sündenbock für das vermeintliche individuelle Versagen oder für die empfundene soziale und ökonomische Benachteiligung im Kontext gesellschaftlicher Veränderungen zu machen, ist also ein allgemein bekanntes Verhalten in Phasen politischer Neuorientierung. In diesem Zusammenhang ist Ethnizität aber auch als Ressource zu verstehen, auf die sich das Individuum berufen kann, wenn es Gründe für kollektives Handeln gibt, um dem einzelnen handgreifliche Hilfe, Schutz und Orientierung zu gewährleisten. Gerade in Zeiten des gesellschaftlichen Umbruchs kann die Zugehörigkeit zu einer Ethnie zu einer wichtigen individuellen Bewältigungsstrategie gesellschaftlicher Anforderungen werden, weil dadurch quasi familiäre soziale Beziehungen mobilisiert werden, die noch am ehesten materiellen Rückhalt und soziale Geborgenheit bieten können.

Die Rolle von Ethnizität in sozialen Netzwerken

Ogleich der erste nichtkommunistische Ministerpräsident Mazowiecki Polen zur Heimat für alle – und damit auch für die im Lande lebenden Minderheiten – erklärte und inzwischen auch Minderheitenrechte nach internationalem Standard geregelt wurden, kommt es im dörflichen Alltag zu ethnischen Spannungen. Zwar wurde von den von mir interviewten Frauen immer wieder betont, daß „der Charakter wichtiger ist als die Nationalität. Die Persönlichkeit ist am wichtigsten, und die Beziehung zum anderen Menschen wichtiger als Nationalität“, aber dennoch zeigen sich im alltäglichen Miteinander ethnische Konflikte in vielfältiger Art.

Typisch für Frauen ist, daß ihre ethnischen Vorbehalte nicht, wie bei Männern gelegentlich, zu handgreiflichen Auseinandersetzungen führen, sondern diese vielmehr in Form von Vorurteilen, Unterstellungen oder anderen verbalen Diskriminierungen ihren Ausdruck finden. So z.B. Frau Ewa (Polin, Jahrgang 1954), die in Gesprächen häufiger anmerkt, sie sei zwar keine

„Rassistin, aber sie (die Ukrainer; B. H.) sind doch die Minderheit und wohnen in Polen, und falls es ihnen nicht gefällt, der

¹⁵ Petra Sternecker, Kulturelle Identität und interkulturelles Lernen. Zur entwicklungsdidaktischen Relevanz Kritischer Theorie. Opladen 1992 (Schriften des Instituts für angewandte Kommunikationsforschung. 4), S. 94.

Weg nach Osten ist offen. Sie können zu ihren verlassenen Gehöften zurückkehren, zu ihren Familien, aber sie wollen nicht, weil dort der Lebensstandard wesentlich niedriger ist.“

Frau Ewa formuliert exemplarisch eine Ansicht und Einstellung, die in allen Bevölkerungsschichten mehr oder weniger intensiv vertreten ist. Der Tenor, daß die Minderheiten nur „Gäste im Land“ sind, wird von polnischen Frauen aus allen Netzwerkgruppen vertreten. Allerdings zeigen sich ethnische Vorbehalte besonders stark ausgeprägt bei denjenigen, die sozioökonomisch schwach gestellt sind, wie z.B. Arbeitslose, Hausfrauen und Rentnerinnen (Netzwerktyp 1) sowie Alleinstehende (Netzwerktyp 2). Damit wird der von Blaschke¹⁶ formulierte Zusammenhang zwischen ökonomischem Lebensstandard und ethnischen Reaktionen bestätigt. Darüber hinaus haben die Befragungen gezeigt, daß persönliche Dispositionen, die zu einer ich-schwachen Persönlichkeit führen, ethnische Vorbehalte verstärken. Diesen Personen fehlt zumeist sowohl die kritische Distanz zur Umwelt als auch eine differenzierte Sichtweise der gesellschaftlichen und eigenen Verhältnisse. Vielmehr greifen sie relativ schnell auf ein Hilfsmittel zurück, mit dem sie gesellschaftliche Komplexität reduzieren können.

Im Zuge der zunehmenden sozialen Differenzierung und sozialen Verunsicherung läßt sich für das ländliche Masuren der zunehmende Wunsch nach Rückzug in eine „heile Welt“,¹⁷ in die Familie oder Ethnie, feststellen. Damit verbunden ist eine starke Abgrenzung von „anderen“, den Fremden. Überhaupt findet ethnische Abgrenzung zunehmend Eingang in Einstellungen und soziales Handeln. Die ethnische Abgrenzung entsteht in Opposition zu anderen und bestimmt das soziale Handeln. Alltägliche Stereotype zeigen die Grenzen auf und beschreiben das Selbst- und Fremdbild: „Oh, Ukrainer! Sie sind fleißig, (...) reich, (...) sehr sparsam. (...) ehren und schätzen sich sehr gegenseitig“ (Frau Kasia, Ukrainerin, Jahrgang 1963).

Nicht selten spiegelt das ethnische Selbstbild von Frauen das hierarchische Gefälle in den interethnischen Beziehungen wider: „Und ich schaue, daß sie (ihre polnische Nachbarin; B. H.) jetzt erst beginnt zu lernen. Von mir. Sie lernt von mir“ (Frau Kasia).

Der Rückzug in die eigene Ethnie kann als individuelle Krisenbewältigungsstrategie angesehen werden, die es dem Individuum erlaubt, sich an

¹⁶ Blaschke, Volk (wie Anm. 14).

¹⁷ Eckhard J. Dittrich, Frank-Olaf Radtke, Einleitung. Der Beitrag der Wissenschaft zur Konstruktion ethnischer Minderheiten, in: *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*, hrsg. v. dens. Opladen 1990, S. 11-40, hier S. 25.

bekannten Mustern zu orientieren. In diesem Kontext versteht sich Ethnizität auch als Ressource, die dem Individuum Sicherheit und Schutz gewähren kann. Nicht selten wird in der sozialen Kommunikation über ethnische Zugehörigkeit das Selbstwertgefühl gestärkt. Vor allem aber ist ethnische Zugehörigkeit gegenwärtig relevant, weil über sie ein Teil der sozialen Identität konstituiert wird. Gerade in Zeiten, in denen die soziale Identität durch die Entwertung bekannter Lebensvollzüge gefährdet ist, gewinnt ethnische Identität an individueller Bedeutung. Bei der Stärkung der ethnischen Identität spielt übrigens auch die Kirche eine wesentliche Rolle, denn mit rituellen Handlungen wie dem Besuch des Gottesdienstes können die Zugehörigkeit zu einer Ethnie nach innen und außen öffentlich demonstriert und ethnische Gemeinsamkeiten durch die gemeinsame Religion in gewisser Weise sakral überhöht, unstrittig und unangreifbar gemacht werden.

Verständlich angesichts der im Dorf vorhandenen ethnischen Spannungen und der sozialen Bedeutung ethnischer Zugehörigkeit und Orientierung, handelt es sich bei den untersuchten sozialen Frauennetzwerken in der Regel um ethnisch homogene Netze. Versteht man soziale Identität als Resultat zufriedenstellender Kommunikationsprozesse, die wiederum in stabilen sozialen Netzwerken stattfinden, so wird nachvollziehbar, daß die einzelne sich an ethnisch homogenen Netzen orientiert, um ein Höchstmaß an gefestigter Kommunikation und an sozialer Identität zu erreichen.

Allerdings sind in diesem Zusammenhang zwei Einschränkungen vorzunehmen: Die erste besteht darin, daß das Maß der Homogenität eines Netzwerkes vom Bildungsstand einer Frau abhängt. So sind z.B. die Netzwerke junger Akademikerinnen, in der Regel Lehrerinnen, eher heterogen. Dies dürfte sich mit ihrer differenzierten Sichtweise, einer gefestigten Ich-Identität, einer kritischeren Distanz zur eigenen Umwelt und einer hohen Selbstreflexion erklären lassen. Ebenso ist davon auszugehen, daß ethnische Offenheit auch ein Ergebnis gelebter Regionalgeschichte darstellt. Die jüngere Generation der Ukrainer ist in Polen geboren und aufgewachsen. Dies führt bei schulisch gebildeten Ukrainerinnen auch zu einem differenzierten Heimatbegriff: „Es gibt die kleine Heimat ‚ojczyzna‘ im Herzen, das ist die Ukraine, und die große Heimat, wo ich lebe, das ist Polen“ (Frau Lydia, Ukrainerin, Jahrgang 1966).

Trotz dieser Sichtweise muß jedoch berücksichtigt werden, daß unter ukrainischen Frauen wichtige persönliche Vertrauensbeziehungen ausnahmslos zu ukrainischen Freundinnen bestehen. Dementsprechend wichtig ist auch die ethnische Zugehörigkeit des Ehemannes bzw. bei unverheirateten Frauen des zukünftigen Ehemannes. Junge Frauen gehen offenbar von einem größeren gegenseitigen Verständnis aus sowie von

einem geringeren Spannungspotential, wenn der Mann derselben Ethnie angehört. In diesem Zusammenhang zeigt sich auch ganz deutlich die Bedeutung familialer Sozialisation, denn ledige ukrainische Frauen plädieren zuerst für die Heirat mit einem Ukrainer, indem sie auf ihre Familientradition verweisen.

Ethnische Grenzen werden am ehesten von Frauen überschritten, die der sozial schwachen Schicht (Netzwerktyp 1) zuzurechnen sind. Dazu zählen Rentnerinnen und arbeitslose Frauen mit Kindern. Dieser ethnische Grenzen überschreitenden Strategie liegt vor allem die Absicht zugrunde, das ökonomische Existenzminimum zu sichern. Aufgrund ihrer sozioökonomischen Situation verfügen sie über nur geringe materielle Ressourcen und Mobilität, so daß sie ihre Netzwerkmitglieder jedenfalls nicht nach ethnischen Merkmalen auswählen können und daher zumeist auf Beziehungen im unmittelbaren Nahbereich, der Nachbarschaft, angewiesen sind. Da nach der Haushaltsbefragung von 1994 die Nachbarschaft von fast 60% der Befragten im Untersuchungsdorf als ethnisch heterogen dargestellt wurde, ist die Wahrscheinlichkeit, daß sozial Schwache bei der Gestaltung ihres Netzwerkes ethnische Grenzen überschreiten, relativ hoch. Hier zeigt sich also ganz deutlich ein Zusammenhang zwischen Ökonomie und Raumverhalten.

Frauen zwischen Tradition und Transformation

Die Fragen nach dem „Wo gehöre ich hin?“ und „Wer bin ich?“ werden von Frauen nicht nur im Kontext ethnischer Zugehörigkeit geklärt bzw. thematisiert, um ein Höchstmaß an Geborgenheit und Sicherheit zu erlangen, sondern auch im familial-häuslichen sozialen Rahmen. Frauen leben seit der Wende von 1989 in einem sie zum Teil belastenden Spannungsfeld zwischen der alten und neuen Zeit und damit zwischen alten und neuen Anforderungen. Die Diskussion über weibliche Emanzipation, d.h. wie und ob Frauen die ihnen seit Ende der 80er Jahre theoretisch gegebenen Möglichkeiten der Loslösung aus alten Strukturen nutzen, muß auf dem Hintergrund der Frauenpolitik der sozialistischen Zeit gesehen werden. Nur so ist ein Verständnis für Verhalten und Einstellungen gegenüber frauenspezifischen Themen und Bedürfnissen Mitte der 90er Jahre verständlich.

Die sozialistische Ideologie hatte sich die Aufhebung der Ungleichheit der Geschlechter zum Ziel gesetzt, indem u.a. die Frauen ins Erwerbsleben integriert werden sollten. In der politischen Umsetzung wurde aber die Ungleichheit zwischen Mann und Frau faktisch nicht aufgelöst, da im

Alltag das Lebensmodell von Ehe und Kindern bei gleichzeitiger Erwerbstätigkeit beider Ehepartner propagiert wurde. Entsprechend der traditionellen weiblichen Rollenzuschreibung waren Frauen daher einer stetigen Doppelbelastung ausgesetzt. Zu ihrer Entlastung wurden nur Einrichtungen wie Kinderkrippen und Horte geschaffen.¹⁸

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung blieb also in der Praxis weitestgehend erhalten. Weder die Rolle des Familienernährers wurde vollständig aufgelöst, noch wurden Frauen den Männern gleichwertig in die Arbeitswelt integriert. Frau zu sein hieß in erster Linie, Mutter und Hausfrau zu sein. Dies blieb allerdings nicht ohne Auswirkungen auf ihre Einstellung zur Arbeit: Der Beruf war Mittel zum Zweck, d.h. ein Mittel, um die Familienexistenz zu sichern. An Engagement oder sogar Selbstverwirklichung durch berufliche Tätigkeit war nicht zu denken.¹⁹

Die Rechte, die zur Gleichstellung der Geschlechter führen sollten, wurden der weiblichen Bevölkerung bei genauer Betrachtung nicht als Frauen zugestanden, sondern als Mitglieder einer klassenlosen Gesellschaft.²⁰ Allerdings wird in der näheren Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Gedankengut immer deutlicher, daß das Männliche die selbstverständliche Basis der Kultur blieb. Im Sinne einer postulierten Emanzipation der Frau wurde somit eine weibliche Orientierung an ein männlich konzipiertes Lebensmodell eingefordert. Dies hat vom feministischen Standpunkt Westeuropas aus gesehen faktisch die Ungleichheit der Geschlechter gefestigt.

Daß Geschlecht eine wesentliche Ursache für Ungleichheit sein kann, zeigte sich in Polen nicht zuletzt in den 60er und 70er Jahren. Zu dieser Zeit fand eine besonders starke weibliche Einkommensdiskriminierung statt, wodurch Frauen im Zugang zu Ressourcen benachteiligt waren.²¹ Gleichzeitig wurden Frauen größtenteils wiederum in ihren Möglichkeiten beschnitten, bessere berufliche und soziale Positionen einzunehmen.

Allerdings muß in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen werden, daß die Wahrnehmung von Benachteiligung von individuellen bzw. auch kollektiven Selektionsprozessen abhängig ist. So verweist

¹⁸ Vgl. Magdalena Sokolowska, *Frauenemanzipation und Sozialismus. Das Beispiel der Volksrepublik Polen*. Hamburg 1973.

¹⁹ Vgl. Helga Hirsch, *Zur Frauenfrage in Polen*, in: *Neue Gesellschaft*. Frankfurter Hefte 37 (1990), Nr. 11, S. 1000-1005, hier S. 1004.

²⁰ Vgl. Ursula Beer, Jutta Chalupsky, *Vom Realsozialismus zum Privatkapitalismus. Formierungstendenzen im Geschlechterverhältnis*, in: *Transformationen im Geschlechterverhältnis*, hrsg. v. Brigitte Aulenbach u. Monika Goldmann. Frankfurt 1993, S. 184-230, hier S. 205.

²¹ Vgl. Susanne Schunter-Kleemann, *Polen: Finstere Zeiten für Frauen*, in: *Herrenhaus Europa – Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat*, hrsg. v. ders. Berlin 1992, S. 257-263, hier S. 259.

Kreckel²² in diesem Kontext auf die Notwendigkeit, daß Diskriminierung als solche immer erst interpretiert werden muß. Das heißt, Geschlecht muß zunächst einmal als Ursache von Ungleichheit gedeutet werden.

Mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus verlor das alte Selbstverständnis der Gesellschaft an Gültigkeit. Die weibliche „Normalform des Lebens“, das Fundament bisheriger Anpassungsleistungen und Erwartungen, zerbrach größtenteils.²³ Gesetze der Demokratie und Marktwirtschaft definieren seitdem die Möglichkeit, eigene Lebensmuster zu entwerfen und aus der traditionellen Position herauszuwachsen.

Welche Rolle spielt Emanzipation in aktuellen sozialen Frauennetzen?

Im ländlich-peripheren Gebiet Masurens hat der weibliche Emanzipations- und damit auch Individualisierungsprozeß auf der dörflichen Alltagsebene bisher noch keine Umsetzung gefunden. Dies ist im wesentlichen auf die besonders hohe Arbeitslosigkeit von Frauen zurückzuführen bzw. auf ihre ständige Angst vor dem Verlust des eigenen Arbeitsplatzes bzw. desjenigen eines Familienangehörigen, damit vor dem sozialen Abstieg. Aufgrund der wirtschaftlich instabilen Situation werden alte Rollenmuster eher beibehalten bzw. sogar gefestigt. Überhaupt fühlt sich die weibliche Landbevölkerung gegenwärtig in erster Linie stark verantwortlich für ihre Familienangehörigen und erst danach für sich selbst, um die Krisensituation zu bewältigen. Es ist vor allem dieser Rückzug in die Familie, der zu sozial und räumlich eingeschränkten Netzwerken führt.

Das angesprochene Verantwortungsbewußtsein ist nicht zuletzt ein Erbe der Vorfahrinnen, die als „heldenhafte Frauen“ die Geschichte des Landes wesentlich mitprägten.²⁴ Aufgrund der wirtschaftlichen Schwierigkeiten ist aus der Sicht heutiger Frauen für einen Anspruch auf ein „Stück eigenes Leben“,²⁵ auf ein Leben, das nach eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen gestaltet wird, so gut wie keine Zeit und Energie vor-

²² Reinhard Kreckel, Neue Ungleichheiten und alte Deutungsmuster. Über die Kritikresistenz des vertikalen Gesellschaftsmodells in der Soziologie, in: *Soziologie der sozialen Ungleichheit*, hrsg. v. Bernd Giesen u. Hans Haferkamp. Opladen 1987, S. 93-114.

²³ Monika Wohlrab-Sahr, Über den Umgang mit biographischer Unsicherheit – Implikationen der „Modernisierung der Moderne“, in: *Soziale Welt* 34 (1992), S. 217-236, hier S. 220.

²⁴ Vgl. Anna Titkow, Frauen in Polen, in: *Berliner Journal für Soziologie* (1992), H. 1, S. 49-57.

²⁵ Elisabeth Beck-Gernsheim, Vom Dasein für andere zum Anspruch auf ein Stück eigenes Leben. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang, in: *Soziale Welt* 34 (1983), S. 307-340, hier S. 307.

handen. Auf die Frage nach der Bedeutung von Emanzipation für sie persönlich folgt die exemplarische Antwort:

„Emanzipation? Das ist wohl im Augenblick nicht wesentlich. Frauen haben im Moment zu allem Zugang, aber ob sie daran Interesse haben, ob sie so kämpfen? Im Augenblick spielt es wohl gar keine Rolle. Frauen beanspruchen nicht solch einen Platz und solch einen Typ von Sache. Hier nicht. Wir, die arbeiten und sich mit dem Haus beschäftigen, haben dazu nicht so sehr die Möglichkeit. Da irgendetwas anzustreben, irgendsolche Macht, das dazu gehört, nun, dafür ist nicht die Zeit“ (Frau Agnieszka).

Der Alltag der Frauen ist gekennzeichnet von Mehrfachbelastungen wie Familie, Haushalt und Berufstätigkeit bzw. – wenn sie von Arbeitslosigkeit betroffen sind oder sich ausschließlich dem Haushalt widmen – von der Belastung durch Familie und Haushalt. Mußten Frauen vor 1989 in der Regel mitverdienen, weil das Gehalt eines Verdieners zumeist nicht ausreichte, so hat sich dies gegenwärtig nicht verändert. Die Arbeit wird auch weiterhin von Frauen nur als Mittel zum Zweck gesehen. Damals wie heute wurde bzw. wird sie nicht genutzt, um darüber ein eigenständiges erweitertes Rollenverständnis zu entwickeln.

Neben den Mehrfachbelastungen werden Frauen in der gegenwärtigen Phase des gesellschaftlichen Umbruchs verstärkt mit Krisensymptomen konfrontiert, die die Familienangehörigen an sie als Vorsitzende der Familie und Trägerin sozial-emotionaler Funktionen herantragen. Es ist kein Einzelfall, daß es sich dabei sehr oft auch um die Schwierigkeiten des Ehemannes im Umgang mit seiner Arbeitslosigkeit handelt. Die zum Teil tägliche Auseinandersetzung mit der „Krise der Männlichkeit“²⁶ als Folge von Arbeitslosigkeit stellt für Frauen eine psychisch überaus belastende Lebenssituation dar, weil es sich nach dem Recht auf Arbeit im Sozialismus um eine völlig neue Herausforderung handelt. Erschwert wird ihre Situation zudem durch das Fehlen psychosozialer Hilfe von seiten Dritter, ganz zu schweigen von fachkundiger Sozialhilfe. Hilfsleistungen werden in der Regel von Freundinnen übernommen, die nicht selten damit überfordert sind.

Arbeitslosigkeit ist ein alltagsbestimmendes Thema von und unter Frauen, sei es die Arbeitslosigkeit ihrer Männer, Söhne, Töchter, Ver-

²⁶ Rainer Zoll, Perspektiven des soziokulturellen Wandels, in: Ein neues kulturelles Modell, hrsg. v. dems. Opladen 1992, S. 178-191, hier S. 182.

wandten oder die eigene. Durch die eigene Arbeitslosigkeit wird Frauen ein Zugang zu der gegenwärtig wichtigsten Ressource, eigenes Einkommen, verwehrt. Geschlecht, allerdings vielfach in Verbindung mit den weiblichen Lebensumständen, ist daher eine wesentliche Ursache für Ungleichheit. Frauen geraten aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen und wirtschaftlichen Zusammenbrüchen in finanzielle Abhängigkeit von ihren Männern bzw. ihren Familien, wodurch ihnen eine wichtige Grundlage zur Entwicklung und Umsetzung eigener Ziele und Lebensmodelle entzogen wird. Andererseits sind Ehe und Familie damit vielfach eine Lebensversicherung, auf die Frauen angewiesen sind, um ökonomisch zu überleben und ihren Kindern eine Zukunft zu gewähren.

Unabhängig davon, ob sich Frauen aufgrund von Arbeitslosigkeit nur auf ihre Familien konzentrieren oder ob sie den Lebensunterhalt (mit-)verdienen müssen, ist ihnen gemeinsam, daß sie ihre traditionelle Rolle bewahren. Die täglichen Haus- und Familienarbeiten gehören ihrer Ansicht nach zu ihren unbestrittenen Aufgaben, die „ihnen irgendwo im Blut, im Inneren sind. Es war immer so und ist und wird so sein“ (Frau Diana).

Dieses Festhalten an der alten geschlechtsspezifischen Rolle dürfte vor allem mit dem weiblichen Bedürfnis nach Sicherheit und Orientierung in einer Zeit größter Verunsicherung und Orientierungslosigkeit zu erklären sein. Die familiäre Arbeit gibt ihrem Alltag Struktur, das Gefühl von Nützlichkeit und nicht zuletzt auch von Macht. Die Integration der Frauen in mannigfaltige Kommunikationsprozesse innerhalb der Familie leistet somit auch einen wichtigen Beitrag zur Aufrechterhaltung ihrer Ich-Identität.

Die Auseinandersetzung mit den Konzepten von Eigenständigkeit und Selbstverwirklichung, die sich mit der Suche nach den Antworten auf die Fragen „Wer bin ich?“ und „Was möchte ich?“ beschäftigen, würde die letzten Orientierungsmuster und Rückhalte gefährden, über die sie noch verfügen. Vor allem wegen der instabilen ökonomischen Lage sind Frauen nicht bereit, grundlegende Veränderungen anzustreben und damit ein möglicherweise existentielles Risiko einzugehen, denn den Weg der Emanzipation zu beschreiten, garantiert noch keinen Erfolg. Vielmehr wäre zu vermuten, daß weibliche Individualisierung und Emanzipation erst dann gelingen kann, wenn sich die ökonomische Situation stabilisiert hat und/oder der einzelnen ein ausgebautes System staatlicher Fürsorgeleistungen und dadurch ein Höchstmaß an Sicherheit gewährleistet wäre. Einschränkend bleibt allerdings anzumerken, daß aufgrund der sozialen Kontrolle innerhalb einer räumlich engen Dorfgemeinschaft in Verbindung mit der fortschreitenden sozialen Differenzierung letzteres wohl nur sehr schwerfällig, wenn überhaupt, von der Bevölkerung angenommen werden würde.

Der Weg der Emanzipation, wie er aus westlich-feministischer Sicht zunächst einmal theoretisch zu erwarten gewesen wäre, wird also aufgrund der gegenwärtig erschwerten ökonomischen Rahmenbedingungen von den polnischen Landfrauen nicht beschritten. Es bleibt aber zu klären, ob die Frauen es als Belastung empfinden, sich nicht emanzipieren zu können. Gespräche und Beobachtungen haben ergeben, daß mehrere Jahre nach dem Zerfall des sozialistischen Regierungssystems die damalige Bedeutung von Arbeit gegenwärtig immer noch lebendig ist. Im Sozialismus wurde der produktiven Tätigkeit ein hoher gesellschaftlicher Stellenwert zugesprochen und sie damit als Quelle jeglicher Kultur angesehen, wohingegen die reproduktive Arbeit gesellschaftlich bedeutungslos war. Ihr wurden „keine kulturschöpfenden Potenzen zugesprochen“.²⁷ So definierten und definieren sich heute Frauen immer noch durch produktive Tätigkeiten und verstehen unter weiblicher Gleichberechtigung ihre Anpassung an ein männliches Arbeits- und damit auch Kulturmodell. „Er arbeitet acht Stunden, und ich arbeite acht Stunden.“ Haus- und Familienarbeit spielt in ihrer Darstellung zumeist keine Rolle. Diese wird vielmehr in „Ergebenheit mit dem Schicksal“ (Frau Elżbieta) erledigt. Immer noch stark verhaftet mit dem sozialisierten männlichen Lebensmodell sozialistischer Prägung, nehmen sie tradierte geschlechtsspezifische Rollenunterschiede nicht als weibliche Diskriminierung wahr und deuten diese bislang dementsprechend auch nicht als solche. Damit fehlt ein wesentlicher Triebmotor für ihre Emanzipation, denn Benachteiligung ist eine Konstruktion, die durch Wahrnehmung und öffentlichen Diskurs erst entsteht. Selbst junge Frauen im Alter von ca. 18 Jahren äußern die Ansicht: „Emanzipation ist ein wichtiges Thema, aber bei uns gibt es damit keine Probleme. Über solche Probleme hört man nur im Fernsehen“ (Frau Danuta).

Zusammenfassung

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß sich soziale Frauennetze durch die gesellschaftliche, aber vor allem damit verbundene ökonomische Wende von 1989 zumeist stark verändert haben. Es besteht ein starkes Bedürfnis nach Rückzug in die heile Welt, besser gesagt in die heilen Welten von Ethnie und Familie. Beide bieten ein hohes Maß an (Verhal-

²⁷ Birgit Sauer, Weder die Schönen noch die Häßlichen. Der Ausschluß der Frauen aus der realsozialistischen Kultur, in: Unterm neuen Kleid der Freiheit. Das Korsett der Einheit, hrsg. v. Christel Faber u. Trauet Meyer. Berlin 1992, S. 109-130, hier S. 118.

tens-)Sicherheit, Schutz und Orientierung angesichts bedrohlicher und unkalkulierbarer neuer gesellschaftlicher Spielregeln. Frauen sind gegenwärtig mehr denn je gefordert, den Alltag zu bewältigen. Ihr Leben ist besonders gekennzeichnet von einem durch zeitliche Übergänge entstandenen Spannungsfeld alter und neuer Rollenanforderungen und Aufgaben. Da sie es im Gegensatz zu Männern noch aus sozialistischer Zeit gewöhnt sind, disparate Lebenswelten (Familie und Beruf) zu bewältigen, und ein hohes Maß an Verantwortungsbewußtsein tragen, sind sie mehr denn je die Managerinnen des privaten Bereichs, der Familie, geworden. Dies verleiht ihnen, trotz aller gelegentlichen Schwierigkeiten, diese Rolle psychisch und physisch auszufüllen, Autorität und damit auch Sicherheit, Stärke und Orientierung. Vor allem wissen sie, daß sie gebraucht werden. Emanzipation ist dagegen für die Frauen aus der ländlich strukturierten Region Masuren kein (aktuelles) Thema. Zum einen fehlen sozioökonomische Rahmenbedingungen, die Frauen ermutigen könnten, alte Rollenmuster aufzugeben und einen eigenen, noch unsicheren Weg zu beschreiten. Zum anderen fehlt auch in Hinsicht auf die eigene Situation vielfach jegliches Problembewußtsein, was sich sicherlich erst im Laufe der Zeit bei der jüngeren Generation, nicht zuletzt durch Medien, entwickeln wird.

Die extremen Auswirkungen der gesellschaftlichen Wende auf die Individualebene haben zu einer verstärkten Konzentration auf die eigene Ethnie und Familie geführt. Allerdings ist in diesem Kontext zu beachten, daß in Abhängigkeit vom Bildungsniveau und der ökonomischen Notwendigkeit (Netzwerktyp 1 und 3) ethnische Grenzen zum Teil überschritten werden bzw. überschritten werden müssen. Für soziale Frauennetze bedeutet dies, daß sie vor allem sozial enger geworden sind. Das Einkommen entscheidet über Mobilität und damit nicht zuletzt auch über den Netzwerkradius. Die soziale Restriktion dürfte als Schutzmechanismus vor Neid, Mißgunst und Konkurrenz verstanden werden, die seit Einführung marktwirtschaftlicher Strukturen und der damit einhergehenden sozialen Unterschiede den Alltag der Menschen bestimmen. Geht man davon aus, daß über eine gelungene soziale Kommunikation die Ich-Identität aufrechterhalten und gestärkt wird, so wird verständlich, daß verstärkt in Krisenzeiten Institutionen (wie Familie) und soziale Gruppen (wie Ethnie) gesucht werden, in denen auf bekannte Verhaltensmuster zurückgegriffen werden kann bzw. diese vorausgesetzt werden können.

„Es ging schwer, aber es mußte sein“: Krisenbewältigung von Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren nach 1945

von Ulrich Mai

Die allgemeine Politisierung des öffentlichen Diskurses über den Verlust der ehemaligen deutschen Ostprovinzen ging über das Schicksal der nach Flucht und Vertreibung zurückgebliebenen Deutschen hinweg. Dies gilt grundsätzlich auch für die wissenschaftliche Diskussion. Obwohl die Umstände von Flucht und Vertreibung des allergrößten Teiles der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien gut dokumentiert sind,¹ fehlt es bis heute an empirischen Untersuchungen über die Lebenssituation der in ihrer Heimat zurückgebliebenen Deutschen.² Dies hat seine guten bzw. schlechten Gründe im Kalten Krieg, der jedes Forschungsinteresse an diesem Thema – auf beiden Seiten – dem Ideologieverdacht aussetzte, zumal eine deutsche Minderheit in Polen offiziell gar nicht existierte, und auch nach der politischen Wende verhinderte, zumindest in Deutschland, die Eigendynamik etablierter Forschungsgegenstände eine Umorientierung auf das angesprochene Problem. Dabei ist in den deutschen Sozialwissenschaften ein breites Interesse an durchaus

¹ Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Bonn 1953.

² Eine rühmliche Ausnahme ist hier die Untersuchung von Andrzej Sakson (Mazury – Społeczność pogranicza [Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes]. Poznań 1990 [Ziemie zachodnie – Studia i materiały. 15]), in der Leid und Diskriminierung auch der einheimischen Bevölkerung Berücksichtigung finden. – Im folgenden soll, anders als in der polnischen Diskussion normalerweise, nicht zwischen Deutschen und Masuren unterschieden werden. Nach der offiziellen polnischen Sprachregelung waren Masuren, der größte Teil der Landbevölkerung also, zwangsgermanisierte Polen, deren Vorfahren seit dem Mittelalter vor allem aus Masowien eingewandert waren und bis in dieses Jahrhundert – trotz protestantischer Religion und des unstrittigen Einflusses des preußischen Schulwesens – alte slawische Sitten und Gebräuche, auch das Masurische als polnischen Dialekt, beibehalten hatten. Die massenweise Aussiedlung auch der masurischen Landbevölkerung aufgrund freier Entscheidung nach Deutschland und ihre, nicht zuletzt unter dem Eindruck ihrer Diskriminierung als Deutsche im Alltag, klare Selbstdefinition als Deutsche legen allerdings den Verzicht auf eine solche Unterscheidung zwischen Masuren und Deutschen nahe: Ethnische Identität als soziale Konstruktion folgt eben nicht immer der vermeintlichen Logik historisch verbrieftener Genealogie, sondern ist in ihrer empirischen Qualität eher der Dynamik und Evidenz aktueller Lebenslagen unterworfen. Vgl. dazu auch Leszek Belzyt, Zur Frage des nationalen Bewußtseins der Masuren im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 45 (1996), S. 35-71; Bernd Martin, Masuren – Mythos und Geschichte. Karlsruhe 1998 (Herrenalber Forum. 22).

ähnlichen Fragen, nämlich der Ethnizität, Fremdheitswahrnehmung und Migrationserfahrung, wohl wegen offensichtlicher Konfliktlagen von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit nach der Wiedervereinigung, unübersehbar. Jedenfalls ist bis heute die eigentümliche historische Kontinuität des öffentlichen und wissenschaftlichen Desinteresses an Masuren zu vermerken, und nicht von ungefähr werden hierzulande des öfteren Forschungsergebnisse aus Masuren wie aus einer fernen Stammeskultur aufgenommen und diskutiert.

Im folgenden soll also vor allem der Frage nachgegangen werden, wie die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren nach dem Krieg Fremdheitserfahrungen verarbeitet haben, mit welchen Krisenbewältigungsstrategien sie darauf reagiert haben, schließlich, wie heute individuelle Lebensläufe in der Retrospektive beurteilt werden, abschließend aber auch, welche Perspektiven für die Zukunft vorherrschen. Bei aller Unterschiedlichkeit der Lebensläufe von Deutschen in Masuren sollen Elemente herausgefiltert werden, die das Typische der Krisenbewältigung unter den spezifischen Rahmenbedingungen dörflichen Lebens der Nachkriegszeit ausmachen. In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß die Interviewpartner, die über eigene Erfahrungen mit dem Kriegsende und der ersten Nachkriegszeit berichten konnten, heute mindestens 60 Jahre alt sind. Ihnen gelten die hier gemachten Aussagen. Dies ist auch deshalb zu betonen, weil der jüngeren, in der polnischen Gesellschaft aufgewachsenen Generation, soweit sie sich überhaupt noch zur deutschen Minderheit rechnet, gerade die traumatischen Erfahrungen des Kriegsendes und der ersten Zeit danach fehlen und infolgedessen die Fremdheitserfahrungen der Eltern nur schwer nachvollziehbar sind.

1945: Der Zusammenbruch ländlicher Lebenswelt

Dörfliche Lebensläufe hatten auch in Masuren bis zum Zweiten Weltkrieg ein für heutige Vorstellungen ungewöhnliches Maß an Berechenbarkeit und Stabilität. Trotz gelegentlicher familiärer oder individueller Katastrophen wie Tod, Krankheit, Arbeitslosigkeit, Arbeitsunfähigkeit oder Scheidung verlief das Leben des einzelnen in den unstrittigen Bahnen, die von den Notwendigkeiten landwirtschaftlicher Produktion, den wenigen an ihr orientierten Handwerksbetrieben und den strikten Traditionen sozialen Umgangs und religiöser Verrichtungen vorgegeben waren. Zeitliche Veränderungen waren geprägt vom saisonalen Rhythmus der Landwirtschaft, daneben von den biologischen Übergängen wie Taufe, Schule, Konfirmation, Heirat, Verrichtung und Tod. In den geschlossenen Hori-

zonten dörflichen Lebens blieb das Fremde eher kurios und überschaubar, jedenfalls zu bewältigen, so das Stadtleben, in das man etwa auf Marktbesuchen und Einkäufen einen Einblick bekam, und der Militärdienst. Auch die Arbeitsmigration in die städtischen und industriellen Ballungsräume hinterließ angesichts des geringen Umfanges der Rückwanderung keine wesentlichen Spuren im Leben der masurischen Dörfer, sozialer Aufstieg blieb prinzipiell jenseits erreichbarer Lebensziele.

Dennoch hatte nationale, erst recht die nationalsozialistische Propaganda dafür gesorgt, daß es ein klares, wenn auch bedrohliches Bild vom Fremden gab. Vor allem wurden die Ängste vor den Fremden jenseits der nahen Grenze, den Russen und Polen, geschürt und instrumentalisiert. Dies fiel allerdings nach dem Einfall der Russen 1914, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, der siegreichen Schlacht von Tannenberg noch im selben Jahr und dem überwältigenden Ergebnis der Volksabstimmung von 1920 über den Verbleib Masurens im Deutschen Reich relativ leicht, als die nationalistische Gesinnung hochschlug und Nationalismus mit Heimmattreue gleichgesetzt wurde: Das Bekenntnis zum Reich war damit nicht nur ein Treueschwur auf die engen dörflichen Lebensverhältnisse, sondern auch die fatale Identifikation des Fremden, Bösen mit dem „Un-Deutschen“ jenseits der nahen Grenze. Ebendies waren die historisch angelegten Einstellungen, noch verschärft durch die ideologische Fanatisierung des Zweiten Weltkrieges, der auf deutscher Seite erklärtermaßen gegen den „slawischen Untermenschen“ geführt wurde, mit denen die Wahrnehmung von Fremden, also von Sowjets, Ukrainern und Polen, nach dem Ende des Krieges stattfand.

Tatsächlich waren die Erfahrungen derjenigen, denen die Flucht vor der Roten Armee im Januar und Februar 1945 nicht rechtzeitig gelungen war, meist furchtbar und schienen die von den Nazis zuvor geschürten kollektiven Ängste zu bestätigen. An dieser Stelle kann es freilich nicht darum gehen, über Qualität und Einzelheiten gewalttätiger Übergriffe gegen die zurückgebliebene deutsche Bevölkerung detailliert zu berichten. Wichtiger ist hier vielmehr die subjektive Erinnerung der Geschehnisse aus der heutigen Perspektive und deren Bewertung im Zusammenhang der bisherigen Lebensgeschichte.

In den geführten Interviews³ über die erste Zeit nach den Kampfhandlungen bis zum Sommer 1945 war die Rede von der Ermordung älterer

³ Die Daten wurden während ethnographisch orientierter Feldforschungen im Rahmen des von der VW-Stiftung finanzierten deutsch-polnischen Forschungsprojektes „Die soziale Konstruktion von Heimat: Symbolische Aneignung und interethnische Beziehungen im ländlichen Masuren“ in den Sommermonaten 1995–1997 zusammengetragen. Die Feldforschungen wurden in verschiedenen Dörfern in der

Familienangehöriger, von der Vergewaltigung von Frauen und Mädchen, von der Deportation von Frauen und älteren Männern nach Sibirien,⁴ die kaum je zurückkamen, nicht zuletzt von der völlig willkürlichen Ausraubung der Höfe mit dem Verlust der für den langen masurischen Winter konservierten Lebensmittel, von Möbeln und anderem Hausrat, viel schlimmer, fast des gesamten landwirtschaftlichen Gerätes, von Rind- und Federvieh. Was die Sowjets an Brauchbarem zurückließen, raubten dann oft, in der anarchischen Zeit bis zur Etablierung der polnischen Administration, polnische Banden (sog. *szabrownicy*).⁵

Noch heute, nach über 50 Jahren, sind autobiographische Berichte über jene Zeit mit offensichtlicher emotionaler Belastung für fast alle Interviewpartner verbunden: Der Redefluß ist deutlich stockender als sonst, manche Schilderungen werden wegen nicht zumutbarer Belastung abgebrochen, häufig sind die Berichtenden den Tränen nahe oder weinen. Dabei hat die Emotionalität der Berichte kaum mit erkennbarer moralischer Empörung oder gar Haß gegenüber den sowjetischen Soldaten zu tun, eher mit der Erinnerung an ein in der jeweiligen Lebensgeschichte wohl einmaliges und traumatisierendes Maß an Ohnmacht und Ausgeliefertsein. Vieles spricht dafür, daß auch dort, wo Übergriffe der schlimmsten Art keine persönliche Grunderfahrung von Kindheit war, im kollektiven Gedächtnis der Deutschen die Erinnerung an jene Zeit eine wichtige Rolle spielt. Jedenfalls sind Ohnmacht und so empfundene Opferrolle heute integraler Bestandteil kollektiver Identität der älteren Generation der deutschen Minderheit in Masuren.

In den Interviews wird vor allem von den unendlichen Mühen berichtet, das schiere Überleben zu sichern. Die Väter waren, wenn sie nicht im Krieg gefallen waren, in den ersten Jahren nach dem Krieg in Gefangenschaft oder im Westen und wagten wegen der unsicheren Verhältnisse nicht die Heimkehr. So mußten in dieser männerlosen dörflichen Restge-

Nähe von Mrągowo/Sensburg durchgeführt. Dies ist auch deshalb erwähnenswert, da große Teile der Bevölkerung des ehemaligen Kreises Sensburg, wie auch der Kreise Allenstein, Ortelsburg und Johannisburg, wegen des Frontverlaufes bei Kriegsende zunächst der Vertreibung entgingen. Aus diesem Grund wurde im Kreis Sensburg noch für 1955 eine mehrheitlich deutsche bzw. einheimische Bevölkerung festgestellt. Die Lebenssituation der in diesen Gebieten zurückgebliebenen Deutschen unterschied sich deshalb ganz wesentlich von der in anderen Teilen Masurens, wo nach Kriegsende nur noch ein verschwindend geringer Teil der deutschen Bevölkerung zurückgeblieben war. Die hier vorgestellten empirischen Untersuchungsergebnisse sind also nur bedingt für Masuren insgesamt generalisierbar. Vgl. auch Rudolf Neumann, *Ostpreussen 1945–1955. Ostdeutschland unter fremder Verwaltung 1945–1955*. Bd. 1, Frankfurt a.M. 1955.

⁴ Zum Schicksal deportierter deutscher Frauen vgl. Freya Klier, *Verschleppt ans Ende der Welt: Schicksale deutscher Frauen in sowjetischen Arbeitslagern*. Berlin 1998.

⁵ Belzyt, *Zur Frage* (wie Anm. 2), S. 49.

sellschaft auf allen Höfen die Kinder schon sehr früh ihren Beitrag zum Überleben leisten. In gar nicht seltenen Fällen mußten Kinder von neun oder zehn Jahren der Mutter bei der Bestellung des Feldes helfen. Da wichtiges landwirtschaftliches Gerät und Zugtiere geraubt waren, blieb dafür nur der Spaten, wie überhaupt der Spaten zum Allerweltsgerät wurde, zum Symbol schlimmer körperlicher und seelischer Plackerei in den ersten Jahren nach dem Krieg.

Na, das war ja das erste Jahr, da lebten – Mit dem Spaten janz umjebraben der Kartoffelfeld, daß was eigenes, daß wir was zum Essen hatten, gerade bloß ... (Landwirt P., 1945 12 Jahre)⁶

Wie die Landwirtschaft in jener Zeit praktisch auf die reine Subsistenzproduktion, auf die Eigenversorgung mit Nahrungsmitteln auf niedrigem Niveau und geringster Fläche, reduziert war, war auch das Leben der Dorfbevölkerung zurückgeworfen auf elementare Verrichtungen und Funktionen, die primär der Existenzsicherung dienten. Der Rückgriff auf die Arbeitskraft von Kindern und Jugendlichen war im übrigen nicht nur ein ökonomisches Problem: Er spiegelt den frühen Verlust von Kindheit, zumal notgedrungen vor allem die Jungen in die Rolle des Vaterersatzes gestoßen wurden, mit der sie seelisch völlig überfordert waren.

Im übrigen signalisiert die in den autobiographischen Berichten durchaus häufig benutzte Formulierung vom „ersten Jahr“ bzw. den „ersten Jahren“ den völligen Neubeginn mit dem Kriegsende, den eklatanten Bruch in den jeweiligen Lebensgeschichten, mit dem unter Entwertung bisheriger Lebenserfahrung Erwachsene, Jugendliche und Kinder gleichsam in ein neues biographisches Projekt gestoßen wurden.

Wohl noch schlimmer war das Schicksal von Waisenkindern. Nach den Wirren des Kriegsendes waren viele Kinder elternlos und wurden in städtischen Waisenheimen zusammengefaßt. Zu ihnen gehörte auch R., 1945 10 Jahre alt, heute Frührentner. Er berichtet von seiner Angst vor Gewalt und Mißbrauch durch sowjetische Soldaten, dann von der Trauer, als die zurückgebliebenen deutschen Diakonissen, die bis zum Sommer 1945 das Waisenhaus geleitet hatten, ausgewiesen wurden, auch von den Anpassungsschwierigkeiten nach der Übergabe an die polnische Verwaltung:

... und da ham uns Zivilisten übernommen ... Weißt Du, wir mußten beten polnisch. Aber wir verstanden kein Wort, ja. So-

⁶ Alle Namen von Interviewpartnern sind anonymisiert.

gar noch katholisch, nich, verstehste mich, morgens, mittags und abends.

Die Verbindung von polnischer Sprache und katholischer Religion signalisiert ein Höchstmaß an Fremdheit und also auch Unverständlichkeit, noch gesteigert durch den Zwang zur Teilnahme am (zumal ungewohnt häufigen) Gebet in der fremden Sprache. Die kognitiven Schwierigkeiten mit der neuen Sprache haben im übrigen fast alle zurückgebliebenen Deutschen nach Kriegsende geteilt, nur manche der älteren Generation hatten hinreichende Sprachkenntnisse aus dem Masurischen, um sich mit Polen verständigen zu können. Verletzender war aber wohl auch hier das Gefühl der Ohnmacht gegenüber den Fremden. So berichtet R. von der harten Arbeit, die die (in der Mehrheit deutschen) Waisenkinder verrichten mußten:

Man mußte alles tun. Wir mußten alles tun. Wir (im Heim; U. M.) hatten Schwein, wir hatten Kühe, wir hatten Garten, wir hatten, äh, – Damals gab's ja Steinkohle nachem Krieg auch nich so. Da hatten alles Holz sägen, alles, und sogar Jauche mußten wir aus Gulli, weißt Du, ... Ach, und was nicht, mußten wir alles machen, nich. Daß wir die Ruhe hatten. Angst hat man auch immer gehabt, ne. Weil man immer so traurig war gewesen, nich, sind manche in Wald gelaufen, den ganzen Tag oder so, daß die Ruhe man hatte, und dann abends wieder zurück, in das Waisenhaus, ne. Und Mangel mit dem Essen, war gewesen, ganz mangelhaft.

Noch heute sind die Erinnerungen an jene Zeit der Erniedrigung und Verletzung durch empfundene Maßlosigkeit übertragener harter und schmutziger Erwachsenenarbeit (Jaucheschöpfen) durchaus lebendig, ebenso an die Zeit erschütternder Hilflosigkeit, als die Kinder in einer Mischung aus Angst und Trauer nur noch im Wald Schutz und Zuflucht finden konnten, da die Erwachsenenwelt versagte. Und auch das mangelhafte Essen im Waisenhaus signalisiert Vernachlässigung und Verweigerung menschlicher Zuwendung. Aufschlußreich ist nun, daß die meisten Interviewpartner bzw. -partnerinnen einen klaren Zusammenhang zwischen dem damals empfundenen Elend und ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Bevölkerungsteil sehen, zumal sie zumindest in der ersten Zeit häufigen Beschimpfungen als Deutsche ausgesetzt waren:

Die ham, die ham auf uns geschunden, ham auf uns jesagt, jesagt, ihr seid Deutsche, Deutsche, Deutsche, Deutsche! (Rentner R., 1945 10 Jahre)

Gleichzeitig machten sie die Erfahrung, hier auch einen Teil elterlicher Schuld, Last und eben auch Bestrafung tragen zu müssen, zudem für historische und politische Ereignisse, deren Zusammenhänge sie wegen ihres Alters damals kaum verstehen konnten:

Und wenn nun die Sieger kommen, denn warn wir die Besiegten. So hat es ausgesehen. Sie, die fühlten sich ja als Kriegsgewinner, und wir warn die Schuldigen. Und denn kommt so Verschiedenes auf einen zu. Das is, das is schon mal so, ne. (Landwirt A., 1945 12 Jahre)

Das Kriegsende und die Wirren danach brachten der deutschen Landbevölkerung in Masuren also nicht einfach den Verlust alter lebensweltlicher Gewißheiten, wie es sie in anderen Landschaften, über die der Krieg hinwegging, auch gegeben hat. Für alle Zurückgebliebenen brach die im bisherigen Prozeß der Sozialisation erworbene Welt normativer Orientierungen, von Urvertrauen in die alte Kontinuität ländlicher sozialer Beziehungen, in die Plausibilität von Lebensentwürfen und die Adäquatheit des entwickelten Selbstbildes, weitgehend zusammen. Die Folge war gerade in der jungen Generation eine vehemente Erschütterung der Persönlichkeit, die sich nicht nur den evidenten Widersprüchen zwischen erlerntem Selbstbild und erlittenem Feindbild der neuen Nachbarn schutzlos ausgesetzt sah, sondern mit deren Schuldzuweisungen, natürlich auch den innerfamilialen Rollenzuweisungen, völlig überfordert war.

Das frühe Ende der Kindheit bedeutete für die hier fragliche Alterskohorte bei Kriegsende trotz der Übernahme von Erwachsenenrollen noch lange keine Eröffnung neuer Lebensperspektiven. Ganz im Gegenteil: Mit der Enteignung, zumindest Entwertung der biographischen Vergangenheit ging der Verlust der alten dörflichen Fähigkeit einher, die „eigene Situation in ihrem zeitlichen Verbund von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu lokalisieren“⁷ und also auch auf dieser Grundlage Lebensentwürfe für die Zukunft zu entwickeln.⁸ Die Orientierungslosigkeit durch die Störung des Zeitbezuges wurde eher noch verstärkt durch das zunächst fast völlige Fehlen von Kompetenzen und Erfahrungen im Umgang mit den Fremden. Eine Situation, in der sie sich selbst gar in der

⁷ Bruno Hildenbrand, *Alltag und Krankheit: Ethnographie einer Familie*. Stuttgart 1983, S. 25.

⁸ Über den Zusammenhang von biographischer Kontinuität und Ich-Identität vgl. auch – in Anlehnung an Alfred Schütz – Armin Nassehi, Georg Weber, *Zu einer Theorie biographischer Identität. Epistemologische und systemtheoretische Argumente*, in: *Bios* (1991), S. 153-187, hier S. 158f.

Rolle des machtlosen Fremden in der eigenen Heimat wiederfanden, der auf guten Willen, Toleranz und Verständigungsbereitschaft der neuen Nachbarn angewiesen war, überforderte offenbar die meisten – und war im kollektiv geteilten Bild ländlicher Ordnung selbstverständlich auch gar nicht vorgesehen.

Erfahrungen, die im Sinne von Handlungsressourcen zur „Konstruktion des zukünftigen biographischen Projektes“ verwendet werden konnten, waren jedenfalls unter diesen Umständen nicht vorhanden.⁹ Also war Lebensplanung angesichts fehlender Gewißheiten prekär, und selbst wo die Angehörigen der deutschen Minderheit noch auf ihren alten Höfen waren, war doch angesichts unklarer rechtlicher und politischer Entwicklungen unsicher, ob dies so bleiben würde. Auch die Familie, die bis dahin ein Höchstmaß an emotionaler Sicherheit und normativer Kontinuität gewährleistet hatte, bot unter den gegebenen Umständen nur bedingt Unterstützung: Legten die Aktivitäten vergangener Familiengenerationen mit ihren hinterlassenen Ressourcen an akkumuliertem kulturellen, sozialen und ökonomischen Ausgangskapital den Platz des Individuums in der dörflichen Gesellschaft weitgehend fest,¹⁰ so war das ökonomische und erst recht symbolische Kapital unter den völlig veränderten politischen und kulturellen Verhältnissen enteignet, entwertet oder zumindest strittig, die Position in der neuen Gesellschaft, die sich ja erst formieren mußte, höchst ungeklärt. Hinzu kam, daß sich die Perspektive einer potentiellen Aussiedlung nach Deutschland eher hinderlich auf die Ernsthaftigkeit einer Lebensplanung in der Heimat auswirken mußte.

Allerdings ist bei der Beurteilung der Rahmenbedingungen für die Neuorientierung von Lebensentwürfen der Deutschen nach dem Krieg auch zu berücksichtigen, daß sich die hier fragliche Bevölkerungsgruppe in der ersten Nachkriegszeit in einem Alter befand, in dem normalerweise eine Ablösung von der Familie und zunehmend eine Öffnung für das „Fremde“, d.h. Gesellschaft und Kultur außerhalb der Familie, stattfindet.¹¹ Entwicklungspsychologisch also waren die Voraussetzungen für Neugier und Interesse an den neuen kulturellen Verhältnissen nicht ungünstig, und tatsächlich spricht einiges dafür, daß sich noch am ehesten Angehörige dieser Generation von Deutschen mit aktiven Krisenbewältigungsstrategien nicht nur der Fremde gestellt haben, sondern heute ge-

⁹ Erika M. Hoerning, Erfahrungen als biographische Ressourcen, in: Biographisches Wissen: Beiträge zu einer These lebensgeschichtlicher Erfahrung, hrsg. v. P. Alheit u. E.M. Hoerning, Frankfurt/New York 1989, S. 103-143, hier S. 153.

¹⁰ Ebenda, S. 157.

¹¹ Mario Erdheim, Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität, in: Psyche 46 (1992), H. 2, S. 730-744.

achtete und integrierte Mitglieder der neuen dörflichen Gesellschaft in Polen sind.¹²

Krisenbewältigung

Natürlich erhebt sich die Frage, wie die damals junge Generation von Deutschen auf die hier nur in Grundzügen geschilderten Krisenerfahrungen reagiert hat. Hier soll selbstverständlich nicht der Versuch unternommen werden, das Maß der Krise kleinzureden. Aber selten sind Menschen nur Opfer oder Spielball von Krisen und Katastrophen, vielmehr mobilisieren sie, wenn sie nicht unter der psychischen Belastung zerbrechen oder sich etwa durch Abwanderung verweigern, je nach Persönlichkeitsstruktur und soziokulturellen Tugenden und Kompetenzen oft ungeahnte Fähigkeiten, um die Auswirkungen der Krise zumindest zu mildern.

Tatsächlich gibt es zahlreiche Hinweise, daß selbst in der schwierigen Zeit der sowjetischen Besetzung, bei aller Angst und Ohnmacht, durchaus rationale Krisenbewältigungsstrategien existierten, auch wenn diese nicht immer erfolgreich waren. So gab es ausgeklügelte Verstecke für Mädchen und Frauen, vor allem für die Zeit, in denen man sowjetische Streifen in der Gegend wußte. Eine gewisse Genugtuung kommt manchmal auf, wenn geschildert wird, mit welcher Kreativität und Phantasie Lebensmittel dem Zugriff von Soldaten und anderen Plünderern entzogen wurden. Mit Heiterkeit gar sind manchmal Berichte über versteckte Hühner unterlegt, in einem Fall sogar über eine Milchkuh, und über die verzweifelten Bemühungen, diese am Gackern bzw. Muhen zu hindern. Die Ausführlichkeit der Berichterstattung über die kleinen Erfolge im Widerstand gegen die alltägliche Ohnmacht läßt vermuten, daß diese Anekdoten heute fester Bestandteil von Familienmythen geworden sind, ähnlich jenen über das Schwarzschlachten im Deutschland der Nachkriegszeit. Überhaupt hing die Überlebensfähigkeit des einzelnen von der Solidarität innerhalb der (Rest-)Familie ab, zumal durch Flucht und Vertreibung die alte dörfliche Solidargemeinschaft praktisch aufgelöst worden war und selbst in den Dörfern, die bis in die 50er Jahre eine deutsche

¹² Natürlich ist nicht zu übersehen, daß die Mehrheit auch dieser Generation ihre masureische Heimat verlassen hat. Offensichtlich waren die Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für eine Ermutigung zu Neugier und Interesse an den fremden Lebensverhältnissen zu ungünstig. Gemeint ist das kaum zu entwirrende Geflecht von erfahrener ethnischer Diskriminierung, nachwirkender nationalistischer Gesinnung, natürlich auch die schwierige ökonomische Lage und die mit einer Aussiedlung nach Deutschland verbundenen Prosperitätserwartungen.

Mehrheit hatten, offene Formen der Solidarisierung unter den Einheimischen den Argwohn der polnischen Verwaltung auf sich zogen.

Häufig wurden Konflikte durch den Gebrauch der deutschen Sprache ausgelöst. Offiziell war die Benutzung der deutschen Sprache verboten, selbst wo dies die Muttersprache war. Dies konnte naturgemäß im Familienalltag kaum kontrolliert werden, aber selbst in den Dörfern mit deutscher Mehrheit gab die Benutzung des Deutschen in der Öffentlichkeit, so im Geschäft oder beim polnischen Bürgermeister, immer wieder Anlaß für Anfeindungen. Die Mehrheit der Deutschen, die ohne jede Kenntnis des Polnischen waren, waren diesen Anfeindungen anfangs schutzlos ausgesetzt. Es spricht aber manches dafür, daß sich einige durchaus gegen diese „Zumutung“ zu wehren wußten:¹³

Na klar, war ja deutsche Sprache eigentlich verboten, war damals, nich, war verboten. Aber wenn ich hier oder hier den Kaufladen kam oder was, ne, wir trafen uns, ich hab NIE, die hatten das „Angst“ [leise; U. M.] – „sei du bloß, du, sprich du doch nich hier deutsch“ [leise], wern dich doch mal einsperren dafür. Immer, wenn wir uns trafen, wir ham, ich hab doch immer gleich deutsch [lacht] jeschnattert. Ach was, hier, hier wird deutsch jesprochen. Ich sach, sprich doch du deutsch! (Landwirtin W., heute Rentnerin, 82 Jahre)

Trotz aller Erfolge in der Bewältigung der Krisenjahre nach dem Krieg bleibt die Beurteilung jener Zeit aus der heutigen Sicht einhellig. Verhaltenszumutungen, Demütigungen, Opfer und Entbehrungen erreichten ein damals kaum vorstellbares Maß:

Nachem Krieg war schwer, sehr schwer ... von klein an, von klein an mußte ich, war schwer, schwer, viel, (-) schwer gearbeitet ... Vieles Mal hat man, (-) äh, (-) äh, das Stückchen Brot mit Tränen gegessen. Aber immer hat meine Omi gesagt, so: „wenn auch die letzte Hoffnung bricht, verzage nicht“. (Landwirtin O., 56 Jahre, damals allein auf dem Hof mit ihrer Großmutter)

¹³ Belzyt, Zur Frage (wie Anm. 2), S. 50f., nennt verschiedene Formen des Widerstandes durch Masuren bzw. Angehörige der deutschen Minderheit, so den lauten und provozierenden Gebrauch der deutschen Sprache auf der Straße, die Verweigerung der „Verifikation“ als Pole bzw. das Beharren auf der deutschen Staatsangehörigkeit, das hartnäckige Stellen von Ausreisearträgen, schließlich auch den Rückzug in Waldverstecke.

Alles mußte man ja abgeben (Naturalabgaben an den Staat; U. M.), und dann auch noch Steuern zahlen. War nich von was zu nehmen, es war schwer, sehr sehr schwer war das. Mal hat man sich so aufjerackert, so aufjequält, es war zu schwer. Weil ich, ich hab ja auch das meiste, weil ich alle Männerarbeiten verrichtet habe. Männerarbeit ist zu schwer für Frauenperson ... Aber man mußte ja leben, man kann ja nicht trotzig sein. (Rentnerin W., 82 Jahre)

Das Schlimmste hat man hier erlebt (–) und das ist vorbei. Verstehst du mich? Und jetzt bin ich schon so, etwas schlauer, kann man sagen, mehr Erfahrung hat man. (Rentner U., 64 Jahre)

Offensichtlich sehen noch heute die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren in der prinzipiellen Akzeptanz der neuen Lebensverhältnisse nach dem Krieg eine approbate Haltung, die Krise zu überwinden, und das hieß zunächst einmal, die Überlebensfähigkeit zu sichern. Die Analyse der Berichte über die damalige Zeit weist nach, daß es im wesentlichen drei unterschiedliche Krisenbewältigungsstrategien gab: schweigende Anpassung und Lernen, harte Arbeit, schließlich die Nutzung sozialer Beziehungen als Ressource.¹⁴ Zweifellos waren diese drei nicht grundsätzlich trennscharf, d.h. alle drei waren erst in der Kombination hilfreich. Doch waren in Lebensläufen offensichtlich die Akzente unterschiedlich gesetzt.

Anpassung und Lernen

Es fällt auf, daß gerade für Waisen,¹⁵ Kinder und Jugendliche also, die in der ersten Nachkriegszeit praktisch ohne elterlichen Schutz waren und

¹⁴ Widerstand und Verweigerung als Krisenbewältigungsstrategien dürften die psychische und materielle Lebenssituation eher noch verschlechtern haben. In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß sich auch Spätaussiedler, bei denen man wohl am ehesten Einstellungen von Widerstand vermuten würde, bis zum Zeitpunkt der Ausreise keineswegs der Aneignung von Fremdheit verweigerten und etwa anlässlich heutiger Besuche in der alten Heimat in der Regel gute Polnischkenntnisse nachweisen.

¹⁵ Verlässliche Zahlen über Waisenkinder in der ersten Nachkriegszeit liegen nicht vor. Doch handelt es sich offensichtlich keineswegs um eine demographische Marginalie. Zahlreiche Kinder waren als Folge der Kriegswirren ohne Eltern und Familienangehörige. Schon der Anteil jener, die durch Deportation ihre Mutter verloren hatten und deren Vater im Krieg gefallen bzw. in Kriegsgefangenschaft geraten war, dürfte erheblich gewesen sein.

den Verletzungen der neuen Verhältnisse am stärksten ausgesetzt waren, Anpassung die wichtigste Überlebensstrategie war:

Man hat sich am meisten immer angepaßt, weißt du. Schon als Kind, weißt du, wenn was immer aggressiv oder was, dann wird es immer schlimmer, verstehst mich, man hat sich immer so angepaßt ... Wenn man will, dann geht das, ne. Denn man, ich sag mal, jede Gelegenheit muß man sich anpassen. (Rentner K., 62 Jahre)

Anpassung in diesem Sinne bedeutet den völligen Verzicht auf Widerstand bzw. Widerspruch, um das Risiko im Umgang mit der bedrohlichen Lebenssituation zu mildern bzw. kalkulierbar zu machen. Allerdings ist in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen, daß Waisenkinder, mehr noch als andere Kinder, denen die Kontinuität wenigstens eines Teiles der sozialen Beziehungen in Familie, Nachbarschaft und Dorf geblieben war, in besonderer Weise unter den Friktionen des Einbruches völlig neuer Lebenszusammenhänge zu leiden hatten. Waisenkinder waren im Normalfall praktisch über Nacht in eine andere, fremde Welt geworfen worden, fern der vertrauten Symbolwelt des Dorfes, in der Gesellschaft fremder Kinder und unter der strengen Obhut fremder Erwachsener, deren Sprache sie nicht verstanden und von denen sie wohl eher Sanktionen erfahren, wo sie Zuwendung und Anteilnahme benötigt hätten.

Interessanterweise neigen unter den Nicht-Waisen besonders Frauen zur Betonung von Anpassung als Bewältigungsstrategie. Die Hintergründe sind wohl zum einen in der frühen Traumatisierung durch Mißbrauchserlebnisse zu sehen, andererseits ist hier wohl auch eine Folge der traditionellen ländlichen Erziehung zu sehen, mit der Mädchen nach eher autoritärem Muster zu Zurückhaltung, Bescheidenheit und Gehorsam angehalten wurden. Doch sollte man nicht etwa glauben, daß Anpassung mit Willenlosigkeit identisch wäre. Ganz im Gegenteil: Bei allen ist erkennbar, daß das Elend der ersten Jahre nur mit viel psychischer Energie und dem festen Glauben an eine Besserung der persönlichen Lebensumstände überwunden werden konnte: „Wenn man will, dann geht das (...) jede Gelegenheit muß man sich anpassen.“ Hier bleibt allerdings unklar, woher diese Energiereserven genommen wurden. Vieles spricht dafür, daß es – zumindest rudimentär, aber wohl überlebenswichtig – auch in der schlimmsten Zeit jene bereits angesprochenen Möglichkeiten des temporären Rückzugs in den Trost der Einsamkeit oder in quasi-solidarische Beziehungen unter Jugendlichen gab. Im übrigen sei in diesem Zusammenhang angemerkt, daß selbst unter Waisen, die sich bei Kriegsen-

de, also früher als die meisten Erwachsenen und andere Kinder und Jugendliche, gleichsam über Nacht in einer weitgehend fremden Kultur wiederfanden, die deutsche Identität trotz des stärkeren Einflusses der Sozialisation in der polnischen Gesellschaft bis heute einen wichtigen Bestandteil des Selbstbildes ausmacht.

Stellt bereits Anpassung im hier verstandenen Sinne eine Form eher passiven Sich-Einlassens auf Fremdheit dar, auch wenn dies nur mit taktischer oder pragmatischer Intention, zudem temporär der Fall sein mag, so geht Lernen im Sinne bewußter und aktiver Aneignung von fremder Kultur deutlich darüber hinaus und setzt ein ernsthaftes Interesse voraus: Tatsächlich ist Akkulturation ohne Lernprozesse nicht vorstellbar. Ein interessantes Beispiel ist in diesem Zusammenhang die Art und Weise, in der die Kenntnisse der polnischen Sprache erworben wurden.

Natürlich gab es auf Dauer keine Chance, die Mühen des Spracherwerbs zu umgehen, auch wenn, wie heute mit Genugtuung vermerkt wird, je nach ethnischer Zusammensetzung der Dorfbevölkerung mancherorts polnische Kinder in ihrer Freizeit buchstäblich spielend eher des Deutschen mächtig waren. In der Schule herrschten allerdings andere Regeln:

Ja, in der Schule [lacht], war es, na ja, wir kamen zur polnischen Schule und keiner sprach polnisch, ne. Nur der Lehrer. Der Lehr –, und der Lehrer war der evangelische Pfarrer [lacht], und seine Frau [lacht]. Und polnische Kinder –. Na ja, da warn, die warn in der Minderheit, ja. Da warn nur ganz wenige. Und dann ging das immer so, so aufwärts, nich. Man mußte lernen. Es ging schwer, aber es mußte sein. (Landwirt A., 64 Jahre)

Aufschlußreich ist, daß – trotz der grotesken Ausgangssituation – die Notwendigkeit des Spracherwerbs offenbar grundsätzlich akzeptiert wurde. Wohl schwerer als die deutschen Kinder, die das Polnische im Unterricht erlernen konnten, hatten es naturgemäß die Erwachsenen. Allerdings bemühten auch sie sich gezielt um die neue Sprache, so eine Rentnerin, die bei Kriegsende 28 Jahre alt war: Sie kaufte sich polnische Zeitungen und versuchte mühsam, einzelne Artikel zu übersetzen. Bei diesen Anstrengungen war ihr der befreundete polnische Gemeinsekretär behilflich, der ihr vor allem bei der Bewältigung der schwierigen Aussprache und Grammatik beistand. Jedenfalls spiegelt sich in der heutigen Zweisprachigkeit der älteren Generation auch eine beachtliche kulturelle und intellektuelle Leistung, mit ihr eben auch ein individueller Beitrag zur Verbesserung der persönlichen, familialen und dörflichen Lebensverhältnisse.

Die Hinweise auf den Spracherwerb mögen hier genügen. Natürlich beschränken sich Prozesse kulturellen Lernens nicht auf den Erwerb einer fremden Sprache, sondern erfassen praktisch alle Bereiche des sozialen und kulturellen Lebens, einschließlich deren normative Orientierungen.¹⁶ Auch sonst gibt es zahlreiche Hinweise darauf, daß die Deutschen durchaus erfolgreich die von den Polen und Ukrainern eingeführten neuen sozialen und kulturellen Regeln zu lernen wußten. Hierher gehört etwa der strategische Einsatz von Wodka als Medium sozialer Verständigung wie als geläufiges Zahlungsmittel,¹⁷ aber selbstverständlich ebenso die Übernahme spezifischer Verkehrsformen, auch von Speisen und Essensgewohnheiten.

Tatsächlich unterscheiden sich heute die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren – auch nach Beobachtungen polnischer Beobachter (Sakson, Domagała) – bezüglich ihrer kulturellen Kompetenz und sozialen Integration nicht wesentlich von ihren polnischen Nachbarn. Überhaupt drängt sich der Eindruck auf, daß die Übernahme polnischer Kultur, so von Eßgewohnheiten, Festkultur und sogar von Sprachelementen, weiter fortgeschritten ist, als dies den meisten in der älteren Generation, von der hier die Rede ist, bewußt ist.

Arbeit

Jenseits ihrer ökonomischen Bedeutung gibt Arbeit der Lebenswelt ein kaum zu überschätzendes Maß an Struktur, Halt, Kontinuität und sozialer Bedeutung. Schon der zeitliche Rhythmus der Arbeit ist dazu ange-tan, das Gefühl von Sicherheit und Orientierung zu stärken. „Arbeit (...) bestimmt den Alltag nicht nur als Last und Mühe, sondern auch als Strukturierung in dem emphatischen Sinn von tätiger Aneignung der Umwelt. Da bekommt das Passive und Duldende des Alltags (...) ein aktives Moment.“¹⁸ Insofern ist die enorme Bedeutung von Arbeit für die deutsche Minderheit nach dem Kriege gleichsam als Gegengewicht ge-

¹⁶ Über den Erwerb „interaktionaler Kompetenz“ in der sprachlichen und außersprachlichen Kommunikation zwischen Angehörigen unterschiedlicher Kulturen vgl. Els Oksaar, Problematik im interkulturellen Verstehen, in: *Wie verstehen wir Fremdes? Aspekte zur Klärung von Verstehensprozessen*, hrsg. v. Petra Matusche. München 1989, S. 7-19.

¹⁷ Dorfbewohner wissen davon zu berichten, daß Käufe unter Bauern üblicherweise mit einem „litkup“ Wodka besiegelt wurden (von „litr“ Liter und „kupić“ kaufen).

¹⁸ Utz Jeggle, *Alltag*, in: *Grundzüge der Volkskunde*, hrsg. v. Hermann Bausinger (u.a.). 3. Aufl., Darmstadt 1993, S. 81-126, hier S. 125.

gen die desorientierenden und desintegrierenden Kräfte also überaus plausibel.

Zu harter, vor allem körperlicher, Arbeit gab es andererseits keine Alternative, wollte man überleben. Nach dem Ende der Kampfhandlungen war der Lebensmittelmarkt völlig zusammengebrochen. Auf den Höfen konnte wegen der anarchischen Verhältnisse bis zur Etablierung der polnischen Administration, aber natürlich auch, weil die männlichen Arbeitskräfte¹⁹ fehlten und Zugtiere wie Geräte weitgehend geraubt waren, die Frühjahrssaat im Normalfall nicht ausgebracht werden. Die Lebensmittelreserven waren aufgebraucht oder durch Diebstahl dezimiert. In dieser prekären Situation mußten, wie bereits ausgeführt, Kinder und Jugendliche zur Sicherung der auf die wesentlichsten Grundbedürfnisse reduzierten Haushaltsökonomie ihren Beitrag leisten. Qualität und Umfang an Arbeit überstiegen dabei deutlich das schon in der deutschen Zeit übliche beachtliche Maß an Kinderarbeit: Hier ging es also nicht um das gelegentliche oder regelmäßige Einhüten der Kühe oder die Mithilfe im Haushalt, sondern praktisch um die gesamte von Erwachsenen früher verrichtete Arbeit, wobei auch die alten ländlichen Regeln geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung notgedrungen beseitigt wurden: Kinder taten die Arbeit von Erwachsenen, Mädchen jene von Männern.

An dieser Stelle soll nicht näher auf die verheerenden Folgen für die soziale und personale Identität der Kinder und Jugendlichen eingegangen werden, auf das Höchstmaß an Verhaltens- und Einstellungszumutungen, die mit den unbekanntenen Rollen in Familie und Nachbarschaft verbunden waren. Wichtig ist hier vielmehr, daß in Einzelbiographien schon früh harte Arbeit zu einem festen Bestandteil des Selbstbildes von Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren wurde. Offenbar waren Arbeit und alle damit verbundenen Tugenden, von denen die meisten noch heute als „typisch deutsch“ wahrgenommen werden, Lebensinhalt und -ideal, das den meisten nach der Entwertung nationaler Identität, aber auch von persönlicher und kollektiver Biographie wieder Orientierung und Halt vermittelte.

Natürlich waren Fleiß, Leistung und Sparsamkeit auch schon vor dem Krieg unstrittige Tugenden der ländlichen Gesellschaft, und dies gilt eben auch für die masurische Landbevölkerung, die trotz slawischer Vorfahren unter dem Einfluß verschiedener Wellen des Nationalismus im ausgehenden 19. Jahrhundert und dann besonders zwischen den beiden Weltkrie-

¹⁹ Männliche Arbeitskräfte waren natürlich auch schon während des gesamten Krieges rar. Die zum Militär einzogenen Männer wurden aber teilweise durch ausländische Fremdarbeiter (meist Kriegsgefangene also) ersetzt. Im übrigen war der erhöhte Einsatz weiblicher Arbeitskraft ein Teil der Kriegsökonomie.

gen immer mehr eine Identität als Deutsche angenommen hatte.²⁰ Jedenfalls war harte Arbeit ein Lebenselement, das in der ersten Nachkriegszeit nicht nur überlebenswichtig war, sondern auch zu einer gewissen Stabilität der sozialen und materiellen Lebensverhältnisse beitrug: Offensichtlich brachten die Arbeitsleistungen auf dem Felde auch soziale Anerkennung unter den neuen polnischen und dann auch ukrainischen Nachbarn ein, die eine der Voraussetzungen für die angesprochenen reziproken Beziehungen war. Deren Funktionsfähigkeit beruhte natürlich ganz wesentlich auf der Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Mitglieder, und so waren es gerade Fleiß und harte Arbeit, mit der die deutsche Minderheit nach der sozialen Ausgrenzung in ihrer eigenen Heimat allmählich wieder den Weg zurückfand in die, allerdings nun völlig veränderte, dörfliche Gesellschaft.

Und so müssen wir uns langsam, langsam, langsam, langsam hocharbeiten ... immer heher und mehr und mehr. (Landwirt R., 68 Jahre)

Ja, ich habe jetzt, hier ham wir mit dem Sohn angebaut, Stückchen, ne. Zwei Zimmer ham wir hier noch anebaut. Ja, na ja, das is ja, MAN HAT IMMER WAS JETAN! [laut] Trotzdem es so alt is, aber man hat, hat es nicht *vernachlässigt* [betont]. Man hat die Dachpfannen zurechtjemacht, was kaputt war. Man hat Fenster reingesetzt und so was. Was fehlte, hat man getan, ja. (Landwirt A., 66 Jahre)

Selbstverständlich waren Fleiß und Arbeitsamkeit keineswegs auf die Angehörigen der deutschen Minderheit beschränkt. Zumal in der Pioniersituation der Nachkriegsjahre und dann in der sozialistischen Planwirtschaft der agraren Zwangsabgaben, die die kleinen Familienbetriebe in die Kollektivierung treiben sollten,²¹ dürfte es bezüglich der Arbeitsmoral keine wesentlichen ethnischen Unterschiede gegeben haben. Hier kommt es lediglich auf die Verdeutlichung des Umstandes an, daß Fleiß als ethnisches Stereotyp im Selbstbild wie Fremdbild von „den Deutschen“ über alle historischen wie biographischen Brüche hinweg eine eigentümliche Kontinuität erfuhr, und – im Unterschied zu anderen Tugenden oder Un-

²⁰ Zum Einfluß von preußischer Germanisierungspolitik, insbesondere von Religion, Schule und Militär, auf die ethnische Identität der masurischen Landbevölkerung vgl. Martin, Masuren (wie Anm. 2).

²¹ Karl-Heinz Kapala, Die Landwirtschaft Polens zu Beginn der achtziger Jahre, in: Zeitschrift für Agrargeographie (1983), S. 103-143.

tugenden wie Disziplin, Gehorsam und vielleicht auch Sauberkeit – auch gelebt und anerkannt werden durfte und auf diese Weise bis heute ein wichtiges Element deutscher Identität in Masuren geblieben ist.

Interessant ist nun, daß bis heute, über 50 Jahre nach Kriegsende, in den biographischen Erzählungen masurischer Bauern gerade die Arbeitsleistung als biographische Station eine hervorragende Rolle erhält. So wird in den Interviews von der Plackerei des Anfangs, vom Aufstieg aus dem Nichts zu einem bescheidenen Wohlstand berichtet, konkret: von den ersten Anschaffungen neuer Geräte, der ersten Mähmaschine, vom ersten Pferd 1949, von der Freude über den ersten Trecker, in den letzten Jahren nach der Wende von der ersten Strohpresse, die gebraucht über Beziehungen aus dem Westen überführt wurde, von der eigenhändigen Installation einer Zentralheizung.

Prinzipiell sind es dieselben Zeichen erfolgreichen Wirtschaftens auf dem Hof wie bei Verwandten oder Bekannten in Deutschland – auch wenn natürlich immer noch weitaus mehr Arbeit eingesetzt wird als dort und die Ausstattung mit Kapital weitgehend fehlt. Dazu gehört neben dem Grad der Mechanisierung die zum Hof gehörige Nutzfläche und der bauliche Zustand des Hofes. So berichten einige Bauern von den Mühen der Instandhaltung der Hofgebäude in der sozialistischen Zeit, als nur schwierig Baustoffe zu erhalten waren, mit verhaltenem Stolz dann auch von Umbau und Anbau des Wohngebäudes gegen alle widrigen Umstände, gar von der neuen Zentralheizung, die eine erhebliche Verbesserung des Wohnstandards bedeutet und mit einigem Prestigewert verbunden ist. Nicht selten sind solche Projekte mit monetärer Hilfe von Verwandten in Deutschland realisiert worden, was aber den Stolz auf die Eigenleistung im Sinne von Sparsamkeit, Arbeitseinsatz, Entbehrung und Mobilisierung von Hilfe durch Nachbarn und Freunde keineswegs schmälern kann. Im übrigen ist es einigen deutschen Bauern durchaus gelungen, Land dazuzukaufen oder -zupachten und so die Einkommenssituation der Familie zu verbessern. Insgesamt also ist die betriebswirtschaftliche Situation der Höfe, die von Angehörigen der deutschen Minderheit geführt werden, vergleichsweise gut.

Mit Genugtuung verweisen einige Interviewpartner auf die gleichsam öffentliche Anerkennung ihrer Leistungen durch den Staat: Partei und staatliche Organe haben sich zu sozialistischer Zeit unter der Landbevölkerung nicht gerade herzlicher Zustimmung erfreut, aber die Urkunden über hervorragende Ernteleistungen wie die Zuteilung eines Schleppers werden auch heute noch als Auszeichnung verstanden.

Natürlich wurde nicht nur auf den Höfen und in der Landwirtschaft hart gearbeitet. So berichtet ein heute 62jähriger, der nach dem Krieg oh-

ne Verwandte zurückgeblieben war, von 14 Jahren Schwerstarbeit in einem schlesischen Bergwerk „unter Kriminellen und Systemgegnern“. Die unerträglichen Arbeitsbedingungen führten zu unheilbaren Gesundheitsschäden, und so wurde er bereits mit 30 Jahren als Frührentner entlassen. In Masuren erwarb er für wenig Geld ein altes, leerstehendes Haus, richtete es unter enormem Kraftaufwand praktisch allein her und vermietet heute mit einigem Erfolg an deutsche Touristen, die ihm einen wichtigen Zuverdienst zur mageren Rente bescherten. In der Rückschau findet er, daß sich Durchhaltevermögen und harte Arbeit gelohnt haben. Die demonstrative Aufbauleistung hat ihn zu einem respektierten Mitglied der polnischen Nachbarschaft gemacht, im übrigen genießt er den bescheidenen Wohlstand und den Umstand, daß in den Sommermonaten bei ihm Deutsche unterkommen, nachdem er sich lange Zeit von Verwandten, Deutschen überhaupt, im Stich gelassen fühlte.

Das Schlimmste hat man hier erlebt und das ist vorbei. Verstehst du mich? Und jetzt bin ich schon so, etwas schlauer, kann man sagen, mehr Erfahrung hat man. Und eigentlich mit allen bin ich, äh, äh, gut befreundet, kann man sagen. Die kommen alle zu mir, die wollen alles, manches wissen. (Rentner U., 64 Jahre)

Harte Arbeit als Bewältigungsstrategie hat offenbar ihren Preis: Die unmäßige, z.T. trotz fortgeschrittenen Alters noch anhaltende Beanspruchung, wenn nicht Ausbeutung, des Körpers hat deutliche gesundheitliche Spuren hinterlassen. Tatsächlich sind etwa Rheuma, chronische Magenbeschwerden und Gelenkarthritis verbreitet, und es fällt auf, daß erst bei starkem Leidensdruck bzw. Schmerzen der Arzt aufgesucht wird. Überhaupt drängt sich der Eindruck auf, daß nach den Entbehungen und dem Elend der Nachkriegszeit persönliche Problemlagen eher trivialisiert werden, zumindest Arbeit, auch wenn die körperliche und psychische Leistungsfähigkeit erreicht und überschritten ist, eine Sache des Willens ist und aus sich selbst legitimiert ist.

Soziale Beziehungen als Ressource

Nach dem Abzug der Sowjets war die deutsche Bevölkerung in Masuren bei der Bewältigung des bäuerlichen Alltags keineswegs auf sich allein gestellt. Immer wieder wird betont, daß nach der allmählichen Normalisierung der Landwirtschaft in den späten 40er Jahren, als die Regierung Zugvieh und Gerät zuteilte, die polnischen Nachbarn in die Organisation

gegenseitiger Hilfeleistung einbezogen waren und hier auch respektable Arbeit leisteten:

Na ja, einer brauchte den anderen. Wie, wie es so in der Nachbarschaft aufm Lande is, ja. Man braucht auch mal, na ja, komm du, helf mir was, oder du, helf mir was, ja ... (Landwirt A., 66 Jahre)

Er (der polnische Nachbar; U. M.) kam uns helfen, ob beim Bauen, gebaut hab –. Kam uns helfen: Er hatte keine Maschinen gehabt. Ich hab da den Grasmäher schon gehabt, ich geh auch abmähen. Er hat e Feld gehabt, ich hat e Feld, da ham wir zusammengespannt. Und ham das gemacht. Ich ging ihm helfen, er kam hier helfen dann, und ... Wir ham uns dann gut verstanden. Wir ham uns nich darum gestritten, da oder was da nich. Das liegt ja bloß alles an die Menschen ... Hier waren so viele Polen –, das ging. (Landwirt R., 68 Jahre)

Nach den ersten Jahren des offenen Konfliktes also führte die schlichte Notwendigkeit gegenseitiger Hilfeleistung, da landwirtschaftliches Gerät und Zugtiere immer noch knapp waren, Polen und Deutsche in einer Art Notgemeinschaft zusammen, die offensichtlich aber auch den Boden bereitete für zunehmende Toleranz und die Entstehung einer neuen Wir-Gemeinschaft.²² In vielen Fällen waren auf beiden Seiten Vorbehalte wie Ängste zu schwerwiegend für Kontakte, die über reine ökonomische Zweckrationalität hinausgingen. Doch wissen einige Interviewpartner auch von privaten Beziehungen zu Polen und (ab 1947) auch zu Ukrainern zu berichten:

Da in H. (Ort; U. M.) beim J. (Pole; U. M.) warn Hochzeiten jewesen. Warn wir jewesen beim J. zur Hochzeit. Bei uns warn Hochzeiten jewesen, noch zur Beerdigung warn die jewesen. Noch zur Hochzeit warn jewesen. Aber daß wir uns da mit dem J. auch gestritten hätten, kein mal! (Landwirt A., 66 Jahre)

Obwohl sich offensichtlich bis zur Aussiedlung der meisten Deutschen in den 60er und 70er Jahren die persönlichen Netzwerke weiterhin primär an ethnischer Zugehörigkeit orientierten, war das Bedürfnis nach Harmonie nach den schrecklichen Erfahrungen des Krieges und der ersten

²² Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis* 3 (1983), S. 283-306, hier S. 301.

Zeit danach verbreitet. Noch heute erzählen die älteren Dorfbewohner, unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit, von den Feiern im Dorf der 50er Jahre, die neben der nachbarschaftlichen Reziprozität offenbar eine wichtige Institution sozialer Integration der heterogenen Dorfgesellschaft über ethnische Grenzen hinweg waren. Man ist sogar versucht, von einer Inszenierung interethnischer Friedfertigkeit zu sprechen, in einer Zeit, in der die Erinnerungen an die Greuel des Krieges noch frisch waren und das Mißtrauen tief saß.

Auffallend häufig wird in den Interviews betont, daß es mit den polnischen Nachbarn kaum offenen Streit gegeben habe. Der Widerspruch zu den angesprochenen Beschimpfungen scheint offensichtlich, löst sich aber weitgehend auf, wenn man berücksichtigt, daß Konflikte gerade in den ersten Jahren der Formierung des Dorfes als soziales System, auch der Klärung evidenter Interessengegensätze wie etwa von Besitzverhältnissen, praktisch unvermeidlich waren, danach aber das in ländlichen Gesellschaften übliche Maß kaum überstiegen. Im übrigen sind die Reminiszenzen an jene Zeit angesichts gerade der desintegrierenden Kräfte, die heute nach der Wende auf die Dorfgesellschaft einwirken, wohl auch nostalgisch verklärt, auch wenn in den Berichten von Deutschen der Stolz über ihre enorme Akkulturationsleistung unverkennbar ist.

In den 60er und 70er Jahren kam es zur Masssenaussiedlung des allergrößten Teiles der nach dem Zweiten Weltkrieg in Masuren zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung. Die wenigen nunmehr verbliebenen Deutschen in dörflichen Nachbarschaften konnten seitdem nur in den seltensten Fällen auf die Nachbarschaftshilfe anderer Deutscher zurückgreifen. Die Integration in polnische und ukrainische Nachbarschaften war daher spätestens zu diesem Zeitpunkt unumgänglich, war aber infolge von polnischem Schulsystem, Mischehen und reziproker Organisation der Feldarbeit meist zuvor schon relativ weit fortgeschritten.

Natürlich sind nachbarschaftliche Beziehungen immer auch eine Ressource für die Bewältigung des dörflichen Alltags. Zumal für die Verwirklichung spezieller Vorhaben, die für die materielle Verbesserung der Lebenssituation wichtig sind, reichen die Alltagsbeziehungen in der Regel jedoch nicht aus. In der Zeit des Sozialismus waren dafür vielmehr besondere Kontakte zu den staatlichen Organen notwendig. Auch Angehörige der deutschen Minderheit nutzten durchaus erfolgreich existierende Möglichkeiten informeller Regelung bei den Behörden, so um die Ausreisegenehmigung für Verwandte nach Deutschland zu erwirken, eine Jagdlizenz zu erhalten und eine Baugenehmigung oder auch nur dringend benötigte Baustoffe zu bekommen – ein in der sozialistischen Ökonomie knapper Güter schwieriges Unterfangen:

Na, und da mußte man ja mitmachen, dann schon ... Da konnte man nich sagen, du machst das nich oder was da nich. Und das hier in jedem Land –, du mußt ja. Wenn du da wohnst und –. Und wie nachdem, wie wir gebaut, mußten bauen oder was. Und die Erste (Tochter; U. M.) war gar nich so einfach rauszubekommen (nach Deutschland; U. M.). Die ließen ja gar nich raus. Wen sie wollten bloß. Viele Menschen wollten ja, ham jahrelang –, bekamen immer abgelehnt. (Landwirt R., 68 Jahre)

Jenseits irgendwelcher moralischen Bedenken beeindruckt in gewisser Weise die erworbene kulturelle Kompetenz, mit der aktiv, manchmal auch unter Einschaltung polnischer Freunde, Chancen informeller Regelung genutzt wurden. Schließlich ist dafür die intime Kenntnis riskanter Freiheitsgrade in einem sozialen und kulturellen System von Zutrauen, Vertrauen und Zumutung vonnöten. Auch Korruption braucht, soweit sie über ethnische Grenzen stattfindet, ein gehöriges Maß an interkultureller Kompetenz. Jedenfalls weisen die wenigen hier bekannt gewordenen Fälle darauf hin, daß Angehörige der deutschen Minderheit auch auf diese Weise aktiv Gestalter ihrer Lebensumstände waren und mit dem gezielten Einsatz sozialer Beziehungen als Ressource ein administratives System zu nutzen wußten, dem sie sich – zumindest anfangs – schutzlos ausgeliefert fühlten.

Zusammenfassung: Selbstkonzept und Perspektiven

Das empirische Material legt den Schluß nahe, daß die Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren mit verhaltener Genugtuung auf ihr Leben zurücksehen. Nach der anfänglichen Katastrophe des Zusammenbruches gewohnter Lebenswelt bei Kriegsende und der Erfahrung weitgehender Fremdbestimmung haben die meisten mit der Akkulturation in die neue dörfliche Gesellschaft zunehmend die Kontrolle über die eigenen Lebensverhältnisse erlangt. Die Zugehörigkeit zur ethnischen Gruppe der Deutschen blieb zwar lange Zeit prekär, weil sie den einzelnen exponierte und diskriminierte, auch weil sie die damals Jugendlichen und Kinder bei ungesicherter Identität in jenem Alter in Loyalitäts- und Solidaritätskonflikte stürzte, vor allem aber Verhaltensunsicherheit bescherte. Doch kann keineswegs die Rede davon sein, daß sie die neuen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zum willenslosen Spielball fremder Mächte gemacht hätten. Vielmehr ist es zumindest jenen Deutschen, die bis heute geblieben sind, gelungen, mit einer individuell angemessenen

Kombination von Anpassung, Arbeit und informeller Teilhabe am System staatlicher Macht Lebensläufe nach eigenen Vorstellungen zu entwerfen und zu realisieren. Die Voraussetzung für den Erfolg dieser Bewältigungsstrategien war allerdings soziales und kulturelles Lernen und die Überwindung des Rückschlages in der Sozialisation, wie sie etwa jenem von Migranten in einer fremden Kultur vergleichbar ist.

Im folgenden sollen einige Überlegungen zum heutigen Selbstkonzept der Deutschen der fraglichen älteren Generation in Masuren angestellt werden. Die ethnische Identität ist meist fraglos deutsch:²³

- Ja, ich bin Deutscher, das weiß die ganze Umgebung. (Landwirt A., 66 Jahre)
- Ich bin ein Deutscher und bleibe ein Deutscher. (Landwirt R., 68 Jahre)
- Wir sind immer Deutsche. Von Deutschen ist alles gut nehmen. Aber man ist immer die Schwaben (poln. Schimpfwort für Deutsche; U. M.). (Rentnerin O., 56 Jahre)

Daß sich deutsche Identität in Masuren nicht ohne Erfahrungen mit der polnischen Mehrheitsethnie versteht, wird nicht immer so deutlich ausgesprochen wie im letzten Zitat. Tatsächlich spricht vieles dafür, daß die Verletzungen der ersten Nachkriegszeit als fester Bestandteil kollektiver Erinnerung ganz erheblich zur Festigung ethnischer Identität in der deutschen Minderheit, ähnlich unter der älteren Generation von Polen nach den Gewalterfahrungen mit Deutschen im letzten Krieg, beigetragen haben. Die kognitive Oberfläche dieser Identität sind die z.T. noch aus der deutschen Zeit tradierten ethnischen Stereotype von „den Polen“,²⁴ die

²³ Hier ist noch einmal darauf hinzuweisen, daß diese Aussage so generalisierend nur für jene gilt, die heute etwa 60 Jahre und älter sind, die ersten Jahre ihrer Kindheit noch unter deutschen Verhältnissen erlebt haben und sich an das Kriegsende und die ersten Nachkriegsjahre erinnern können. Schon die nächste Generation hat häufiger eine gemischte, d.h. deutsch-polnische oder, vor allem wenn aus Mischehen hervorgegangen, eher polnische Identität. Offenbar in Verweigerung deutscher und polnischer Identitätsansprüche bzw. -angebote trifft man gelegentlich aber auch auf Angehörige der (ersten) Nachkriegsgeneration, die sich selbst als „Masuren“ bezeichnen. Im Vordergrund steht dabei wohl weniger das Verständnis genealogischer Abstammung als vielmehr das Bewußtsein von der Zugehörigkeit zu einer Region mit unverwechselbarer Landschaft, Geschichte, ländlicher Kultur und Bevölkerung, zu deren Eigenart auch die in der Nachkriegszeit entstandene ethnische Mischung gehört. Zu diesem interessanten Aspekt regionaler Identität bedarf es allerdings noch eingehender empirischer Untersuchungen.

²⁴ Zu den ethnischen Stereotypen von den Polen gehören verschiedene Varianten der „polnischen Wirtschaft“; vgl. dazu Ulrich Mai, Symbolwelten in ethnisch gemischten Räumen: Empirische Befunde aus Masuren, in: *Ethnische Minoritäten in Europa und Amerika*, hrsg. v. F.-J. Kemper u. P. Gans. Berlin 1998 (Berliner Geographi-

trotz der Evidenz konfliktloser Alltagserfahrungen in fast ausschließlich aus Polen und Ukrainern bestehenden dörflichen Netzwerken weiterhin überleben.²⁵

Das offene Bekenntnis zur Minderheit äußert sich heute aber auch in der Mitgliedschaft in den verschiedenen nach der politischen Wende wieder zugelassenen Organisationen der Deutschen, obwohl nur selten Treffen oder Veranstaltungen besucht werden. Nach den Erfahrungen der Diskriminierung als Deutsche, gleichzeitig der öffentlichen Verweigerung des Rechtes auf den Gebrauch ethnischer Symbole, reicht den meisten offenbar die formale Mitgliedschaft als Symbol sozialer Zugehörigkeit. Ähnliche Bedeutung dürfte auch die Pflege genealogischer Symbole haben, die auf die deutsche Abstammung verweisen, so die Gräber der Vorfahren, der vom Großvater gepflanzte Birnbaum („daran wird sich keiner vergreifen“), obwohl er kaum noch eine Ernte abwirft, die gestickten Küchensprüche aus alter Zeit, natürlich die alten, vergilbten Familienphotos im Wohnzimmer und die mythischen Erzählungen von den Vorfahren als Helden alter deutscher Tugenden, der Arbeit, der Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Großzügigkeit. In nicht wenigen Fällen, in denen Einzelheiten familialer Herkunft von damaligen Waisen wegen der Wirren des Kriegsendes unklar sind, werden Bekannte und Freunde aus Deutschland gebeten, sich von dort aus um die Beschaffung von Abstammungsurkunden und Familiendokumenten über amtliche Melderegister und Archive zu bemühen – auch dies ein wichtiges Symbol ethnischer Zugehörigkeit und Identität.²⁶

sche Arbeiten. 86), S. 119-132. – Zur Geschichte des Stereotyps von der „polnischen Wirtschaft“ vgl. besonders Hubert Orłowski, „Polnische Wirtschaft“ – Karriere eines Stereotyps, in: Vorurteile zwischen Deutschen und Polen. Materialien des deutsch-polnischen wissenschaftlichen Symposiums, 9.–11. Dez. 1992, hrsg. v. Franciszek Gruzca. Warschau 1994, S. 92-106; zum Selbst- und Fremdbild aus sprachwissenschaftlicher Sicht vgl. Marek Czyzewski, Martina Drescher (u.a.), Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Theoretische und methodologische Aspekte, in: Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa, hrsg. v. Marek Czyzewski, Elisabeth Gülich (u.a.). Opladen 1995, S. 11-81.

²⁵ Der scheinbare Widerspruch von ethnischen Stereotypen als Teil sozialer Einstellung und konfliktlosen interethnischen Beziehungen im Alltag ist allerdings in der wissenschaftlichen Literatur geläufig: vgl. Friedrich Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation: Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992, S. 126 ff.

²⁶ Eine besondere Rolle spielte in diesem Zusammenhang, gerade in Masuren, der hartnäckige Versuch des polnischen Staates, die Einheimischen als Nachfahren zwangsgermanisierter Polen zu definieren, ihnen jedenfalls eine wie auch immer geartete Zugehörigkeit zur deutschen Ethnie und Kultur zu verwehren. Dies geschah besonders drastisch in vielen Fällen der sog. Verifikation, in denen Einheimische gegen ihre Überzeugung durch einen formalen Akt die polnische Staatsangehörig-

Nostalgische Orientierung liegt sicherlich auch der Genugtuung zugrunde, mit der die touristischen Besucher aus Deutschland während der Sommermonate registriert werden. Nicht wenige von ihnen sind ehemalige Dorfbewohner, und die Wiedersehensfreude ist groß. Obwohl in Gesprächen immer wieder Verständnis für die Aussiedlung in den 60er und 70er Jahren geäußert wird, bestätigt vielen das offensichtliche Heimweh der Besucher doch hinreichend die lange Zeit fragliche Richtigkeit der damaligen Entscheidung zu bleiben („Heimat ist Heimat“) – gegen die allgemeine, nahezu hysterische Aufbruchstimmung jener Zeit. Die romantisch-nostalgischen Perspektiven von Besuchern und Zurückgebliebenen verbünden sich gleichsam und stärken so das irrationale Element von Ethnizität.

Eher rational ist dagegen der Charakter ethnischer Zugehörigkeit als Ressource, d.h. als symbolisches Kapital. Im Normalfall haben Angehörige der deutschen Minderheit in Masuren Verwandte und Bekannte in Deutschland, die auf vielerlei Weise nützlich sein können, so bei der Beschaffung von Arbeit, von Krediten, Gebrauchtwagen, landwirtschaftlichen Maschinen, Ersatzteilen etc. Zweifellos also erweist sich heute die ethnische Zugehörigkeit der Deutschen als materielles Privileg unter den polnischen und ukrainischen Mitbewohnern, das mit der Vergabe eines deutschen Passes durch deutsche Konsulate bzw. die Botschaft, übrigens auch an die jüngere Generation im arbeitsfähigen Alter, auch noch offiziell bestätigt wird.

Insgesamt also wäre eine Stabilisierung der materiellen und psychischen Lebenssituation der Deutschen in Masuren zu vermerken, gäbe es nicht unsichere Perspektiven für die Zukunft. Auf einigen Höfen wirtschafteten deutsche Vorfahren seit vielen Generationen, in einem Fall heute in der 14. Generation. Nun aber stehen Änderungen an: nicht nur wegen der zu erwartenden ökonomischen Auswirkungen eines polnischen EU-Beitritts, nach dem die kleinen Familienbetriebe kaum noch realistische Überlebenschancen haben, sondern auch, weil der Hoferbe bzw. die -erbin im Normalfall einen polnischen Partner hat, dem – verständlicherweise – der Sinn für die Fortführung der Familientradition fehlt und der un-

keit bekamen. In diesem sehr ungleichen Diskurs um Ethnizität, in dem ja gerade Genealogie eines der zentralen ideologischen Argumente des polnischen Staates war und der für die betroffenen Individuen wegen der erlittenen Verletzungen heute keineswegs beendet ist, werden deshalb gerade deutsche Abstammungsurkunden und Taufscheine als gleichsam empirischer Beleg unstrittiger ethnischer Zugehörigkeit wahrgenommen, in gewisser Weise, gerade im Blick auf die Verifikation, zudem als Annullierung eines historischen Ereignisses, das bis heute als besonders ungerecht empfunden wird. Auch wenn solche Dokumente keinerlei rechtliche Bedeutung haben, ist auch hier ihr subjektiver symbolischer Wert erheblich.

ter den neuen, schwierigen ökonomischen Verhältnissen wohl eher die Verwirklichung beruflicher Pläne in der Stadt anstrebt.

Für die älteren Angehörigen der deutschen Minderheit ist diese Perspektive eher deprimierend, deutet sich hier doch an, daß trotz erfolgreicher Krisenbewältigung in der Nachkriegszeit und trotz des Ausharrens in der Heimat gegen den Strom der Zeit die Sicherung der Höfe für die Nachkommen ungeklärt ist, daß zudem die alten Bewältigungsstrategien, eben auch harte Arbeit, sich als untauglich für die Erhaltung des Familienerbes erweisen werden. Dabei ist natürlich kein Trost, daß diese Perspektive kein Spezifikum der deutschen Minderheit ist, vielmehr die neuen ökonomischen Verhältnisse mit erhöhtem Flächen- und Kapitalbedarf berechenbar alle Familienhöfe, ohne Rücksicht auf die ethnische Herkunft ihrer Eigentümer, mit derselben ruinösen Wucht treffen werden.

Zwischen Polentum und Deutschtum – gibt es noch Masuren und Ermländer?

von Andrzej Sakson

Der seit Jahrzehnten andauernde Exodus der masurischen und ermländischen Bevölkerung über die Oder (in den Jahren 1956–1972 reisten ungefähr 120 000 Menschen aus Polen in die beiden deutschen Staaten aus), sowie ein allgemeiner Beitritt dieser Bevölkerung zu den verschiedenen Vereinigungen der deutschen Minderheit nach 1990 führte dazu, daß die Tatsache der Existenz von Masuren und Ermländern immer öfter in Frage gestellt wird.¹ Man identifiziert diese allgemein mit den Deutschen, indem man behauptet, daß nur wenige von ihnen, insbesondere die nach 1945 geborene Generation, infolge eines Assimilationsprozesses zu Polen geworden seien. Daraus zieht man den Schluß, daß sich das Problem der einheimischen Bevölkerung sozusagen von allein gelöst habe. Auch die Erscheinung der sogenannten „neuen Masuren“, d.h. der Polen, die der zugezogenen Bevölkerung entstammen und in Masuren geboren sind, wird zum Gegenstand der Diskussion.

Der Prozeß der Demokratisierung, der sich nach 1989 in Polen vollzog, hatte auch auf die einheimische Bevölkerung erheblichen Einfluß. Während man bei den Kaschuben nach 1989 eine deutliche Entwicklung zu einer kaschubischen ethnischen Identität² beobachten konnte, gab es bei Masuren und Ermländern wie auch bei den Oberschlesiern eine sichtbare Wendung zum Deutschtum hin. Das durch administrative Maßnahmen unterdrückte, aber insgeheim bewahrte Deutschtum wurde in den 90er Jahren zum neuen charakteristischen Merkmal dieser Bevölkerungsgruppe.

Der Prozeß der Desintegration der masurischen und der ermländischen Gesellschaft dauert seit 1945 ununterbrochen an. Im Jahre 1947 waren noch 80 000 Masuren und 40 000 Ermländer in Polen sesshaft. Gegenwärtig leben noch 6 000 bis 10 000 Masuren und 4 000 bis 6 000 Ermländer und deren Nachkommen in ihren Heimatgebieten. Den fortschreitenden Desintegrationsprozeß dieser beiden Gesellschaftsschichten möchte ich

¹ Vgl. die interessanten Überlegungen bezüglich der Schlesier aus der Feder von Krzysztof Kwaśniewski, *Czy istnieje narodowość śląska?* (Gibt es eine schlesische Nationalität?), in: *Sprawy Narodowościowe – seria nowa VI* (1997), H. 1 (10), S. 129-151.

² Vgl. M. Latoszek, *Pomorze. Zagadnienia etniczno-regionalne* (Pommerellen. Ethnisch-regionale Fragen). Gdańsk 1996.

anhand vor Ort selbst durchgeführter Untersuchungen aus den Jahren 1984/85 sowie 1994 und 1995 darstellen.

Die Forschungen umfaßten die Gemeinde Sorkwity (früher im Kreis Mrągowo) sowie einige Gemeinden bei Szczytno, z.B. Pasym. Diese Gebiete wiesen bis vor kurzem die größte Konzentration masurischer Bevölkerung auf. 1984 wohnten 484 Masuren im Gebiet der Gemeinde Sorkwity, was 10,4% der Gesamtbevölkerung dieser Gemeinde ausmachte, die 4650 Personen betrug. 1994 sank die Zahl der masurischen Bevölkerung auf ein Niveau von 343 Personen. Bei einer Gesamtbevölkerung von 4841 Personen entsprach dies 7,1%. Im Verlaufe dieser zehn Jahre verringerte sich die Population der masurischen Bevölkerung um 141 Personen: 67 Personen emigrierten auf Dauer nach Deutschland; die negative Entwicklung der Geburtenziffer verhinderte eine Erhöhung oder gar Stagnation der Bevölkerungszahl (in dieser Zeit starben 33 Personen und 15 Kinder wurden geboren). Infolge von Binnenwanderung (innerhalb der Wojewodschaft und des Landes) und fehlender Registrierung der Aufenthaltsorte verminderte sich die Zahl der Vertreter der masurischen Bevölkerung in der Gemeinde um 56 Personen. Die reale Verminderung dieser Bevölkerung (es handelt sich hier um Personen, die auf Dauer nach Deutschland emigrierten, sowie um die Folgen der negativen Entwicklung der Geburtenziffer) betrug demnach 85 Personen, d.h. 17,6%.

Innerhalb der letzten zehn Jahre unterlag die Alters- und Geschlechtsstruktur der Masuren keinen wesentlichen Veränderungen: Kinder bis zum 16. Lebensjahr machen 37% aus, 22% sind Personen im Alter von 16 bis 30 Jahren, 10% im Alter von 31 bis 40 Jahren, 24% im Alter von 41 bis 60 Jahren und 7% sind älter als 60 Jahre. Es gibt nur unwesentlich mehr Frauen als Männer. Diese Alters- und Geschlechtsstruktur nähert sich der Gesamteinwohnerstruktur der Gemeinde und der Wojewodschaft an. Eine der Folgen einer sich ständig verringernenden Zahl von Masuren zeigt sich in der Dominanz von Mischehen. Es sind ungefähr doppelt so viele wie „rein“ masurische Ehen, in denen beide Ehegatten masurischer Abstammung sind.

Durch die zunehmend restriktiveren Veränderungen in der Einwanderungspolitik der bundesdeutschen Regierung im Hinblick auf die in Polen lebende einheimische und deutsche Bevölkerung³ unterlag die Ausrei-

³ Von 1989 an, als 250340 Personen aus Polen in die Bundesrepublik Deutschland ausreisten und den Status von Spätaussiedlern erhielten, ist eine systematische Verringerung dieser Migrationsart festzustellen. Im Jahre 1990 emigrierten 113253 Personen, im Jahre 1991 40129, 1992 waren es 17742, 1993 dann 5431 und 1994 schließlich 2440 Personen. Vgl. Statistisches Jahrbuch 1994. Wiesbaden 1995, S. 84, sowie

sedynamik einer bemerkenswerten Entwicklung. In den Jahren 1977 bis 1983 (d.h. innerhalb von sieben Jahren) reisten 324 Personen aus der Gemeinde Sorkwity in die Bundesrepublik Deutschland aus. Innerhalb der zehn Jahre von 1984 bis 1994 reisten dagegen nur 67 Personen aus. In letzterem Zeitraum sind die Daten über Ausreisen bemerkenswert: 1983 bis 1988 reisten 28 Personen aus, 1989 bis 1994 waren es 39 (davon: 1989 – 13 Personen, 1990 – acht Personen, 1991 – 17 Personen, 1992 – eine Person. In den Jahren 1993 und 1994 siedelte offiziell keine weitere Person um).

Eine neue, charakteristische Erscheinung, die in den 90er Jahren entstand, ist der zeitlich begrenzte Aufenthalt hauptsächlich junger Masuren in der Bundesrepublik Deutschland zu Erwerbszwecken. Ähnliche Tendenzen gelten für das gesamte Masuren, darunter auch für das Gebiet des ehemaligen Kreises Szczytno. Eine der Ursachen dafür ist die hohe Arbeitslosigkeit, die für das Gebiet der Gemeinde Sorkwity 28% der Gesamtzahl der berufsfähigen Einwohner beträgt und die hauptsächlich durch den Wegfall der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften verursacht wurde.

Die in Masuren u.a. im Bereich von Szczytno durchgeführten soziologischen Untersuchungen weisen keine wesentlichen Antagonismen zwischen den Masuren und der Gesamtbevölkerung auf. Diese bezeichnet die Masuren in aller Regel als Deutsche. Der zahlenmäßig starke Beitritt der Masuren zu den Organisationen der deutschen Minderheit festigte diese Überzeugung.

In den letzten sechs Jahren kann man eine grundlegende Entwicklung in der Einstellung der masurischen Bevölkerung gegenüber den Organisationen der deutschen Minderheit beobachten. In den Jahren 1989 bis 1993 gab es eine Phase von Enthusiasmus, der u.a. in der Artikulation großer, vornehmlich materieller Erwartungen gegenüber diesen Organisationen zum Ausdruck kam. Es gab zahlreiche Fälle des gleichzeitigen Beitritts zu mehreren unterschiedlichen Vereinigungen. Man stellte Anträge auf Anerkennung der deutschen Staatsbürgerschaft u.ä. Nach 1993 kann man eine Phase der Normalisierung in Verbindung mit vermehrt auftretenden Anzeichen von Enttäuschung feststellen. Die Zahl aktiver Mitglieder innerhalb der Vereinigungen verringerte sich wesentlich. Auch die zunächst mit großem Einsatz organisierten deutschen Sprachkurse fanden mit der Zeit ein immer geringeres Interesse. Einen regelmäßigen Kontakt mit der deutschen Sprache bekundeten – nach den Feststellun-

A. Sakson, *Nowa fala emigracji w Europie* (Eine neue Welle der Emigration in Europa), in: *Przegląd Zachodni* (1995), Nr. 1, S. 75-86.

gen von Mieczysław Iwanicki Anfang der 90er Jahre – nur 10% der Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren, 40% der Menschen aus Masuren und dem Ermland hätten auf Dauer nach Deutschland ausreisen wollen (im Vergleich dazu sogar 80% aus Oberschlesien).⁴ Im Laufe der Jahre verringerte sich das Migrationspotential systematisch, was u.a. die Untersuchungen im Gebiet von Szczytno bestätigen.

Wegen der erheblichen Zerstreuung der masurischen und ermländischen Bevölkerung, die keine geschlossene lokale Gesellschaft mehr bildet, spielen auch ihre Vertreter keine wesentliche Rolle mehr in den Selbstverwaltungs- und Administrationsvertretungen auf lokaler Ebene.

Ähnlich wie in den vorangegangenen Jahren ist die evangelisch-augsburgische Kirche, deren masurische Diözese das gesamte Gebiet des historischen Masuren umfaßt, die einzige Institution, die die Mehrheit der masurischen Bevölkerung vereinigt, die auch anderen protestantischen Splittergruppen, wie z.B. den Methodisten oder den Baptisten, oder auch der römisch-katholischen Konfession angehört. Trotz eines hauptsächlich von außen auf Masuren ausgeübten Drucks, so auch aus Deutschland, sieht die lutherische Kirche in Masuren keinen Bedarf, Gottesdienste in deutscher Sprache zu feiern. Diese Meinung wird von den meisten masurischen Gläubigen dieser Kirche geteilt. Eine Ausnahme bildet die Kirche von Giżycko, wo in der Urlaubszeit aufgrund der deutschen Touristen deutschsprachige Gottesdienste abgehalten werden. Seit einiger Zeit kann man eine ständig wachsende Rolle der evangelisch-augsburgischen Kirche bei der Aufrechterhaltung und Kultivierung der masurischen Eigenart beobachten. Anschaulich illustriert wird diese Tatsache durch den Verlauf der Jubiläumsfeierlichkeiten zum 400jährigen Bestehen der evangelischen Kirche von Sorkwity, die im Mai und Juni 1995 stattfanden. Es handelt sich hier um die zur Zeit einzige Dorfgemeinde in Masuren, die fest mit einem Geistlichen besetzt ist. Auch die im Jahre 1995 von den Mitarbeitern des Vereins der masurischen Gemeinden, „Jurand“, sowie vom historisch-gesellschaftlichen Institut in Szczytno organisierten Feierlichkeiten zum 350. Jahrestag der Gründung von Rozogi veranschaulichen die Bestrebungen zur Pflege masurischer Traditionen.

Einen spezifischen Status besitzt das im Jahre 1990 von dem Redakteur Tadeusz Siegfried Willan, einem in Krutyn geborenen Masuren, ins Leben gerufene „Stowarzyszenie Mazurskie – Związek Polsko-Niemiecki“ („Masurische Gesellschaft – Deutsch-Polnische Vereinigung“) mit Sitz in

⁴ Vgl. die Untersuchungen von M. Iwanicki, *Ukraińcy, Białorusini, Litwini i Niemcy w Polsce w latach 1918–1990* (Ukrainer, Weißrussen, Litauer und Deutsche in Polen in den Jahren 1918–1990), Siedlce 1994, S. 192.

Olsztyn. Die Notwendigkeit für die Entstehung eines derartigen Vereins stellte sein Gründer im Jahre 1992 wie folgt dar:

„Es gibt unter uns Menschen, deren Identität sehr komplex ist. Menschen, die zwischen zwei Nationen stehen, im Einwirkungsbereich zweier Kulturen. Die einmal germanisiert und ein anderes Mal wieder polonisiert worden sind, d.h., mit Gewalt vom Einfluß der anderen, ihnen doch auch so nahen Kultur isoliert wurden. Viele von uns sagen: Wir sind Masuren; weder Deutsche, noch Polen, sondern Masuren – Nachkommen der alten Prußen, von Deutschen, Österreichern, Polen, Litauern, Niederländern und Schweizern, von Siegern und Besiegten, von Durchziehenden und den Ansässigen in diesen Grenzgebieten während ihrer siebenhundertjährigen Geschichte.“⁵

Die Masurische Gesellschaft entwickelte sich mit der Zeit Schritt für Schritt zu einer typischen Organisation der deutschen Minderheit. Davon zeugen u.a. die Publikationen von Tadeusz S. Willan in der Monatszeitschrift „Masurische Storchenpost“, dem Organ dieser Vereinigung, dessen Redakteur er ist, sowie die Mitgliedschaft der Masurischen Gesellschaft im Verband der Zusammenschlüsse der deutschen Bevölkerung im ehemaligen Ostpreußen.⁶ Im Jahre 1992 hatte die Gesellschaft 1 600 Mitglieder,⁷ die aus verschiedenen Regionen Masurens stammten, hier insbesondere aus dem Gebiet von Mrągowo und Kętrzyn. Die Gesellschaft hält sich gegenwärtig für die Repräsentantin der deutschen Masuren, der Deutschen masurischer Abstammung oder auch der deutschen Einwohner von Masuren. Der Kultivierung der eigenen Identität, hauptsächlich gestützt auf die deutsche Kultur, dienen die seit 1991 organisierten Sommertreffen der Masurischen Gesellschaft. Das letzte, 7. Treffen fand in der Zeit vom 5.–8. Juni 1997 in Piecki statt.⁸

Ein anderer Masure aus Szczytno, Wiktor M. Leyk, Bevollmächtigter des Olsztyner Wojewoden für die Angelegenheiten der nationalen Minderheiten, sprach im Juni 1995 eine typische Eigenschaft an, die die heutigen Masuren charakterisiert:

⁵ Ebenda; vgl. *Mniejszości narodowe w Polsce* (Nationale Minderheiten in Polen), Red. v. Zbigniew Kurcz. Wrocław 1997.

⁶ T. Willan, *Od i do mazurskości* (Vom und zum Masurentum), in: *Borussia* (1992), Nr. 3-4, S. 28-33.

⁷ Vgl. *Masurische Storchenpost* aus den Jahren 1992–1997.

⁸ Vgl. J. Wańkowska-Sobisiak, *Stowarzyszenia polsko-niemieckie i mazurskie* (Die deutsch-polnischen und masurischen Vereinigungen), in: *Dziennik Pojezierza* vom 19.–22. März 1992.

„Besonders beunruhigend ist (seiner Meinung nach; A. S.) das Problem der Masuren, die ihre ethnische Eigenart verloren haben. Die, die aktiv sind, deklarieren sich als Mitglieder der deutschen Vereinigungen. Es gibt aber keine Bestrebungen, sich als Masuren und Ermländer, die sich mit Polen identifizieren, in Vereinigungen zu organisieren.“⁹

Die nähere Zukunft wird zeigen, ob es sich dabei um eine dauerhafte Tendenz handelt.

Anfang der 90er Jahre gab es eine Zeit lebhafter Diskussionen und Neubewertungen zur staatlichen Politik gegenüber Masuren und Ermländern sowie über den Stand der bisherigen Forschung. Eine der ersten, besonders kritischen Bewertungen zur Politik der Staatsmacht gegenüber dieser Bevölkerung finden wir in einem speziellen „Standpunkt der Gesamtpolnischen Soziologischen Arbeitsgruppe für die Angelegenheiten der einheimischen Bevölkerung“ (die bis zum Jahre 1988 am Instytut Zachodni [Westinstitut] tätig war), der während der vom 7.–8. Dezember 1998 in Poznań abgehaltenen Konferenz unter dem Titel „Schlesier, Kaschuben, Masuren und Ermländer – Fragen einer nationalen und regionalen Identifikation“ formuliert wurde. Hier lesen wir unter anderem:

„In der Nachkriegszeit stützte sich die Politik der Staatsmacht der Volksrepublik Polen gegenüber den westlichen Grenzgebieten Polens und seiner Einwohner auf falsche Voraussetzungen und war voller Widersprüche. (...) Die Politik der Staatsmacht gegenüber diesen Gebieten war de facto *kolonialistisch* (eigene Hervorhebung; A. S.) (...). Im Endeffekt fehlte der einheimischen Bevölkerung der West- und Nordgebiete in einem noch größeren Umfang als der übrigen polnischen Bevölkerung die Möglichkeit, ihre Bedürfnisse und Gruppeninteressen zu äußern.“¹⁰

Die Aufhebung der Zensur und der bis dahin bestehenden Forschungsbeschränkungen führte zu vielen interessanten Studien über masurische und ermländische Themen. Bemerkenswert sind vier Arbeiten, deren Autoren diese Fragen aus einer ganz neuen Perspektive zu analysieren versuchten. Im Jahre 1990 erschien meine Monographie unter dem Titel „Mazurzy –

⁹ Bez Mazurów. Olsztyn. O mniejszościach w urzędzie (Ohne Masuren. Olsztyn. Über Minderheiten in Behörden), in: Gazeta Warmii i Mazur vom 20. Juni 1995, S. 4.

¹⁰ Vervielfältigter Text aus den Sammlungen des Autors.

społeczność pogranicza“ („Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes“). Sie war Gegenstand zahlreicher Besprechungen, Rezensionen und Auseinandersetzungen.¹¹ Im Jahre 1994 erschienen zwei weitere Werke: von Robert Traba „Niemcy – Warmiacy – Polacy 1871–1914. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach“ („Deutsche – Ermländer – Polen 1871–1914. Aus der Geschichte der deutschen katholischen Bewegung und der deutsch-polnischen Beziehungen in Preußen“) sowie von Grzegorz Jasiński „Mazurzy w drugiej połowie XIX wieku. Kształtowanie się świadomości narodowej“ („Die Masuren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Herausbildung einer nationalen Identität“); beide bildeten den Gegenstand einer Diskussion. Im Jahre 1996 erschien eine Arbeit von Anna Szyfer unter dem Titel „Warmiacy. Studium tożsamości“ („Die Ermländer. Identitätsstudien“). Ein neues, interessantes Element dieser Auseinandersetzungen waren die mehr oder weniger scharf formulierten Vorwürfe eines angeblichen „Polozentrismus“ in meiner Arbeit über die Masuren sowie eines „Germanozentrismus“ in dem Buch von Robert Traba über die Ermländer.¹² Auch andere Monographien wurden in die Kontroverse einbezogen. Die Auseinandersetzungen fanden nicht nur im Kreis der polnischen Fachleute statt, sondern bestimmten die Diskussion zwischen polnischen und deutschen Forschern.¹³

1995 erschien in Olsztyn auf Veranlassung der Eheleute Małgorzata und Grzegorz Jasiński die Übersetzung des fundamentalen Werkes von Max Toeppen aus dem Jahre 1870 (Geschichte Masurens: Ein Beitrag zur preußischen Landes- und Kulturgeschichte) mit dem Titel: „Historia Ma-

¹¹ Vgl. W poszukiwaniu tożsamości: Mazurzy XIX i XX wieku. Dyskutują Bożena Domagała, Grzegorz Jasiński, Joachim Rogall, Robert Traba oraz Andrzej Sakson. Postscriptum do dyskusji (Auf der Suche nach Identität. Masuren im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Diskussion zwischen Bożena Domagała, Grzegorz Jasiński, Joachim Rogall, Robert Traba sowie Andrzej Sakson. Postskriptum zur Diskussion), in: Borussia (1992), Nr. 1, S. 3-15.

¹² Vgl. die Rezension zum Buch von Robert Traba, veröffentlicht in dem Jahrbuch „Studia Warmińskie“ (1995), von Janusz Jasiński sowie die Antwort von Traba auf diese Rezension in: Borussia (1996), Nr. 13, S. 203 f.

¹³ Vgl. die Polemik in Verbindung mit dem Erscheinen der Monographie von Heinrich Mrowka, Początki polskiego ruchu politycznego na Mazurach (Die Anfänge der polnischen politischen Bewegung in Masuren), in: Borussia (1992), Nr. 3-4, S. 17-27, von Janusz Jasiński, O sprawie mazurskiej w XIX wieku – Panu Heinrichowi Mrowce w odpowiedzi (Zur masurischen Sache im 19. Jahrhundert – Eine Antwort auf Herrn Heinrich Mrowka), in: Ebenda, S. 115-122, sowie Ulrich Fox, Wspólnota warmińska na przykładzie wsi Alt-Wartenburg, Stary Wartenburg, Barczewko (Die ermländische Gemeinschaft am Beispiel der Dörfer Alt-Wartenburg, Stary Wartenburg, Barczewko), in: Ebenda, S. 34-44; Andrzej Wakar, Nie zgadzam się z profesorem Foxem (Ich stimme Professor Fox nicht zu), in: Gazeta Olsztyńska vom 22.-24. November 1991, S. 1 u. 3.

zur: Przyczynek do dziejów Krainy i Kultury polskiej“ in die polnische Sprache. Auch von den Autoren Tadeusz Baryła und Kazimierz Sopuch¹⁴ wurden interessante Arbeiten veröffentlicht, die hauptsächlich dokumentarischen Charakter haben.

1992 erregte die „Sache Wilamowski“, eines berühmten masurischen Funktionärs (in den Jahren 1947–1949 war er Stellvertreter des Olsztyner Wojewoden), der nach seinem Tode der angeblichen „Einrichtung eines Arbeitslagers für die autochthone Bevölkerung zum Zwecke der Erziehung der widerspenstigen Masuren“ bezichtigt wurde, in Olsztyner Kreisen erhebliches Aufsehen.¹⁵ Bożena Wilamowska, die Witwe des Olsztyner Wojewoden, versuchte mit viel Energie und Scharfsinn, diese Verleumdung richtigzustellen.¹⁶ Auf der Höhe der Forderungen verlangte man im einzelnen auch, die Umstände über die Verweigerung der Registrierung der „Masurischen Kulturellen Vereinigung“ durch das Wojewodschaftsamt im Jahre 1981 bekanntzumachen. Zudem wurde eine ganze Reihe von Konferenzen, Seminaren und Diskussionsrunden, die thematisch den Masuren und Ermländern gewidmet waren, organisiert. Deren Veranstalter waren hauptsächlich das Kętrzyński-Institut für wissenschaftliche Forschungen in Olsztyn, die Kulturgemeinschaft „Borussia“, Olsztyn, und die Ostsee-Akademie in Lübeck-Travemünde.¹⁷

¹⁴ Vgl. *Warmiaci i Mazurzy w PRL. Wybór dokumentów. Rok 1945* (Ermländer und Masuren in der Volksrepublik Polen. Ausgewählte Dokumente. 1945), zum Druck vorbereitet v. Tadeusz Baryła. Olsztyn 1994; *Okręg Mazurski w raportach Jakuba Prawina. Wybór dokumentów. 1945 rok* (Der Kreis Masuren in Berichten von Jakob Prawin. Ausgewählte Dokumente. 1945), zum Druck vorbereitet v. Tadeusz Baryła. Olsztyn 1996; K. Sopuch, *Kształtowanie się świadomości narodowej Mazurów w okresie 1945–1957* (Die Herausbildung eines nationalen masurischen Bewußtseins im Zeitraum von 1945–1957), in: *Z pogranicza kurpiowsko-mazurskiego 1945–1957* (Aus dem kurpisch-masurischen Grenzgebiet 1945–1957), hrsg. v. dems. u. W. Dudziak. Ostrołęka 1993, S. 38 ff. Vgl. auch *Zagadnienia narodowościowe w Prusach Wschodnich w XIX i XX wieku* (Nationale Fragen in Ostpreußen im 19. und 20. Jahrhundert), Red. v. Janusz Jasiński. Olsztyn 1993.

¹⁵ Vgl. u.a. Cz. Ura, *Spudlowane zarzuty* (Verfehlt Vorwürfe), in: *Prawo i życie* Nr. 33 vom 15. August 1992, S. 11.

¹⁶ Vgl. Briefwechsel zwischen Bożena Wilamowska und Andrzej Sakson aus den Jahren 1991–1994. Aus den Sammlungen des Autors.

¹⁷ Vgl. u.a. *Prusy wschodnie – dziedzictwo i nowa tożsamość* (Ostpreußen – Erbe und neue Identität). Tagung der Kulturgemeinschaft „Borussia“ vom 7.–9. November 1991; *Społeczeństwo postmigracyjne Warmii i Mazur* (Die Postmigrationsgesellschaft des Ermlandes und Masurens). Tagung des Kętrzyński-Instituts Olsztyn vom 27. November 1992; *Die Reformation in Ostpreußen. Ein Beispiel der Gemeinschaft von Deutschen und Polen*. Tagung der Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde vom 16.–19. Februar 1993; *Warmia – 750 lat dziejów* (Das Ermland – eine 750jährige Geschichte). Tagung des Kętrzyński-Instituts vom 10./11. November 1993; *Mazurzy – tragedia krainy pogranicza* (Masuren – die Tragödie eines Grenzlandes). Tagung der „Borussia“ und der Ostsee-Akademie vom 20.–22. Oktober 1994; *Tradycja i współczesność: krajobraz kulturowy wsi mazurskiej* (Tradition

Unabhängig von diesem Disput im wissenschaftlichen Kreis gab es auch eine lebhafte Diskussion über das Thema des gegenwärtigen Verständnisses des Masuren- und des Ermländertums. Diese konzentrierte sich hauptsächlich auf die Frage nach der gegenwärtigen Existenz von Ermländern und Masuren. Was bedeutet es heute, ein Masure oder ein Ermländer zu sein, d.h. wer kann sich als Masure oder Ermländer fühlen? Den Ausgangspunkt dieser anregenden Diskussion über die gegenwärtigen Probleme des Masurentums bildete ein Referat des deutschen Wissenschaftlers Joachim Rogall, gehalten anlässlich der von der Kulturgemeinschaft „Borussia“ in der Zeit vom 7.–9. November 1991 in Olsztyn veranstalteten Konferenz „Ostpreußen – Erbe und neue Identität“. Dieser Vortrag unter dem Titel „Deutsche oder polnische Masuren?“ erschien sowohl in polnischer als auch in deutscher Sprache.¹⁸ Zum Abschluß seiner Ausführungen weist der Autor darauf hin, daß „die Entwicklung der Geschichte zur Folge hatte, daß es eigentlich nur Deutsche masurischer Abstammung und Polen masurischer Abstammung gibt. *Masuren gibt es eigentlich nicht mehr* (eigene Hervorhebung; A. S.)“. Diese arbiträre Feststellung rief eine lebhafte Diskussion hervor, die in der „Masurischen Storchenpost“, dem Presseorgan der von Tadeusz S. Willan geleiteten Masurischen Gesellschaft, geführt wurde. Der Masure Herbert Reinoß machte auf die Tatsache aufmerksam, daß die Masuren, die es natürlich immer noch gäbe, aber eine Art Mischvolk darstellten, das sich aus „altprussischen, deutschen und masowischen“ Linien zusammensetze. Er stellte fest, daß sie aufgrund der Tatsache, daß sie „in ihrer kleinen Heimat leben, ein bestimmtes Selbstbewußtsein besitzen und darauf stolz sind, Masuren zu sein“.¹⁹

und Gegenwart: die kulturelle Landschaft des masurischen Dorfes). Tagung der Ostsee-Akademie und der „Borussia“ vom 17.–20. Mai 1996; Tożsamość kulturowa ludności Warmii i Mazur (Die kulturelle Identität der Bevölkerung des Ermlandes und Masurens). Tagung des Kętrzyński-Instituts vom 17./18. November 1995; Wokół dziedzictwa historycznego Prus Wschodnich (1945–1995) (Vom historischen Erbe Ostpreußens [1945–1995]). Tagung des Kętrzyński-Instituts vom 20. Dezember 1995; Pruska Kraina – Prussia – Prusy: pojęcie, tradycja, perspektywa (Preußisches Land – Prussia – Preußen: Begriff, Tradition, Perspektiven). Tagung des Kętrzyński-Instituts und der Ostsee-Akademie vom 20.–22. September 1996. Besprechungen und Materialien anderer Zusammenkünfte und Konferenzen wurden regelmäßig u.a. in „Gazeta Olsztyńska“, „Komunikaty Mazursko-Warmińskie“ sowie „Borussia“ veröffentlicht.

¹⁸ J. Rogall, Niemieccy i polscy Mazurzy? (Deutsche und polnische Masuren?), in: Borussia (1992), Nr. 3–4, S. 12–16; ders., Deutsche Masuren – polnische Masuren?, in: Masurische Storchenpost (1991), Nr. 12, S. 7–12.

¹⁹ H. Reinoß, Gibt es keine „echten Masuren“ mehr? Anmerkungen zu einer kontroversen Diskussion, in: Masurische Storchenpost (1993), Nr. 1, S. 19.

In meinem Artikel „Das religiös-kulturelle Erbe der Masuren²⁰“ polemisierte ich über die These von Joachim Rogall, wies auf die charakteristischen Merkmale der Eigenarten der gegenwärtig in Polen lebenden Masuren hin und machte auf die Notwendigkeit der Beibehaltung dieser Eigenarten sowohl bei den Polen, als auch bei den Deutschen aufmerksam. Tadeusz S. Willan zeigte in dem Artikel unter dem Titel „Wer ist ein Masure?“²¹ die Spezifik dieser in zwei Kulturen – der deutschen und der polnischen – verwurzelten Bevölkerungsgruppe auf. Sie habe ihre eigene Gruppenidentität. Im Verlauf dieser Diskussion nahm Joachim Rogall seine These zurück.²²

Weitaus unsachlicher war eine zwischen drei in Deutschland lebenden Masuren geführte Diskussion. Günter Schiwy, Bernhard Fisch sowie Herbert Reinoß „hebelten eine ohnehin schon geöffnete Tür auf“, indem sie u.a. über die Abstammung der masurischen Sprache sowie über die Genese der Besiedlung dieses Gebietes stritten.²³

Einer der Diskutanten, Bernhard Fisch, unterschied in seiner Arbeit unter dem Titel „Wer sind die Masuren? Was sind die Masuren? Thesen“ drei Kategorien (Arten) von Masuren:

- die „alten“ (oder eigentlichen) Masuren, in Masuren lebende oder aus Masuren stammende und polnisch (masurisch) sprechende Protestanten;
- die „deutschen“ Masuren, in Masuren lebende oder dort geborene deutschsprachige Nachkommen der „alten“ Masuren sowie auch Zugezogene deutscher oder anderer Nationalität, unabhängig von ihrer Konfession;

²⁰ Masurische Storchenpost (1993), Nr. 5, S. 3-13.

²¹ Masurische Storchenpost (1994), Nr. 11, S. 28-36. Vgl. auch andere Äußerungen des Präsidenten der Masurischen Gesellschaft, der die These von Joachim Rogall in Frage stellt: Willan, *Od i do mazurskości* (wie Anm. 6); ders., *Nationale Identität und Kulturbewußtsein der deutschen Masuren*, in: Masurische Storchenpost (1996), Nr. 4, S. 23-29; *My Mazurzy jesteśmy „dwunastkami“* (Wir Masuren sind „Dutzende“). T. Kudyba spricht mit T.S. Willan, in: *Schlesisches Wochenblatt* Nr. 3 vom 24.-30. Januar 1997, S. 1 u. 4.

²² In einem Brief vom 24. Januar 1995 schrieb der Wissenschaftler aus Mainz an den Redakteur Tadeusz S. Willan: „Die von mir seinerzeit in der Storchenpost aufgestellten Thesen sind ja zumindest bei den Herren Reinoß und Sakson und nicht zuletzt auch bei Ihnen auf Kritik gestoßen. Die vorgetragenen Argumente sind – zumindest teilweise – auch für mich so überzeugend gewesen, daß ich meine früheren gerne in manchen Punkten korrigiere.“ Masurische Storchenpost (1995), Nr. 4, S. 25. Vgl. auch J. Rogall, *Die Frage der masurischen Identität*, in: Ebenda (1995), Nr. 6, S. 10-15.

²³ G. Schiwy, *Heimatliches Bekenntnis eines Masuren*, in: Masurische Storchenpost (1996), Nr. 3, S. 18-26; B. Fisch, *Masuren – heißes Gefühl und kalte Wissenschaft*, in: Ebenda (1996), Nr. 5, S. 33-36; H. Reinoß, *Anmerkungen zu Bernhard Fisch: Wer oder was sind die Masuren?*, in: Ebenda (1997), Nr. 1, S. 14-25.

- die „polnischen“ Masuren, in Masuren lebende oder dort geborene polnisch sprechende Bürger der Republik Polen, die sich mit der Landschaft, der Geschichte und der Kultur Masurens identifizieren und es als ihre Heimat betrachten.²⁴

Erwin Kruk und die Leiter der Kulturgemeinschaft „Borussia“ führten im Jahre 1995 in der „Rzeczpospolita“ eine Diskussion über ein modernes Verständnis des Masurentums. Im Kern betraf die Auseinandersetzung die Frage, wer sich heute noch als Masure fühlen kann. Darf man mit diesem Begriff nicht nur Masuren im traditionellen Sinne des Wortes, sondern auch die „neuen“ Masuren, d.h. diejenigen, die in diesem Gebiet geboren und Nachkommen der nach 1945 hierher gekommenen Ansiedler sind (also zur dritten Gruppe des Masurentums nach der oben angeführten Typologie von Bernhard Fisch gehören) bezeichnen? Im Hinblick auf ihre Bedeutung ist es durchaus lohnend, sich mit den Argumenten der beiden Kontrahenten zu befassen. Ausgangspunkt war ein Interview mit Erwin Kruk, in dem er u.a. feststellte, daß

„es ein Bewußtsein, daß dies einmal preußisches Land war, nicht mehr gibt. Es mangelt auch an dem Bewußtsein, daß hier einmal Masuren und Ermländer gelebt haben. Sie haben das Schicksal der Prußen geteilt. Eigentlich bestand nur unmittelbar nach 1956 ein Interesse an den Masuren, und es gab unterschiedliche Diskussionen“.²⁵

Die Leiter der „Borussia“ schrieben in dieser Kontroverse:

„Die historischen Ursachen des Mißtrauens der in Polen gebliebenen Masuren und Ermländer (die nach ihrer eigenen Entscheidung *Deutsche sind*) (eigene Hervorhebung; A. S.) sind uns bekannt. (...) Aber die objektive Wahrnehmung der Wirklichkeit ist eine andere, denn wie sollen wir uns die mehrjährige Tätigkeit der mit uns befreundeten Masurischen Gemeinschaft in Giżycko, deren Vertreter *sich als Masuren (einer neuen Generation)* (eigene Hervorhebung; A. S.) bezeichnen und die zu

²⁴ Borussia (1996), Nr. 12, S. 59.

²⁵ Na tyłach historii. Z Erwinem Krukiem rozmawia Dariusz Jarosiński (Die Kehrseite der Geschichte. Dariusz Jarosiński spricht mit Erwin Kruk), in: Rzeczpospolita vom 17./18. Juni 1995, S. 15.

einer wirtschaftlichen und kulturellen Belebung dieses Landes erheblich beigetragen hat, sonst erklären?“²⁶

Erwin Kruk entgegnete:

„Jeder hat das Recht, seine eigene Identität zu suchen und zu bestimmen. Für die jungen Menschen also, für die dieses Land ihr Heimatland ist, ist es, unabhängig davon, woher ihre Eltern oder Großeltern stammen, ihr gutes Recht, sich *neue Masuren* oder *Ermländer* (eigene Hervorhebung; A. S.) zu nennen, wenn sie dies wollen und wenn sie enge Bindungen zu den Traditionen der Region verspüren. Das Kernproblem ist jedoch, in welcher Weise und nach welchen Prinzipien die bisherigen Versuche einer Verwurzelung stattgefunden haben. Und hier liegen eben leider die Gründe für eine Beunruhigung, die nicht in den kulturellen Leistungen, sondern auf der Ebene des gesellschaftlichen Lebens liegen. Mich beunruhigen auch die Erklärungen der ‚Borussia‘ und der ‚Masurischen Gemeinschaft‘. Obwohl sie lautstark auf ihr Recht hinweisen, sich auf eine masurische Tradition berufen zu dürfen, geschieht dies allzu oft gleichzeitig durch ein Bestreiten der Rechte der Masuren, dieser kleinen und zerstreuten Gemeinschaft, deren Existenz in Masuren in Frage gestellt wird.“²⁷

²⁶ Unterzeichner des Briefes waren Ewa Mazgal, Kazimierz Brakoniecki und Zbigniew Chojnowski. Vgl. Do Redakcji. Na tyłach historii (An die Redaktion. Die Kehrseite der Geschichte), in: Rzeczpospolita vom 22./23. Juli 1995, S. 18.

²⁷ Do Redakcji. Na tyłach historii (An die Redaktion. Die Kehrseite der Geschichte), in: Rzeczpospolita vom 12.–15. August 1995, S. VI. Vgl. auch E. Kruk, Odrzuć filozofię Kalego. Rozmowa z Erwinem Krukiem (Die Philosophie von Kali ist abzulehnen. Gespräch mit Erwin Kruk), in: Gazeta Olsztyńska vom 24.–26. November 1995, S. 3. In dem Artikel Mazurzy (Die Masuren), in: Przegląd Polityczny (1995), Nr. 29, S. 109, nimmt Erwin Kruk erneut zu der Tätigkeit der beiden Gesellschaften Stellung, indem er schreibt: „(...) auch besteht ein unstillbares Bedürfnis zu verkünden, daß es die Masuren nicht mehr gibt. Dabei erklären sie, daß sie das Recht hätten, sich auf eine masurische Tradition zu berufen. Vielleicht ist die Bemerkung ungerecht, aber es scheint so, als wollten sie *statt der Masuren die neuen Masuren sein* (Hervorhebung durch den Verfasser). Derzeit nämlich gefällt ihnen offenbar von allen masurischen Traditionen der Name am meisten. (...) Die Erinnerung daran, daß hier über Jahrhunderte hinweg Masuren gelebt haben, verflüchtigt sich jetzt. Teilen sie vielleicht das Schicksal der Preußen?“ Vgl. auch ders., Skąd przychodzą Mazurzy (Woher kommen die Masuren?), in: Pomerania (1995), Nr. 10, S. 4-8; Słowo na spotkanie w Görlitz (Ein Wort zum Treffen von Görlitz), in: Upamiętnienia pomiędzy Polakami i Niemcami. Materiały polsko-niemieckiego Symposiumu Naukowego 9–11 XII 1992 (Vorurteile zwischen Polen und Deutschen. Materialien eines deutsch-polnischen wissenschaftlichen Symposiums vom 9.–11. Dezember 1992). Warszawa 1994, S. 49-53; Codziennosc rodzinnych okolicach

Die Konfrontation der zu Beginn der 90er Jahre von der „Masurischen Gemeinschaft“ aus Giżycko²⁸ vorgestellten Vision von den „neuen“ Masuren²⁹ mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit erwies sich jedoch als sehr schwierig. Der Vorsitzende der Gemeinschaft, der Soziologe Wojciech Łukowski, stellte aus seiner vierjährigen Erfahrung fest, daß

„diese Identität der im Grunde genommen recht kleinen Gruppe (aufgeklärter) moderner Einwohner des Ermlandes und Masurens zweifellos eine Identität ist, die den Anspruch erhebt, eine regionale Identität zu werden. Nur wenige finden in ihr eine Bestätigung ihrer Aspiration, und sie bildet in Wirklichkeit nur eine *ideologische Identität*, ein gewisses Projekt, *einen Traum der Intellektuellen* (eigene Hervorhebung; A. S.). Wie es scheint, ist die Kommunikation zwischen den Anhängern dieses Projekts und der gegenwärtigen masurischen Gesellschaft sehr gering oder vielleicht auch gar nicht vorhanden“.³⁰

Die interessante Konzeption der „neuen“ Masuren und Ermländer bleibt weiterhin ungeklärt. Offen bleibt auch die Frage, ob die junge Genera-

(Der Alltag in der Heimat), in: Śląsk (1997), Nr. 2, S. 14ff. Die Diskussion zwischen Erwin Kruk und den Vertretern von „Borussia“ analysiert auch Hubert Orłowski in seiner Arbeit „Atlantis des Nordens oder vom Gesamtwerk Borussia.“ Kulturregionale Aktivitäten im polnischen Ostpreußen, in: Literarisches Schreiben aus regionaler Erfahrung. Westfalen – Rheinland – Oberschlesien und darüber hinaus, hrsg. v. W. Gössmann u. K.-H. Roth. Paderborn 1996, S. 348-361. Eine gekürzte polnische Fassung wurde in Borussia (1997), Nr. 14, S. 280-287, veröffentlicht. Vgl. auch das Gedicht von Kazimierz Brakoniewicki, Mitologia (Mythologie), in: Poświaty. Olsztyn 1996, S. 36f.

²⁸ Über ihre Ziele und Aufgaben vgl. „Jestem homo politicus no i się na tym znam.“ Z przewodniczącym Stowarzyszenia „Wspólnota Mazurska“ doktorem Wojciechem Łukowskim rozmawia Wojciech Marek Darski („Ich bin ein homo politicus, also kenne ich mich aus.“ Ein Gespräch von Wojciech Marek Darski mit dem Vorsitzenden der Vereinigung „Masurische Gemeinschaft“, Dr. Wojciech Łukowski), in: Gazeta Giżycka Nr. 17 vom 6. Mai 1994, S. 7. Vgl. auch W. Łukowski, W krainie małych ojczyzn (Im Land der kleinen Heimaten), in: Borussia (1993), Nr. 6, S. 57ff.

²⁹ Bei Ewa K. Czaczkowska, Stowarzyszenie nowych Mazurów (Die Vereinigung der neuen Masuren), in: Rzeczpospolita vom 6. Juni 1995, S. 3, lesen wir u.a.: „(...) eine Gruppe junger, 30- bis 40jähriger gebildeter Einwohner von Giżycko stellte fest: Wir haben das Recht, uns auf die masurische Tradition zu berufen. Das Recht, den masurischen Raum zu vereinnahmen und ihn mit einem neuen kulturellen Inhalt zu füllen. (...) Diese neue Elite antwortet auf die Frage, wer sie ist: Wir sind Masuren – *die früheren Masuren gibt es nicht mehr* (Hervorhebung durch den Verfasser); das sind wir heute. Es gibt eine neue masurische Identität.“

³⁰ Zit. nach: Ebenda. Vgl. auch E. Mazgal, Rybom woda ludziom zgoda (Den Fischen Wasser, den Menschen Eintracht), in: Gazeta Olsztyńska vom 9.-11. Juni 1996, S. 3 f.; W. Katarzyński, Małe ojczyzny na Mazurach (Die kleinen Heimaten in Masuren), in: Gazeta Olsztyńska vom 31. März 1994, S. 6.

tion, die hier geboren und aufgewachsen ist, sich mit dieser Region identifiziert, ob sich die jungen Menschen als Ermländer und Masuren fühlen können, als Erben von Tradition und Kultur, ob ihnen darüber hinaus möglicherweise die Bezeichnung paßt, die ein Mitglied der Masurischen Gemeinschaft, der Dichter Wojciech Marek Darski, in seinem Werk gebraucht – „wir Kreuzritter“.³¹

Eine andere, gesellschaftlich weniger tragfähige und eher persönliche Dimension besaß die zwischen Mitgliedern der „Borussia“ und Tadeusz S. Willan, als Gründer und Präsidenten der Masurischen Gesellschaft, geführte Diskussion. Ihm wurde u.a. fehlende ausreichende politische Legitimation und Verworrenheit der Ziele vorgeworfen.³² Ein charakteristisches Merkmal der oben dargestellten Auseinandersetzung war die Tatsache, daß sie sich im Prinzip auf das Gebiet des historischen Masuren beschränkte und die ermländische Frage unbeachtet ließ. Eine ähnliche Situation gab es auch in der Zeit des Umbruchs 1980/81. Dieses interessante Phänomen macht weitergehende Analysen erforderlich, die den Rahmen dieser Arbeit jedoch überschreiten würden.

In den 90er Jahren wurden einige Bemühungen im Hinblick auf die ermländische Tradition unternommen. Sie waren größtenteils mit Feierlichkeiten anlässlich unterschiedlicher historischer Gedenktage und mit der Revitalisierung bestimmter Elemente der materiellen Kultur und der

³¹ Als „Kreuzritter“ werden die Einwohner des Ermlands und Masurens öfter von den Einwohnern benachbarter Regionen des Landes bezeichnet.

³² Vgl. B. Domagała, *Orientacje narodowościowe Mazurów i Warmiaków – stowarzyszenia mniejszości niemieckiej na Warmii i Mazurach* (Nationale Orientierungen der Masuren und Ermländer – die Vereinigungen der deutschen Minderheit im Ermland und in Masuren), in: *Borussia* (1991), Nr. 1, S. 25; M. Pacek, *Niemieccy Mazurzy dzisiaj* (Deutsche Masuren heute), in: *Ebenda* (1992), Nr. 2, S. 19-23; T.S. Willan, *Wir, die gefährlichen Neubekehrten*, in: *Masurische Storchepost* (1992), Nr. 7, S. 28-35; B. Domagała, *Socjologiczna charakterystyka liderów mniejszości niemieckiej na Warmii i Mazurach* (Soziologische Charakteristik der Führungsschicht der deutschen Minderheit im Ermland und in Masuren), in: *Przegląd Zachodni* (1993), Nr. 3, S. 199-209; T.S. Willan, *Liderzy mniejszości niemieckiej na Warmii i Mazurach w krzywym zwierciadle Bożeny Domagały* (Die Führungsschicht der deutschen Minderheit im Ermland und in Masuren im Zerrspiegel von Bożena Domagała), in: *Ebenda* (1994), Nr. 2, S. 199-202; B. Domagała, *Odpowiedź na list Tadeusza S. Willana* (Antwort auf den Brief von Tadeusz S. Willan), in: *Ebenda* (1994), Nr. 2, S. 202f. Zur Tätigkeit der Masurischen Gesellschaft vgl. u.a. Wańkowska-Sobisiak, *Stowarzyszenia* (wie Anm. 8), S. 4; S. Jermakowicz, *Letnie Mazurów rozmowy* (Die sommerlichen Gespräche der Masuren), in: *Gazeta Olsztyńska* vom 11. August 1994, S. 1 u. 3; *Raz do roku w Krutyni*. Z T.S. Willanem, przewodniczącym „Stowarzyszenia Mazurskiego“, rozmawia Andrzej Maciejewski (Einmal im Jahr in Krutyn. Andrzej Maciejewski im Gespräch mit T.S. Willan, dem Vorsitzenden der „Masurischen Vereinigung“), in: *Gazeta Warmińska* vom 30. Juni – 7. Juli 1994, S. 3; T.S. Willan, *Die Möglichkeiten, in zwei Kulturen zu leben*, in: *Masurische Storchepost* (1993), Nr. 6, S. 8-11.

Folklore verbunden oder knüpfen auch an die Traditionen der polnischen Bewegung der II. Republik Polen im Ermland an. Auch erschienen zahlreiche Arbeiten und Artikel, verstärkt in der lokalen Presse.³³

Ausführlicher und gründlicher wurde zu masurischen Themen publiziert. So erschien z.B. im Oktober 1995 in der Monatsschrift der Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung, „Pomerania“, eine Sammlung von Materialien zum Thema Masuren.³⁴ Auch in der Zeitschrift „Borussia“ hat diese Problematik ihren festen Platz. Besondere Aufmerksamkeit verdient die 1996 unter dem Titel „Die Masuren. Tragödie eines Grenzlandes“ veröffentlichte Materialsammlung.³⁵ Auf Initiative des Historisch-Gesellschaftlichen Instituts in Szczytno erschien 1996 der erste Band vom „Rocznik Mazurski“ („Masurisches Jahrbuch“), der viele Arbeiten zu Vergangenheit und Gegenwart dieser Region vereinigte. Die masurische Problematik findet auch in der lokalen³⁶ und in der gesamtpolnischen Presse³⁷ Raum. Besondere Aufmerksamkeit verdient die in Szczytno her-

³³ Vgl. u.a. E. Šrajeroová, Ostatni Warmiak na wyspie (Der letzte Ermländer auf der Insel), in: Wiadomości Biskupieckie Nr. 5 vom Juli–August 1991, S. 5; Odpust Warmiaków (Die Kirmes der Ermländer), in: Gazeta Olsztyńska vom 16. August 1993, S. 7; E. Cieśniarska, Szkoła pani Marii (Die Schule der Frau Maria), in: Dziennik Pojezierza vom 23.–25. September 1994, S. 4; K. Brakoniecki, Z dziennika warmińskiego (Aus dem ermländischen Tagebuch), in: Przegląd Polityczny (1995), Nr. 29, S. 32 ff. Vgl. auch den interessanten Zyklus von Artikeln mit Erinnerungen von Hubert Orłowski, seiner Heimat Ermland und Masuren gewidmet: Odpominanie (Rückerinnerungen), in: Gazeta Warmińska (1993), Nr. 11; (1994), Nr. 1, 5–7, 33 u. 36; Warmia w oddali. Odpominanie (Ermland aus der Ferne. Rück-erinnerungen), in: Sprawy Narodowościowe – seria nowa III (1994), S. 193–215; Point of no return, in: Borussia (1996), Nr. 12, S. 180 ff.

³⁴ Die Autoren dieser Texte waren E. Kruk, H. Skurpski, A. Sakson, D. Jarośniński und A. Matysiak.

³⁵ Veröffentlicht wurden die Texte folgender Autoren: B. Fisch, G. Białuński, J.Z. Li-chański, P. Fijałkowski, G. Strauchold, Cz. Osękowski und H. Somplatzki.

³⁶ Vgl. u.a. Inni? Z Krzysztofem Mutschmannem proboszczem parafii ewangelicko-angsburskiej w Sorkwicach rozmawia J. Trusewicz (Andere? J. Trusewicz im Gespräch mit Krzysztof Mutschmann, dem Propst der evangelisch-angsburgischen Gemeinde in Sorkwity), in: Dziennik Pojezierza vom 14.–17. Mai 1992, S. 5; Najpiękniejsze na Mazurach. Z Burkhardem Ollechem rozmawia P. Staśkiewicz (Das Schönste in Masuren. P. Staśkiewicz im Gespräch mit Burkhard Ollech), in: Gazeta Warmińska vom 5.–11. Mai 1994, S. 7; T.[S.] Willan, Mazurów droga przez mękę (Der leidvolle Weg der Masuren), in: Gazeta Olsztyńska vom 17. Dezember 1990, S. 6; W.M. Darski, Mazurski los (Das masurische Schicksal), in: Ebenda vom 17. September 1992, S. 5.

³⁷ Vgl. u.a. J. Morawski, Gdzie są Mazurzy? (Wo sind die Masuren?), in: Spotkania Nr. 49 vom 18. Dezember 1991, S. 4; Dziad był mazurskim Polakiem – wnuk jest mazurskim Niemcem. Po twarzy, Z Gustawem Kayką, wnukiem Michała Kayki, rozmawia K. Różycki (Der Großvater war ein masurischer Pole – sein Enkel ist ein masurischer Deutscher. K. Różycki im Gespräch mit Gustav Kayka, dem Enkel von Michał Kayka), in: Polityka Nr. 36 vom 6. September 1994, S. 6; J. Trusewicz, Na ostatnich tropach Smętka. Dziedziczka Irokezów (Die letzten Spuren von Smetek. Erbin der Irokesen), in: Rzeczypospolita vom 28./29. Oktober 1995, S. 12.

ausgegebene 14tägig erscheinende Zeitschrift „Kurek Mazurski“. Erwin Kruk, Verfasser von „Kronika z Mazur – Masurische Chronik“ (PIW, Warszawa 1989) ist seit einer Reihe von Jahren Autor einer festen Kolumne unter dem Titel „Z mazurskiego brulionu“ („Aus dem masurischen Notizbuch“), die in der schon erwähnten Zeitschrift „Pomerania“ publiziert wird.

Eine interessante neue Erscheinung ist die immer öfter zu beobachtende dauerhafte Rückkehr von Ermländern und Masuren, die nach Deutschland ausgereist waren. In ihrer alten Heimat sind sie im Bereich der Wirtschaft und im Immobiliensektor tätig.³⁸

Die Frage der Desintegration und des Zerfalls der masurischen und ermländischen Gesellschaft ist weiterhin noch offen und bildet den Gegenstand von zahlreichen Auseinandersetzungen. Das Problem wird dabei zunehmend mythologisiert.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowé, Lübeck

³⁸ Vgl. L. Kryształowicz, Ich bin Masure, in: Schlesisches Wochenblatt Nr. 9 vom 7.–13. März 1997, S. 7; ders., Chcę wrócić na Mazury (Ich will nach Masuren zurück), in: Ebenda, Nr. 10 vom 14.–20. März 1997, S. 9.

Die deutsche Minderheit in Schlesien nach 1945

von Zbigniew Kurcz

Ich will meine Ausführungen mit zwei terminologischen Begriffsbestimmungen beginnen. Zum ersten möchte ich daran erinnern, wie man Schlesien als Territorium zu verstehen hat; zum zweiten ist die Aufmerksamkeit auf mögliche Kontroversen bei der Definition der deutschen Minderheit in diesem Gebiet zu konzentrieren. Der erste Begriff wurde in der früheren und in der gegenwärtigen Literatur – sowohl der deutschen als auch der polnischen – detailliert dargestellt. Daher ist es hier nicht schwierig, bestimmte Folgerungen zu ziehen. Der zweite Begriff dagegen erfordert trotz einer Fülle von fragmentarischen Bearbeitungen, die sich jedoch entweder nur auf konkrete Fragestellungen oder auf Regionen oder Zeiten beschränken, die Formulierung eigener Vorstellungen.

In Schlesien gibt es geschlossene Gruppen der deutschen Minderheit, und in Schlesien wohnt auch die überwiegende Mehrheit der in Polen lebenden Deutschen. Vergewenärtigt man sich, daß die deutsche Minderheit in Polen 290 000 Personen umfaßt, so leben in der Tat 273 000 davon in Schlesien.¹ Zur vollständigen Klarstellung sei erwähnt, wie das Gebiet und die Grenzen von Schlesien zu verstehen sind, denn die vielfältige und bewegte Geschichte dieser Region führte zu deren ständiger Veränderung:

„Schlesien ist die südwestliche Region Polens, die das Flußgebiet der oberen und der mittleren Oder umfaßt. Im Süden bilden die Bergkämme der Sudeten eine natürliche Grenze, die im Südosten durch das Tor der Morava in die schon zu den Karpaten gehörende Kette der schlesischen Beskiden übergehen. Von der Kleinpolnischen Höhe durch den Polnischen Jura und von der Großpolnischen Niederung durch den Schlesischen Land-

¹ Eigene Untersuchungen aus den Jahren 1992–1995. Vgl. Z. Kurcz, *Mniejszość niemiecka w Polsce* (Die deutsche Minderheit in Polen). Wrocław 1995, S. 43; ders., *Mniejszość niemiecka w Polsce: geneza, struktury, oczekiwania* (Die deutsche Minderheit in Polen: Genese, Strukturen, Erwartungen), in: *Mniejszości narodowe w Polsce* (Nationale Minderheiten in Polen), Red. v. dems. Wrocław 1997, S. 89; ders., *Niemiecka diaspora na Śląsku* (Die deutsche Diaspora in Schlesien), in: *Mniejszość niemiecka w Polsce. Niemcy w rozproszeniu* (Die deutsche Minderheit in Polen. Die Deutschen in der Diaspora). Bd. II, Warszawa 1999, S. 14.

rücken getrennt, bildet Schlesien eine geschlossene geographische und gleichzeitig auch historische Einheit.“²

Wenn wir uns jedoch die politischen und administrativen Karten sowohl der vergangenen Jahrhunderte als auch des letzten Jahrhunderts ansehen, stellen wir tatsächlich fest, daß es bei der Frage der Grenzen Schlesiens viele Zweifel gibt. Die Gebiete, die in dem oben dargestellten geographischen Abriß Schlesien bilden, wechselten häufig ihre Eigentümer und wurden zugunsten einzelner Herzöge, von Monarchien oder auch von modernen Staatsgebilden zusammengelegt oder geteilt. Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang auf die wichtigsten Situationen, Ereignisse und Umstände des letzten Jahrhunderts, die für die unterschiedliche administrative Aufteilung Schlesiens von Bedeutung waren: den Zustand vor dem Ersten Weltkrieg, den Zustand während der Zeit der Volksabstimmung, die Entscheidungen des Rates der Alliierten, die in den Jahren 1920–1921 durchgeführte Teilung, die Aufteilung unter Berücksichtigung der Wojewodschaft Schlesien im Rahmen der Zweiten Republik Polen, die Aufteilung in den Grenzen des deutschen Staates bis zum Jahre 1939, die Aufteilungen aus der Zeit der nationalsozialistischen Besatzung und die Aufteilungen, die schon während der Zugehörigkeit Schlesiens zu Polen in den Jahren 1945–1950 und 1973 durchgeführt wurden. Aus diesen Gründen gibt es trotz einer allgemeinen Vorstellung von dem Gebiet und den Grenzen Schlesiens viele Zweifel.

Das alles war für die Wahl meiner eigenen territorialen Konzeption von Schlesien von Bedeutung, die eine Grundlage für das Ziel der durchzuführenden Untersuchungsmaßnahmen, die Charakterisierung der deutschen Minderheit in Schlesien, bilden mußte. Da sich die einzelnen Vereinigungen der deutschen Minderheit bei den Wojewodschaftsgerichten registrieren lassen müssen und mit ihrer Tätigkeit üblicherweise nur eine Wojewodschaft umfassen dürfen, ist es am besten, das Gebiet Schlesien anhand der Wojewodschaften, die traditionell als schlesische angesehen werden, zu definieren und kleinere administrative Einheiten, die zu Nachbarwojewodschaften oder sogar zu Nachbarstaaten gehören, unbeachtet zu lassen. Deshalb auch zähle ich in meinen Ausführungen die fol-

² T. Marczak, W. Suleja, Śląsk w granicach Polski powojennej (po 1945 r.). Administracyjne a historyczne granice regionu (Schlesien in den Grenzen Nachkriegspolens [nach 1945]). Die administrativen und historischen Grenzen der Region), in: *Z badań nad strukturą społeczną polskiego Śląska (Zu Forschungen über die gesellschaftliche Struktur des polnischen Schlesiens)*, Red. v. Z. Zagórski. Wrocław 1993, S. 9.

genden Wojewodschaften gemäß der Aufteilung aus dem Jahre 1973 zu Schlesien: Bielsko, Katowice, Częstochowa, Opole, Wrocław, Wałbrzych, Jelenia Góra, Legnica.³ Auf diese Weise bleiben die Gebiete, die in früherer Zeit in unterschiedlicher Weise Schlesien zugerechnet wurden, unbeachtet. Darunter sind als wichtigste Zentren zu erwähnen: ganz im Westen Hoyerswerda und Rotenburg; im Südwesten Krosno Odrzańskie, Świebodzin, Zielona Góra, Żagan, Szprotawa; im Norden Wschowa, Góra, Syców; im Süden die Gebiete des ehemaligen österreichischen Schlesien mit Sitz in Opawa.

Anhand vieler Arbeiten, die den Grenzen Schlesiens gewidmet sind, scheint es, daß einige der erwähnten Zentren hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu Schlesien mehr Bedenken als Argumente liefern. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß wir auch in den Grenzen der Wojewodschaften, die wir als schlesische betrachten, auf größere Gebiete verweisen müssen, deren Zugehörigkeit zu Schlesien bestritten wird und die in meinen Ausführungen zusätzlicher Erläuterungen bedürfen. Das ist auch dann der Fall, wenn wir die Gründe überdenken, die für eine Zuordnung der Wojewodschaft Bielsko zu Schlesien entscheidend waren. Wenn wir uns diese Wojewodschaft als Bestandteil Schlesiens vorstellen, müssen wir bedenken, daß dafür ihre Geschichte als Teil von Śląsk Cieszyński entscheidend ist, das mit seinen Grenzen nicht nur die Umgebung von Bielsko und Cieszyn, sondern auch Skoczów, Strumień und die auf tschechischer Seite gelegenen Jablukova, Bohumina, Frysztaka, Frydka und Polska Ostrawa umfaßte. Entscheidend für die Zuordnung der Wojewodschaft Częstochowa zu Schlesien ist hauptsächlich der Umstand, daß die ehemaligen Kreise Lubliniec und Olesko mit typisch schlesischer Provenienz, die zu deutschen Zeiten Bestandteil des Regierungsbezirks Oppeln waren, zu ihr gehören.

Nach dem Umbruch des Jahres 1989 wurde in Polen immer häufiger die Notwendigkeit einer neuen Einteilung des Landes in Verwaltungseinheiten angesprochen. Nach dem neuen Konzept sollte es zu einer Wiedereinführung der Kreise kommen; anstelle der jetzt bestehenden 49 Wojewodschaften sollten einige Großregionen nach dem Vorbild der Länder in der Bundesrepublik Deutschland entstehen. Auf jeden Fall wäre damit der Status der Wojewodschaft Opole angetastet worden, wogegen sich die

³ Z. Kurcz, *Towarzystwa mniejszości niemieckiej na Śląsku* (Vereinigungen der deutschen Minderheit in Schlesien), in: *Studia nad procesami integracji i dezintegracji społeczności Śląska* (Studien zu Entwicklungen von Integration und Desintegration der schlesischen Gesellschaft), Red. v. W. Misiak. Wrocław 1993, S. 133-139.

Vertreter der deutschen Minderheit schon seit 1991 aussprachen.⁴ Nach ihrer Überzeugung war die Verteilung der Gebiete der jetzigen Wojewodschaft Opole auf die benachbarten Wojewodschaften, d.h. auf die Wojewodschaften Katowice und Wrocław, nicht hinzunehmen. Dagegen beantragte die deutsche Minderheit den Anschluß der Gebiete der Wojewodschaft Katowice, die früher zum Regierungsbezirk Oppeln gehört hatten, an die Wojewodschaft Opole. Dadurch hätte Opole seine historische Funktion gegenüber Oberschlesien wiedererlangt. Die deutsche Minderheit, die wohl die mangelnden Erfolgsaussichten für eine derartige Entscheidung erkannt hatte, drängte auf die Erhaltung der Wojewodschaft Opole, allerdings in den Grenzen der Verwaltungsaufteilung aus dem Jahre 1950. Es gab auch detailliertere Vorschläge wie den, daß sich die Grenzen einer künftigen Wojewodschaft Opole mit den Grenzen der Diözese Opole decken sollten. Ein derartiges Postulat der Vertreter der „Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen Minderheit im Oppelner Schlesien“ wurde im April 1991 dem Premierminister Jan Krzysztof Bielecki anlässlich seines Besuchs am Sitz der Vereinigung in Gogolin überreicht.⁵ Es ist jedoch daran zu erinnern, daß knapp ein Jahr später in Polen eine neue kirchliche Organisationsform in Kraft trat, in deren Folge auch die Grenzen der Diözese Opole verändert wurden.

Die Frage einer neuen Verwaltungseinheit wurde in der ersten Hälfte des Jahres 1998 verstärkt wieder aufgenommen, als die Regierung festlegte, daß eine Verwaltungsreform Priorität genieße und unverzichtbare Bedingung für eine Fortführung der Systemveränderungen sei. Dadurch wurde die deutsche Minderheit in Schlesien, vor allem in der Wojewodschaft Opole, vor dieselben Herausforderungen gestellt wie Anfang der 90er Jahre. Die „Gesellschaftlich-Kulturelle Vereinigung der Deutschen im Oppelner Schlesien“ (TSKN) setzte eine Aktion zur Verteidigung der Wojewodschaft Opole und deren Erweiterung um die früheren Kreise Olesno, Dobrodzień, Gliwice und Racibórz in Gang. Die Erwartungen der deutschen Minderheit im Hinblick auf die Möglichkeit einer neuen Verwaltungseinteilung Polens wurden in einer Stellungnahme der TSKN

⁴ Czy Opolszczyzna zaanektuje katowickie? (Wird die Region Oppeln die Wojewodschaft Kattowitz annektieren?), in: Oberschlesische Zeitung Nr. 18 vom 1.–15. Februar 1991, S. 1; Chcą nam rozgrabić Śląsk Opolski (Sie wollen das Oppelner Schlesien zerreißen), in: Ebenda, Nr. 19 vom 16.–28. Februar 1991, S. 1 u. 3; Stanowisko TS-KMN w sprawie regionalizacji (Der Standpunkt der TS-KMN zur Frage der Regionalisierung), in: Ebenda, Nr. 7 vom 16.–30. Juni 1991, S. 2.

⁵ E. Miś, Premier J.K. Bielecki wśród mniejszości w Gogolinie (Premierminister J.K. Bielecki bei der deutschen Minderheit in Gogolin), in: Ebenda, Nr. 3 vom 1.–15. Mai 1991, S. 1 u. 2; H. Król, Wir in Polen, in: Oberschlesische Nachrichten Nr. 13 vom 16.–30. November 1991, S. 1 u. 4.

in Sachen Erhalt der Wojewodschaft Opole formuliert.⁶ Die Vertreter der Minderheit stützten sich auf eine ganze Reihe historischer, wirtschaftlicher und politischer Argumente. Einerseits hoben sie die Erfolge der Wojewodschaft Opole im Vergleich mit anderen Wojewodschaften Polens hervor; andererseits beriefen sie sich auf die dem Minderheitenschutz dienenden Vereinbarungen wie die Europäische Konvention für Minderheitenrechte, nach der der Staat sich Handlungen enthalten soll, die auf eine Veränderung der Mehrheitsverhältnisse in dem durch die Minderheit bewohnten Gebiet hinzielen. Im Februar 1998 veranstaltete die Leitung der TSKN unter ihren Mitgliedern und Sympathisanten eine Unterschriftenaktion für die Erhaltung der Wojewodschaft Opole. Diese Bemühungen der deutschen Minderheit wurden durch Aktivitäten ihrer polnischen Nachbarn unterstützt, denn schon bald wurde ein Bürgerkomitee zur Verteidigung der Wojewodschaft Opole gegründet, das Vertreter aller gesellschaftlichen und politischen Kräfte der Wojewodschaft vereinigte. Auf diese Weise beteiligten sich die Bewohner der Wojewodschaft Opole unabhängig von ihren nationalen Präferenzen an vielen gemeinsamen Aktionen zur Verteidigung der Wojewodschaft, darunter auch an in Opole und Warszawa organisierten Demonstrationen.

Dagegen sprach sich Dietmahr Bremer,⁷ der Vorsitzende der Deutschen Arbeitsgemeinschaft „Versöhnung und Zukunft“ aus Katowice, für eine Einteilung Polens in zwölf Regionen aus, bei der eine Wojewodschaft Opole nicht mehr vorgesehen war, wobei es sich hier jedoch nicht um lokalen Partikularismus handelte. Sein Standpunkt ist auf die Bestrebungen zur Wiederherstellung eines großen Oberschlesien in seiner historischen Form und zur Vereinigung der bisher zerstreut lebenden Bevölkerung deutscher Abstammung unter einer gemeinsamen administrativen Struktur zurückzuführen. Abschließend ist zu erwähnen, daß die Vorschläge der Regierung bezüglich einer Verwaltungsreform, die die Auflösung der Wojewodschaft Opole voraussetzen, bei den deutschen Politikern auf Verständnis stoßen, was u.a. durch Bundeskanzler Helmut Kohl und den Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg, Manfred Stolpe, während der Treffen mit den Vertretern der polnischen Regierung in den ersten Monaten des Jahres 1998 zum Ausdruck gebracht wurde.

Für die Schwierigkeiten im Zusammenhang mit den Wünschen und der Auffassung der deutschen Minderheit in Schlesien ist eine ganze Reihe

⁶ Stellungnahme der Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen im Opperler Schlesien mit Sitz in Gogolin zur Erhaltung der Wojewodschaft Opperln, in: *Schlesisches Wochenblatt* Nr. 5 vom 30. Januar–5. Februar 1998, S. 2.

⁷ *Opolszczyzna albo wielki Górny Śląsk* (Die Wojewodschaft Opperln oder ein großes Oberschlesien), in: *Gazeta Wyborcza* Nr. 61 vom 13. März 1998, S. 6.

von historischen, politischen und juristischen Ursachen von entscheidender Bedeutung. Mit dem Näherrücken der Front zwischen Januar und Mai 1945 kam es in Schlesien zu einer neuen Sachlage. Die russische und die polnische Armee sowie die polnische Verwaltung rückten zunächst in die Gebiete um Katowice und zuletzt – erst nach der Kapitulation des Dritten Reiches – in das Hirschberger Becken ein. Sowohl während der fünf Kriegsmonate des Jahres 1945 als auch in den fünf folgenden Jahren wurde das Problem der deutschen Minderheit als Bestandteil der polnischen Gesellschaft von niemandem beachtet. Bei den Erörterungen zur Frage der Bürger deutscher Abstammung, die sich in dieser Zeit in Schlesien aufhielten, wurde auf die Vorläufigkeit ihres Status hingewiesen. Sie wurden nicht als deutsche Minderheit, sondern ganz einfach als Deutsche bezeichnet und sollten Polen nach der Konzeption Polens als Einvölkerstaat, die von den Kommunisten forciert wurde, in Kürze verlassen.⁸ Die von den Kommunisten den Deutschen gegenüber angewandte Politik entsprach den Erwartungen des größten Teils der polnischen Gesellschaft, die nach den traumatischen Erfahrungen aus der Kriegs- und Besatzungszeit vielfache Zustimmung zu dem Slogan „Nicht ein Deutscher in Polen“⁹ äußerte. An dieser Stelle ist jedoch hervorzuheben, daß die Konzeption der polnischen Exilregierung in London im Gegensatz zu den vorgesehenen Lösungen der von Stalin eingesetzten polnischen kommunistischen Regierung den Verbleib eines beträchtlichen Teils der deutschen Bevölkerung innerhalb der Grenzen Polens vorsah.

Die offizielle Geschichte der deutschen Minderheit in Schlesien beginnt im Jahre 1950. Zu diesem Zeitpunkt erlaubte die Regierung, das Schulwesen für die im Lande verbliebenen Deutschen zu organisieren, und schuf eine ganze Reihe von Freiheiten und Rechten, von denen nationale Minderheiten auch Gebrauch machen durften. Dadurch erkannte die Regierung formell das Vorhandensein einer deutschen Minderheit in Polen an, obwohl man immer noch vorzugsweise von den Deutschen, nicht von einer deutschen Minderheit in Polen sprach und schrieb. Ein charakteristisches Beispiel dafür ist die Bezeichnung der ersten Gesell-

⁸ O akcji przesiedleńczej na ziemiach zachodnich. Wystąpienie E. Ochaba na krajowej naradzie PPR w dniu 28 maja 1945 r. (Zur Übersiedlungsaktion in den westlichen Gebieten. Das Auftreten von E. Ochab beim Landesrat der Polnischen Arbeiterpartei am 28. Mai 1945), in: W stronę Odry i Bałtyku (Richtung Oder und Ostsee), Quellenauswahl, Auswahl u. Bearbeitung v. T. Marczak. Bd. IV, Wrocław/Warszawa 1991, S. 19; Rapport E. S., Polska jako państwo jednonarodowe (Polen als Einvölkerstaat), in: Myśl Współczesna (1946), Nr. 2, S. 201.

⁹ B.K. Cholewa, Migracje Niemców z Dolnego Śląska po II wojnie światowej (Die Migrationen der Deutschen aus Niederschlesien nach dem Zweiten Weltkrieg), in: Przegląd Zachodni 46 (1990), Nr. 2, S. 90.

schaft der deutschen Minderheit, die unter dem Namen „Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft“ registriert wurde und in deren mehrseitiger Satzung nicht einmal der Begriff „deutsche Minderheit“ auftauchte.¹⁰ Die Vermeidung der Bezeichnung „deutsche Minderheit“ war die Folge des Umstandes, daß die deutsche Minderheit nach den historischen Erfahrungen und aus ideologischen Gründen in der Rolle einer Fünften Kolonne, die auf den Untergang Polens hingearbeitet hatte,¹¹ gesehen wurde.

Ein halbes Jahrhundert nach den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges ist es an der Zeit, vielleicht auch modern geworden, unter den Deutschen, die Polen eroberten, und unter den Polen, die mit der in ihrer eigenen Heimat, aber schon unter polnischer Herrschaft auf eine Ausreise wartenden deutschen Bevölkerung in Kontakt kamen, auch Gerechte zu finden.¹² In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß ein bedeutender Teil der deutschen Minderheit im Vorkriegspolen loyale Staatsbürger war. Erst kürzlich ans Licht gekommene Materialien belegen, daß die in Großpolen lebenden Deutschen bei den Zahlungen an den Fond für die Luftverteidigung opferbereiter waren als ihre polnischen Mitbürger.¹³

Sowohl hinsichtlich der Situation in den 50er Jahren als auch in der Retrospektive haben wir es mit einer recht eigenartigen Situation zu tun. In den Jahren 1945–1949 lebten zahlreiche Deutsche in Polen, die keine anerkannte nationale Minderheit darstellten. An dieser Stelle ist auf einige allgemeine Erscheinungsformen bei der Wahrnehmung der deutschen Minderheit hinzuweisen. In der Zeit der Volksrepublik Polen wurde die Entscheidung darüber, wer als Deutscher anerkannt wurde, in der Praxis von Regierungsstellen getroffen. Diese Entscheidungen stimmten in vielen Fällen nicht mit der individuellen Selbstidentifikation einzelner überein.

¹⁰ Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in der Woiwodschaft Wrocław, Satzungen (Photokopie aus den Sammlungen des Autors).

¹¹ M. Cygański, *Hitlerowska V kolumna na Śląsku i w Krakowie* (Hitlers Fünfte Kolonne in Schlesien und Krakau). Opole 1972; S. Osiński, *Piąta Kolumna na Pomorzu Gdańskim* (Die Fünfte Kolonne im Danziger Pommern). Warszawa 1965; R. Staniewicz, *V Kolumna niemiecka w Polsce w 1939 roku* (Die deutsche Fünfte Kolonne in Polen im Jahre 1939), in: *Irredenta i prowokacje. Z dziejów mniejszości niemieckiej w Polsce* (Irredenta und Provokationen. Zur Geschichte der deutschen Minderheit in Polen). Poznań/Warszawa 1959, passim.

¹² *Wypędzenie Polaków i Niemców. Procesy współzależne. Podobieństwa i różnice* (Die Vertreibung der Polen und der Deutschen. Voneinander abhängige Prozesse. Übereinstimmungen und Unterschiede), in: *Polska w Europie, Sonderheft (XIX)*, Warszawa 1996.

¹³ D. Matelski, *Mniejszość niemiecka w Wielkopolsce w latach 1919–1939* (Die deutsche Minderheit in Großpolen in den Jahren 1919–1939). Poznań 1997, S. 337.

Unter Zugrundelegung einer subjektiven Interpretation des Begriffs „Volk“ müßte man bei allen in den Vereinigungen der deutschen Minderheit zusammengefaßten Personen, die sich dazu in ihrer überwiegenden Mehrheit als Deutsche deklarierten, ganz einfach von Deutschen sprechen. Wie die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zeigt, gibt es jedoch Barrieren, die einen solchen Automatismus nicht zulassen. Der überwiegende Teil der Mitglieder der in den vergangenen Jahren entstandenen deutschen Vereinigungen besteht aus bis vor kurzem noch ausschließlich polnischen Bürgern, die eine deutsche Identität oder Abstammung nicht manifestiert hatten. Darüber hinaus hatten viele von ihnen, insbesondere auch diejenigen, die heute zur Leitungsebene der deutschen Minderheit gehören, vorher unterschiedlichste Funktionen in polnischen Institutionen inne. Dadurch entstehen psychologische und gewohnheitsmäßige Barrieren, die einen davon abhalten, sie ohne weiteres als Deutsche zu bezeichnen. Auch die Erkundungen vor Ort zeigen, daß diese Probleme in vielen Fällen in der Minderheit selbst zutage treten, wenn ihre Mitglieder sagen, daß sie eigentlich eine Bevölkerung deutscher Abstammung seien. Das kommt deutlich in den Namen vieler dieser Vereinigungen zum Vorschein, z.B. bei der „Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Bevölkerung deutscher Abstammung in der Wojewodschaft Katowice“ oder bei der „Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Bevölkerung deutscher Abstammung in Częstochowa“.

Die Leiter aus dem Oppelner Schlesien waren bei der von ihnen vorgenommenen Selbstidentifikation wesentlich entschiedener. Jan Kroll z.B. war überzeugt davon, daß der Begriff „deutsche Minderheit“ seinen Platz im Namen einer sich gerade bildenden Organisation finden müsse,¹⁴ was dann auch im Fall der „Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen Minderheit im Oppelner Schlesien“ verwirklicht wurde. Nach Krolls Meinung zeugt das Wort „Minderheit“ indirekt sogar von einer Akzeptanz der westlichen Grenzen Polens, weil eine Minderheit natürlicherweise in einem anderen Staat leben muß. Schon zwei Jahre später jedoch, als die deutsche Minderheit ihre Strukturen verfestigt und ihren Platz in der lokalen Verwaltung Schlesiens und im polnischen Parlament eingenommen hatte, beantragten ihre Leiter beim Gericht, den Namen ihrer Organisation in „Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen im Oppelner Schlesien“ umzuändern, was damit begründet wurde, daß sie hier einfach

¹⁴ Jestem Ślązakiem i Niemcem. Rozmowa z Janem Krollem (Ich bin Schlesier und Deutscher. Gespräch mit Jan Kroll), in: Res Publica Nr. 6 vom Juni 1990, S. 18.

zu Hause und sie Deutsche seien und nicht eine Minderheit.¹⁵ Die Mehrheit der Organisationen jedoch bezeichnet das Deutschtum ihrer Mitglieder auf indirekte Weise, wovon die folgenden Namen zeugen: „Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Wrocław“, „Deutsche Kulturell-Soziale Gesellschaft in Legnica“ und „Deutsche Kulturell-Folkloristische Gesellschaft ‚Rübezahl‘ in Kamienna Góra“. Andere akzeptieren ihre Regionalbedeutung, was am besten an dem Namen „Verband Schlesischer Landwirte“ deutlich wird.

Man kann die deutsche Bevölkerung in Schlesien in den ersten Nachkriegsjahren grob in drei Kategorien einteilen: in die „Volksdeutschen“ (aus dem vor dem Kriege polnischen Teil Oberschlesiens), die heimatliche Bevölkerung mit polnischer Provenienz aus dem Opper Schlesien und die ethnischen Deutschen. Die Bezeichnung „grob“ wurde hier im vollen Bewußtsein der Vielschichtigkeit der ethnischen Verhältnisse in Schlesien angewandt. Man könnte zusätzlich auch andere Kategorien anführen wie: Volksdeutsche deutscher Abstammung, Volksdeutsche lokaler Abstammung und ethnische Deutsche als Abkömmlinge deutscher Ansiedler, die im Rahmen der Aktion „Heim ins Reich“ aus vielen Ländern Mittel- und Osteuropas hierhergekommen waren. Ich meine jedoch, daß derartig detaillierte Kategorisierungen im Hinblick auf die Erfordernisse der von mir vorgenommenen Analyse die Durchführung der Explikationsprozesse nicht erleichtern würden. Andererseits macht der Hinweis auf detailliertere Bevölkerungskategorien die Vielschichtigkeit der ethnischen Verhältnisse in Schlesien bewußt. Gleichzeitig möchte ich hervorheben, daß in diesem Teil der Erörterungen auf die Begriffe „Deutsche“ oder „deutsche Minderheit“ verzichtet und der Begriff „deutsche Bevölkerung“ verwendet wird. Warum nun nicht „deutsche Minderheit“? Wie schon angedeutet, war der Status der Menschen ein vorübergehender, denn es war ihre kurzfristige Aussiedlung vorgesehen. Und warum nicht „Deutsche“? Weil ein Teil dieser Bevölkerung unter Zwang zu Deutschen wurde, während andere, die in der Deutschen Volksliste niedriger eingestuft worden waren, noch nicht „richtige“ Deutsche waren.

Die erste Gruppe der formell deutschen Bevölkerung bildeten die schlesischen Volksdeutschen. Sie bewohnten das Gebiet der Wojewodschaft Katowice in ihren Vorkriegsgrenzen, das durch die deutsche Besatzungsmacht um die südwestlichen Gebiete der Wojewodschaft Kielce und die westlichen Kreise der Wojewodschaft Kraków sowie um die Gebiete des Teschener Schlesiens erweitert worden war. Dabei ist darauf hinzuwei-

¹⁵ E. Miś, Wyrok we Wrocławiu (Urteil in Breslau), in: Oberschlesische Zeitung Nr. 11 vom 1.–15. Juni 1992, S. 1.

sen, daß der Zwang zur Eintragung in die Deutsche Volksliste nur die Einwohner der Wojewodschaft Katowice in ihren Vorkriegsgrenzen betraf. Was war – kurz gefaßt – die Deutsche Volksliste?¹⁶ Im März 1941 erschien eine Verordnung, die die Regulierung der Nationalverhältnisse sowohl in den dem Reich angeschlossenen als auch in den besetzten Gebieten zum Ziel hatte. Die Deutsche Volksliste nannte vier Bevölkerungskategorien, in die man – abhängig von der Bindung an das Deutschtum – eingetragen werden konnte:

- I. Gruppe Personen deutscher Nationalität, die in der Zwischenkriegszeit am Leben der deutschen Minderheit in Polen teilgenommen oder auf andere Weise Zeugnis für ihr Deutschtum abgelegt hatten;
- II. Gruppe Personen deutscher Nationalität, die, obwohl sie ihr Deutschtum nicht nach außen sichtbar manifestiert hatten, zu ihrer deutschen Abstammung standen und in der Privatsphäre Elemente der deutschen Kultur pflegten;
- III. Gruppe Personen deutscher Nationalität, die zu einem erheblichen Teil polonisiert waren, die aus Mischehen stammten oder in ethnisch gemischten Gebieten lebten;
- IV. Gruppe Personen deutscher Nationalität, die ihr Deutschtum überhaupt nicht pflegten, obwohl sie sich aufgrund ihrer Abstammung und der Entscheidung, Deutscher zu sein, um die deutsche Staatsangehörigkeit hätten bemühen können.

Mit Hilfe dieser Deutschen Volksliste versuchte die Regierung, in Schlesien Mechanismen zu schaffen, die eine ausnahmslose Rekrutierung zum deutschen Volk und zur deutschen Wehrmacht in Gang setzen sollten. Dafür gibt es detaillierte statistische Angaben,¹⁷ aber auch die genauesten Angaben, die sich auf Dokumente aus der damaligen Zeit stützen, stellen die faktischen Nationalverhältnisse, vor allem aber die tatsächlichen Nationalidentifikationen der Bevölkerung in Schlesien nicht dar. Aber was

¹⁶ C. Osękowski, *Spółczesność Polski zachodniej i północnej w latach 1945–1956* (Die west- und nordpolnische Gesellschaft in den Jahren 1945–1956). Zielona Góra 1994, S. 99ff.

¹⁷ W. Jastrzębski, *Ludność niemiecka i rzekomo niemiecka na ziemiach polskich włączonych do Rzeszy Niemieckiej (1939–1945)* (Die deutsche und die angeblich deutsche Bevölkerung in den dem Deutschen Reich angegliederten polnischen Gebieten [1939–1945]), in: *Ludność niemiecka na ziemiach polskich w latach 1939–1945 i jej powojenne losy* (Die deutsche Bevölkerung in den polnischen Gebieten in den Jahren 1939–1945 und ihr Nachkriegsschicksal), Red. v. dems. Bydgoszcz 1995, S. 19f.

bedeutet es schon, daß fast alle Einwohner der Vorkriegswojewodschaft Katowice (98%) in die Deutsche Volksliste eingetragen wurden, wenn man die späteren Verhältnisse berücksichtigt, nach denen sich im Jahre 1945 unter den 228 000 Soldaten der polnischen Streitkräfte im Westen 89 600 Deserteure oder Kriegsgefangene befanden, die früher in der deutschen Armee gedient hatten.¹⁸

Dabei hatte die Eintragung in die Deutsche Volksliste bedeutenden Einfluß auf die später von der polnischen Regierung in Schlesien getroffenen Personalentscheidungen. Schon im Jahre 1945 wurde ein „Dekret über den Ausschluß feindlicher Elemente aus der polnischen Gesellschaft“ erlassen, das im Mai desselben Jahres durch ein Gesetz ersetzt wurde. Danach wurden die Bürger Vorkriegspolens, die in die I. Gruppe der Volksliste eingetragen waren, als Deutsche angesehen und sollten ausgesiedelt werden. Diejenigen, die der II. Gruppe der Volksliste zugeordnet waren, konnten sich auf gerichtlichem Wege um eine Rehabilitierung bemühen und auf diese Weise in Schlesien bleiben. Bei denen, die der III. und der IV. Gruppe der Volksliste zugeordnet waren, reichte die Abgabe einer Treueerklärung aus, um automatisch die vollen Bürgerrechte zu erlangen. Derartige Lösungen wurden von den Aktivisten des „Polnischen Westverbandes“ als zu liberal kritisiert. Die endgültigen Entscheidungen in Nationalangelegenheiten jedoch traf die Staats- und Parteispitze.

Was verbindet nun die ehemaligen Volksdeutschen mit der deutschen Minderheit im heutigen Polen? Aus den obigen Erläuterungen scheint man schließen zu können, daß die in die I. Gruppe der Volksliste eingetragenen Personen Polen verlassen und die in den übrigen Gruppen der Volksliste Enthaltenen die gesetzlichen Möglichkeiten genutzt haben, um wieder zu Polen zu werden. Die Geschichte der Volksdeutschen ist jedoch wesentlich komplizierter. In den ersten Nachkriegsjahren sahen sie ihre Eintragung in die Deutsche Volksliste als Schicksalsschlag an, der sie sowohl während der Zugehörigkeit Schlesiens zu Deutschland als auch der Zugehörigkeit Schlesiens zu Polen zahlreichen Gefahren und Schikanen aussetzte. In den Folgejahren jedoch bemühten sich viele von ihnen um eine Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Realität des sozialistischen Polen hinter dem Lebensstandard Westdeutschlands zurückblieb. Diese Bestrebungen wurden, zumindest bis zum Jahre 1989, von der deutschen Regierung unterstützt. In vielen Fällen bemühten sich erst Folgegenerationen um die

¹⁸ Z. Kapala, *Górnoślązacy w Polskich Siłach Zbrojnych na obczyźnie* (Die Oberschlesier in den polnischen Streitkräften im Ausland), in: *Górny Śląsk i Górnoślązacy w II wojnie światowej* (Oberschlesien und die Oberschlesier im Zweiten Weltkrieg), Red. v. W. Wrzesiński. Bytom 1997, S. 92.

Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland und beriefen sich dabei auf die Eintragung ihrer Großeltern oder Eltern in die Deutsche Volksliste – dies sogar dann, wenn die Vorfahren in Polen verblieben.¹⁹ Nach dem Jahre 1989 schränkte die deutsche Regierung die Möglichkeiten für die Volksdeutschen und deren Familien ein, in die Bundesrepublik Deutschland auszureisen, indem sie die formellen Bedingungen der Aufnahme änderte (die Ausreisepapiere waren in den deutschen Konsularvertretungen in Polen abzugeben) und indem sie die nationalen Präferenzen genauer überprüfte. Wie die Verfahrensweise des Verwaltungsgerichts in Frankfurt/Main zeigt, verloren diejenigen Volksdeutschen eine Chance auf Übersiedlung und Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft, die gegen Ende des Krieges die Wehrmacht verlassen hatten und zu den polnischen Streitkräften im Westen übergewechselt waren.²⁰

Im Hinblick auf die angeführten Erwägungen verdient die Tatsache besondere Aufmerksamkeit, daß ein Teil der ehemaligen Volksdeutschen gegenwärtig den Vereinigungen der deutschen Minderheit beitrifft, was nicht nur in Schlesien, sondern auch in anderen Regionen Polens, insbesondere in Pommern, geschieht. Das betrifft hauptsächlich ehemalige Soldaten der Wehrmacht, die in den Organisationen der deutschen Minderheit die Vertreter ihrer sozialen Interessen sehen. Ein Teil der ehemaligen Wehrmachtsmitglieder bleibt formell außerhalb der Strukturen der Minderheit, sorgt jedoch auf eigene Weise für eine Daseinsberechtigung dieser Organisationen, die in ihren Satzungen die Fürsorge und die soziale Hilfe für die deutsche Bevölkerung festlegen. Ein Paradebeispiel hierfür bietet die Tätigkeit der Deutschen Arbeitsgemeinschaft „Versöhnung und Zukunft“ aus Katowice, die knapp 10 000 Mitglieder zählt, aber 52 000 ehemalige Soldaten, die auf Hilfe warten, registriert hat.²¹ Im Endeffekt wird infolge der Vereinbarungen vom Dezember 1995, die von den Arbeitsministern der Bundesrepublik Deutschland und Polens unterzeichnet wurden, der Wehrdienst der Arbeitszeit in Polen zugerechnet und bei den polnischen Rentenansprüchen berücksichtigt. Darüber hinaus nutzen die ehemaligen Soldaten der Wehrmacht und auch die bedürftigen Volksdeutschen, die Zwangsarbeit in Polen oder in der Sowjetunion geleistet haben, unterschiedliche Arten der Hilfe aus der Bundesrepublik Deutschland,

¹⁹ W. Górecki, Odkryć w rodzinie volksdeutscha to wielkie szczęście (Das große Glück, einen Volksdeutschen in der Familie zu entdecken), in: *Gazeta Wyborcza* Nr. 264 vom 13. November 1990, S. 7.

²⁰ Czy Niemcy z Polski to prawdziwi Niemcy? (Sind die Deutschen aus Polen echte Deutsche?), in: *Trybuna Opolska* Nr. 208 vom 3. September 1992, S. 11.

²¹ W. Szymczyk, Odszkodowanie za Żelazny Krzyż (Entschädigung für das Eiserne Kreuz), in: *Gazeta Wyborcza* Nr. 247 vom 23. Oktober 1995, S. 15.

wobei die Organisationen der deutschen Minderheit in Polen vermittelnd tätig werden.

Die hauptsächliche Rekrutierungsbasis für die deutsche Minderheit in Schlesien bildet die einheimische Bevölkerung, die im Jahre 1950 etwa 850 000 Personen zählte und früher als Autochthone oder autochthone Bevölkerung bezeichnet wurde.²² Ich habe in meinen früheren Arbeiten²³ der Frage, wer die einheimische Bevölkerung sei, große Aufmerksamkeit gewidmet, wobei ich zu der Schlußfolgerung gekommen bin, daß sie sich aus Personen polnischer oder zumindest slawischer Abstammung zusammensetzt, die seit vielen Generationen in der Nachbarschaft der Ansiedler aus den deutschen Staaten lebten, was zur Herausbildung einer besonderen Kultur und eines Gemeinschaftsgefühls führte. Dafür, daß sich die einheimische Bevölkerung Schlesiens im Laufe der Zeit zum Deutschtum hin orientierte, waren eine ganze Reihe von Gründen entscheidend, obwohl materielle Gründe dies noch zusätzlich stark beeinflussten. Zu Beginn meiner Ausführungen zu diesem Thema erinnere ich daran, daß die sich um eine Ausreise bemühenden Schlesier sich fast ausschließlich in die Bundesrepublik Deutschland begaben.

Die materiellen Lebensbedingungen waren kurz nach dem Kriege ein wesentlicher Faktor für die Entscheidung über die nationale Identifizierung der Schlesier oder sogar für ihre Rückkehr aus den alliierten Besatzungszonen nach Polen. Als sich jedoch in den folgenden Jahren herausstellte, daß die dank amerikanischer Hilfe wiederaufgebaute Bundesrepublik Deutschland einen höheren Lebensstandard und mehr Rechte und bürgerliche Freiheiten garantierte, richteten sich die Bestrebungen von Tausenden von Schlesiern nur auf ein Ziel: Deutscher zu werden. Davon zeugen die Ausreisen in die Bundesrepublik Deutschland, die zu Zeiten der Volksrepublik Polen des öfteren wellenartige Emigrationsbewegungen erkennen lassen. Ich möchte darauf hinweisen, daß es auch Menschen gab, die in der ersten Nachkriegszeit – eben aus ökonomischen Gründen – aus Deutschland nach Polen gekommen waren und sich später um eine Ausreise nach Deutschland bemühten. Beispiele für derartige Biographien sind in den Erinnerungen, die im Rahmen des von mir organisierten Wettbewerbs „Ich bin ein Deutscher in Polen“²⁴ eingesandt wurden, leicht zu finden.

²² Osękowski, *Spółczesność* (wie Anm. 16), S. 98.

²³ Z. Kurcz, *Kształowanie się niemieckiej mniejszości narodowej na Śląsku* (Die Gestaltung der deutschen nationalen Minderheit in Schlesien), in: *Kultura i Społeczeństwo* Nr. 2 vom April–Juni 1991, S. 74; ders., *Mniejszość niemiecka* (wie Anm. 1), S. 134–184.

²⁴ Im Jahre 1992 veranstaltete ich unter der Ägide des Soziologischen Instituts der Universität Wrocław einen der Erinnerung gewidmeten Wettbewerb „Ich bin ein

Ich möchte mich an dieser Stelle insbesondere auf die Erinnerung Nr. 12 berufen. Die aus Zabrze stammende Autorin kam zusammen mit ihrem Mann, der ebenfalls in Oberschlesien geboren war, nach dem Zweiten Weltkrieg aufgrund widriger Umstände nach Deutschland. Der Bruder ihres Mannes, der früher aus der Umgebung von Magdeburg nach Schlesien übergesiedelt war und die hier wie dort herrschenden Lebensbedingungen kennengelernt hatte, überredete sie, sich wieder in Polen anzusiedeln:

„Ein Jahr später kam ein Brief von ihm, daß wir nach Zabrze zurückkehren sollten, weil man sich dort an Fleisch und Wurst satt essen konnte. Das brauchte man meinem Mann, der so gerne aß, nach der ganzen Armut nicht zweimal sagen. Er fuhr nach Magdeburg zum polnischen Konsulat und erledigte alles so, daß wir im August 1949 aus Straßfurt losfahren konnten.“

Weitere Fragmente der Erinnerungen zeugen davon, daß die Rückkehr nach Polen die Erwartungen unserer Zeitzeugen nicht erfüllte, die sich in den Folgejahren dann mehrfach um eine Ausreise in die Bundesrepublik bemühten. Die praktischen Erwägungen, die mit besseren Lebensbedingungen verbunden waren, beeinflussten die Entscheidungen der Schlesier seit langem. Daran erinnert auch Thomas Urban, der ein schlesisches Sprichwort anführt: „Heimat ist dort, wo die Wurst hängt.“²⁵

Ein weiterer Faktor für die ständig wachsende Zahl der deutschen Minderheit in Schlesien war eine Folge der die nationale Verifikation begleitenden Unregelmäßigkeiten.²⁶ Obwohl sie im Grunde sorgfältig vorbereitet war, wurde sie in der Praxis unter Nichtbeachtung zuvor vereinbarter Regularien durchgeführt, was zur Folge hatte, daß ihr grundsätzliches Ziel, alle Deutschen aus Polen zu entfernen, nicht verwirklicht werden konnte. Für meine Ausführungen ist von unerheblicher Bedeutung, welches die Ursachen einer fehlerhaften Verifikation waren, obwohl die zwei wichtigsten zu erwähnen sind: die Bestechlichkeit der Mitglieder der Verifikationskommissionen und die Bedürfnisse der polnischen

Deutscher in Polen“, in dessen Rahmen 39 Arbeiten unterschiedlichen Umfangs eingingen. Die Mehrheit der Erinnerungen stammte von in Schlesien lebenden Autoren. Fragmente dieser Erinnerungen wurden in dem Buch „Mniejszość niemiecka“ (wie Anm. 1) veröffentlicht.

²⁵ T. Urban, *Deutsche in Polen. Geschichte und Gegenwart einer Minderheit*. München 1993, S. 16.

²⁶ J. Misztal, *Weryfikacja narodowościowa na Śląsku Opolskim 1945–1950 (Die nationale Verifikation im Oppelner Schlesien 1945–1950)*. Opole 1984, passim.

Wirtschaft. Besonders wichtig für uns ist der Einfluß der fehlerhaft durchgeführten Verifikation auf die Zunahme der deutschen Identifizierung unter der einheimischen Bevölkerung, weil es gerade in Schlesien die größte Zahl von Deutschen gibt, die im Rahmen der Verifikation als Polen anerkannt wurden. Sie lebten nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum, sondern waren meistens von Nachbarn umgeben, die der einheimischen Bevölkerung mit mehr oder weniger polnischem Einschlag entstammten, die seit Generationen im deutschen Staat gewohnt hatten und die dadurch unter deutschem Einfluß standen.

Es sah also folgendermaßen aus: Die hier verbliebenen Deutschen nahmen, einhergehend mit den zunehmenden bürgerlichen Freiheiten, vermehrt Kontakte mit in der Bundesrepublik Deutschland wohnenden Verwandten und Bekannten auf. Dank des Informationsaustausches konnten sie sich eine eigene Meinung über den Lebensstandard in den beiden Ländern bilden. Ihre Beschreibungen wurden zunächst nur durch Briefe und Photos, später auch durch die Erzählungen nahestehender Personen bei ihren Besuchen in Polen bekräftigt. Das Bild von Deutschland wurde durch die von den Gästen mitgebrachten Geschenke und durch nach Polen geschickte Pakete geprägt. Obwohl diese Gaben von ihrem Wert her für deutsche Verhältnisse nur symbolischen Charakter hatten, besaßen die Sachen und das Geld für die in Polen lebenden Empfänger einen um ein Vielfaches höheren Wert. Dazu handelte es sich häufig um Dinge, die in ihrer Handhabung, ihrer Qualität oder ihren Farben in Polen unerreichbar waren. All das gab eine Vorstellung von der Vollkommenheit „der deutschen Welt“. Einhergehend mit der Lockerung der Reisevorschriften entstand die Möglichkeit, sich persönlich von dem Lebensniveau in der Bundesrepublik Deutschland zu überzeugen, was durch die Erinnerung Nr. 23 sehr treffend dargestellt wird:

„Im Sommer 1979 bot sich uns die nicht alltägliche Gelegenheit zu einer Urlaubsreise zu Bekannten in der Bundesrepublik Deutschland. Ich hatte damals gerade die 2. Klasse hinter mir und all die für Jugendliche typischen Widersprüche, die mich schon bis dahin geplagt hatten, spitzten sich noch weiter zu. Mir wurde damals sehr deutlich, in was für einem Ghetto das kommunistische Regime uns hielt. Ich fühlte Scham für mich und mein Land und konnte mir eines nicht erklären: Besteht Loyalität darin, das ‚eigene Nest nicht zu beschmutzen‘ oder vielleicht auch darin, die Gründe für das Schlechte, das sich in dem sozialistischen Polen eingenistet hatte, einer konstruktiven Kritik zu unterwerfen? Nur zu gut war mir bewußt, auf welche

Art und Weise die Schlesier in ihrer eigenen Heimat behandelt wurden. Das Stereotyp vom ‚dummen Arbeiter‘ konnte schon für einen durchschnittlichen Menschen kein attraktives Angebot sein im Vergleich mit der verlockenden Perspektive eines schnellen Aufstiegs in der BRD.“

Die in Polen lebenden Deutschen nutzten die immer größer werdenden bürgerlichen Freiheiten und reisten auf Dauer in die Bundesrepublik aus oder fuhren nur dorthin, um eine Saisonarbeit aufzunehmen. Auf diese Weise boten die Aussiedler und die saisonalen Erwerbsmigranten auf einfache zu erkennende Weise den Anschein höheren Lebensstandards, der dadurch möglich geworden war, daß sie „zu Deutschen geworden waren“ oder durch ihre Reisen und Verbindungen „den Deutschen und der Bundesrepublik Deutschland nahegekommen waren“. Die Erfolge dieser Menschen hatten für die gesellschaftlichen Aktivitäten der Heimatbevölkerung Signalwirkung. Durch ihre Erfahrungen zeigten sie einen Weg zur Verbesserung der materiellen Situation, zu einem vielfältigeren Konsum und zu einem höheren gesellschaftlichen Ansehen auf. Alles das wurde durch den Kontakt und die Beziehungen zu den in der Bundesrepublik Deutschland Lebenden und durch Reisen in dieses Land möglich. Bei der einheimischen Bevölkerung stellte die Aufnahme von Kontakten zu Menschen in der Bundesrepublik Deutschland kein Problem dar, weil dort ihre Verwandten, Bekannten oder früheren Nachbarn lebten. Die Folgen dieses Prozesses werden in den von Maria Śmiełowska durchgeführten Untersuchungen²⁷ zutreffend durch die Feststellung resümiert, daß nicht die Ausbildung, der Beruf oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht, sondern die Hilfe durch die in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Verwandten und eine dort zeitweise aufgenommene Arbeit für das Maß des Wohlstandes der einheimischen Bevölkerung und infolgedessen für ihre nationale Identifikation ausschlaggebend waren.

Eine weitere Ursache für eine prodeutsche Identifikation der einheimischen Bevölkerung und des sich dahinter verbergenden unerwarteten Zuwachses der deutschen Minderheit ist in der Anwesenheit des polnischen Elements zu suchen, das aus den früheren polnischen Gebieten im Osten und aus Zentralpolen in die Westgebiete gekommen war. Die Ursachen für die Fremdheit der zugezogenen Bevölkerung gegenüber der einheimischen Bevölkerung waren durchaus unterschiedlich. Man kann in diesem

²⁷ M. Śmiełowska, *Przemiany śląskich społeczności lokalnych po 1945 r.* (Die Veränderungen der lokalen schlesischen Gesellschaften seit 1945), in: *Przegląd Zachodni* 46 (1990), Nr. 2, S. 42.

Zusammenhang auf die Sprache, die Sitten und Gebräuche, die Wertvorstellungen und die Kultur im weitesten Sinne hinweisen. Darüber hinaus gab es noch viel tiefere Ursachen für die Fremdheit oder sogar für eine Abneigung: Die Ankömmlinge aus den Gebieten östlich des Bug, die von den komplizierten Schicksalen der Einheimischen nichts wußten, betrachteten diese oft als Deutsche oder doch zumindest als ein undefinierbares und in nationaler Hinsicht verdächtiges Element und sahen sich selbst als polnische Patrioten, die eine besondere Aufgabe zu erfüllen hatten. Sie nahmen oft keinerlei Rücksicht auf die dramatischen Geschehnisse der einheimischen Bevölkerung, auch wenn diese von zweifellos polnischer Identität war, und benachteiligten sie gezielt, indem sie ihnen schlechtere Landwirtschaften zuwies oder auf ihre Aussiedlung drängten. Auch das spätere Vorgehen der Regierung, das auf eine Eliminierung alles Althergebrachten und Lokalen gerichtet war, das von regionaler Eigenart der Schlesier hätte Zeugnis ablegen können, führte zur Abneigung gegen das Polentum. Die bisherigen Bräuche, die Moral und die Arbeitskultur wurden durch neue sozialistische Vorbilder ersetzt, die die einheimische Bevölkerung in dieser Situation mit dem Polentum gleichsetzte, was durch die deutsche Propaganda von der „polnischen Ordnung“ und von der „polnischen Wirtschaft“ bestärkt wurde. Man muß sich in Erinnerung rufen, daß in den Vorstellungen eines bedeutenden Teils der einheimischen Bevölkerung ein negatives Bild vom Polen existierte, das durch die ärmlichen Saisonarbeiter entstanden war, die bei den schlesischen Hofbesitzern als Knechte gedient hatten. In dieser neuen Situation begann die einheimische Bevölkerung, ungeachtet ihrer früheren deutschen oder polnischen Identität und ihrer inneren Unterschiedlichkeit, ein Gefühl der Fremdheit gegenüber den Ankömmlingen aus Ostpolen bzw. aus den an die Sowjetunion gefallen Gebieten zu entwickeln. Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, daß die Werte aus der Zeit der deutschen Zugehörigkeit dieser Gebiete, als sie noch von deutschen Nachbarn umgeben waren, ihren Erwartungen und Präferenzen näher standen.

Die oben dargestellten Prozesse möchte ich anhand zweier Fragmente von Erinnerungen illustrieren:

„In unserem Dorf gab es auch eine Gruppe von Menschen, die mit dem Polentum sympathisierten und die sagten: ‚Ja, aber ein solches Polen wollten wir hier nicht haben. Das ist ja ein russisches Polen.‘ (...) Das Zusammentreffen mit der sogenannten polnischen Ordnung (oder eher Unordnung) nach dem Krieg war für uns ein riesiger Schock. Das Deutschtum wurde immer

mit Disziplin, Pünktlichkeit, Wahrhaftigkeit, Tüchtigkeit und Arbeitsmoral, mit Sauberkeit und Sorgfalt, Ehrlichkeit, Sparsamkeit und im allgemeinen mit einer höheren Alltagskultur verbunden. Polen vertrat überwiegend entgegengesetzte Eigenschaften. Zu allem Überfluß waren die ersten Polen, die zu uns kamen, meistens Plünderer, die all das raubten, was die Russen nicht mehr hatten mitnehmen können. Dann erschienen unausgebildete Beamte (meistens waren es Partisanen). Aus dieser Zeit stammt ein Witz, der die Situation treffend charakterisiert: In einem Zug treffen zwei Emigranten aus den Gebieten östlich des Bug aufeinander. Der eine sagt zu dem anderen: ‚Hallo, Jósek, wohin fährst Du?‘ Darauf der andere: ‚Nach Schlesien, um den Menschen Bildung zu bringen.‘ Der erste: ‚Du kannst doch weder lesen noch schreiben!‘ Der andere: ‚Das macht nichts, ich werde stempeln.‘ Und solche Leute nahmen sich von Anfang an der sogenannten Repolonisierung an.“ (aus der Erinnerung Nr. 22)

Aus der Erinnerung Nr. 29 stammt das folgende Fragment:

„Wie ich schon erwähnt habe, wartete ein großer Teil der Schlesier auf Polen, aber die Polen sind so mit ihnen umgegangen, daß ihnen das niemand vergessen wird. Der Schlesier hat die Eigenschaft, daß er seinen Kummer und seinen Haß in der Arbeit ertränkt und danach strebt, etwas zu besitzen. Er lebt nicht nur für den heutigen Tag, sondern er schaut auf das Morgen. Darauf ist der Pole eifersüchtig und versucht, ihn wie einen weißen Neger auszubeuten. Es waren nicht die Deutschen, die die Schlesier germanisiert haben, sondern die Polen, denn sie erinnerten sie ständig daran, daß sie Schwaben und Nazis sind. (...) Von diesem Zeitpunkt an begann die polnische Herrschaft in unserer Gemeinde. Und wie sich herausstellte, waren sie Milizionäre für unsere Gemeinde. In Wirklichkeit war das eine Bande von Dieben und Räufern. Unser einziges Glück war, daß es in der Nähe eine russische Kommandantur gab, und die schützten uns vor der Miliz. Bis auf den heutigen Tag bin ich nicht mehr auf so rachsüchtige Menschen getroffen. Es waren alles echte Polen aus dem polnischen Oberschlesien und der Umgebung von Kielce. So etwas Primitives und Gieriges habe ich in meinem Leben noch nie gesehen. Im ersten Ansturm ging man gegen die Leute vor, die während des Aufstandes für Polen ge-

kämpft hatten, denn gerade sie widersetzten sich der unmenschlichen Behandlung durch die sogenannten Milizionäre.“

Die mit dem Heranrücken der Front im Jahre 1945 verbundenen Ereignisse waren für eine prodeutsche Orientierung der einheimischen Bevölkerung entscheidend. Dabei ist hervorzuheben, daß die in Schlesien lebende Bevölkerung den bitteren Ernst des Krieges nicht kennengelernt hatte und ihre Gebiete lange Zeit außerhalb der Einwirkung und des Interesses der alliierten Bombenangriffe gelegen hatten. Die Bevölkerung dieser Gebiete lernte die Tragik des Krieges erst zum Zeitpunkt des Einmarsches des sowjetischen und polnischen Militärs kennen. Die Regierung behandelte alle Einheimischen auf dieselbe Art und Weise, ohne Rücksicht darauf, ob sie polnisch oder deutsch orientiert waren. Das hatte zur Folge, daß es in den eingerichteten Internierungslagern, z.B. in Łambinowice, nebeneinander Schlesier mit Nazivergangenheit und Aktivist*innen der polnischen Minderheit in Deutschland gab.²⁸

Sogar die kleinsten Anzeichen mangelnden Gehorsams der neuen Regierung gegenüber hatten für viele tragische Folgen. Das illustriert die Erinnerung von Henryk Swoboda²⁹ aus Racibórz, Sieger des Wettbewerbs „Ich bin ein Deutscher in Polen“:

„Am 31. März 1945 saßen wir bei den Nachbarn im Keller, die Frauen und die Kinder. Wir sprachen den Rosenkranz auf polnisch. Der Opa war oben geblieben. Er hatte uns erklärt, daß Russen auch Menschen seien. Während des Ersten Weltkrieges hätten die Deutschen und die russischen Soldaten im Augenblick des ‚Waffenstillstandes‘ zusammen Wodka getrunken und ihren Tabak geteilt. Der Abend kam. Der Lärm der Geschosse rückte immer näher, und dann waren sie da. Die ersten Soldaten fielen ein, sahen sich um und gingen wieder raus. Die nächsten aber tobten sich hemmungslos aus. Racibórz war die erste Stadt hinter der Oder. Hier lebten schon Deutsche, hier durfte man vergewaltigen, abbrennen und morden. Die Versicherung, daß wir

²⁸ E. Nowak, *Cień Łambinowic (Der Schatten von Łambinowice)*. Opole 1991; H. Kowalik, *(O)polaki exodus. Niemcy szli śpiewając po polsku „Pod Twoją Obronę“ (Der polnische [Oppelner] Exodus. Die Deutschen gingen, indem sie auf polnisch sangen „Unter Deinem Schutz“)*, in: *Prawo i Życie* (1990), Nr. 27.

²⁹ H. Swoboda, *Jestem Niemcem w Polsce? (Bin ich ein Deutscher in Polen?)*, in: *Mniejszość niemiecka w Polsce i Polacy w Niemczech (Die deutsche Minderheit in Polen und die Polen in Deutschland)*, Red. v. Z. Kurcz u. W. Misiak. Wrocław 1994, S. 225-233, hier S. 226.

Polen seien, half nicht. Sie jagten uns aus den Kellern heraus. Im Hof lag schon die Leiche von Opa.“

Die harte Behandlung, der die Bevölkerung unterworfen wurde, wurde als Schikane empfunden, die von den Polen gegen sie gerichtet war. Tausende von Männern wurden an ihrem Wohnort zu unterschiedlichen Zwangsarbeiten verpflichtet oder ins Landesinnere oder in die UdSSR – zur Arbeit in den Bergwerken – verschleppt.³⁰ Sowohl die Kriegserfahrungen als auch eine ganze Reihe der oben erwähnten Ursachen führten bei den Schlesiern zu einer Abneigung gegen das Polentum oder bestätigten sie in ihrer Identifizierung mit den Deutschen, was schließlich die sprunghafte Zunahme der Zahl der sich zum Deutschtum bekennenden Schlesier, deren Emigration in die Bundesrepublik Deutschland und später – nach 1989 – deren Beitritt zu den Vereinigungen der deutschen Minderheit in Polen erklärt. Unter Anwendung der anerkannten Regeln der Analyse und in Anknüpfung an die Grundlagen der Theorie vom humanistischen Faktor des Florian Znaniecki³¹ ist es mir gelungen, die Ereignisse und Mechanismen darzustellen, die für die Entstehung einer deutschen Minderheit im heutigen Polen – einer größeren, als man hätte vermuten können – ursächlich sind.

Die dritte Gruppe der deutschen Bevölkerung in Schlesien bildeten die ethnischen Deutschen, die hauptsächlich die Wojewodschaft Wrocław in den Grenzen der Verwaltungseinteilung des Jahres 1950 bewohnten. Es handelte sich um Menschen, die im Waldenburger Kohlenbecken, in der Industrie anderer niederschlesischer Städte und auf den großen Landgütern der Provinz sowie bei der russischen Garnison beschäftigt waren. Im Jahre 1950 lebten ca. 52000 ethnische Deutsche in Niederschlesien, die nach Beendigung der organisierten Aussiedlungsaktionen hier geblieben waren.³² Dafür war eine Reihe von Ursachen entscheidend: die Verzögerung bei der Durchführung der Aussiedlungen, die Sättigung der britischen und der russischen Besatzungszone mit Übersiedlern, die Verschlechterung der internationalen Lage und die Bedürfnisse der polnischen Wirtschaft. Diese Umstände kamen den Bestrebungen der deutschen Bevölkerung entgegen, die in ihrer Heimat bleiben wollte und sich bis zum Ende der 40er Jahre gestraubt hatte auszureisen. Später aber änderten die

³⁰ Osękowski, *Spółczesność* (wie Anm. 16), *passim*.

³¹ F. Znaniecki, *Wstęp do socjologii* (Einführung in die Soziologie). Poznań 1922, *passim*; ders., *Socjologia wychowania* (Soziologie der Erziehung). Bd. II, Warszawa 1973, S. 28 f.

³² B. Ociepka, *Niemcy na Dolnym Śląsku w latach 1945–1970* (Deutsche in Niederschlesien in den Jahren 1945–1970). Wrocław 1994, S. 25.

Deutschen ihre Präferenzen und bemühten sich intensiv um eine Ausreise aus Polen. Inzwischen war die polnische Regierung jedoch geneigt, sie im Lande zu behalten und einer Assimilation zu unterziehen.

In der polnischen Fachliteratur wurde über Jahre hinweg die Interpretation lanciert, die Deutschen seien deshalb in Schlesien geblieben, weil es an polnischen Fachleuten gefehlt habe, die in der Industrie und in den kommunalen Diensten die Arbeiten hätten verrichten können, die eine hohe Qualifikation erforderten. Detaillierte Archivforschungen von Jędrzej Chumiński jedoch zeigen, daß die in der Staatlichen Waggonfabrik, einem der führenden Betriebe in Wrocław, beschäftigten Deutschen meistens nur Hilfsarbeiten verrichteten, die wenig Qualifikation erforderten, und die deutschen Frauen in den polnischen Familien als Haushaltshilfen arbeiteten.³³ Bis zum Jahre 1950 hatten die ethnischen Deutschen eingeschränkte bürgerliche Rechte, wurden für die gleiche Arbeit schlechter entlohnt als die Polen, hatten keine Garantie auf das Recht zur Beibehaltung ihrer Wohnungen und erhielten bei der Lebensmittelzuteilung kleinere Rationen.

Das Schicksal der ethnischen Deutschen verbesserte sich schrittweise mit der Entstehung der Deutschen Demokratischen Republik und dem Abschluß der Görlitzer Verträge im Jahre 1950. Aufgrund eines besonderen Gesetzes wurden die bisherigen Sanktionen und Beschränkungen aufgehoben. Die Deutschen wurden bei der Entlohnung den polnischen Arbeitern gleichgestellt und durften sich in den Gewerkschaften organisieren. Sie bekamen Zugang zu Führungspositionen und erhielten – was vor dem Hintergrund unserer Erörterungen über die deutsche Minderheit von besonderer Bedeutung ist – das Recht, ihre eigene Kultur zu pflegen. An dieser Stelle ist hervorzuheben, daß die Deutschen sich in nur einem Bereich in der gesamten Nachkriegszeit vollständiger Freiheit erfreuen durften, nämlich im religiösen Leben. Die Gottesdienste für Protestanten, die in mehreren niederschlesischen Ortschaften stattfanden, wurden von deutschen und nach ihrer Ausreise oder ihrem Tod von polnischen Pastoren gehalten. Die deutschen evangelischen Gemeinden ließen sowohl den zur Ausreise als auch den zum Verbleib in Polen entschlossenen Menschen Hilfe oder doch zumindest Wohlwollen zukommen. Religiöser Freiheit erfreuten sich auch die in diesen Gebieten nicht so zahlreichen Katholiken, insbesondere seit der Weihe des einheimischen

³³ J. Chumiński, Czynniki destabilizujące proces osadnictwa we Wrocławiu (Destabilisierende Faktoren beim Ansiedlungsprozeß in Breslau), in: *Studia* (wie Anm. 3), S. 76.

Schlesiens und späteren Kardinals Bolesław Kominek zum Bischof von Wrocław.

Für die Charakterisierung der deutschen Minderheit sind jedoch die das kulturelle Leben³⁴ veranschaulichenden Fakten von besonderer Bedeutung. Die Deutschen besaßen in den 50er Jahren eine ganze Reihe von Ensembles in Form von Chören, Theaterkreisen und Tanzgruppen. Zur Blütezeit der künstlerischen Bewegung waren 52 Amateurgruppen und ein Berufstheater namens „Freundschaft“, das in den Jahren 1954/55 etwa 250 Vorstellungen jährlich gab, tätig. Die 50er Jahre sind auch die Zeit der Entwicklung eines Netzes deutscher Bibliotheken, hauptsächlich in der Form von Leihbüchereien, von denen es im Jahre 1958 128 gab. An anderen Formen der kulturellen Tätigkeit unter den niederschlesischen Deutschen sind noch die in deutscher Sprache durchgeführten Vorlesungen und Filmvorführungen in deutscher Version zu erwähnen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Presseorgane der niederschlesischen Deutschen. Im Jahre 1951 erschien, kurz nach der Herausgabe einiger Pilotausgaben unter dem Namen „Wir bauen auf“, eine Wochenzeitschrift „Arbeiterstimme“, die vom Juli 1955 bis zum Mai 1958 als Tageszeitung herausgegeben wurde, danach ihren Namen in „Die Woche in Polen“ änderte und bis Ende 1958 wieder als Wochenschrift erschien. Zeitweise wurden auch Beilagen unter den Namen „Jugendstimme“ und „Am Sonntag“ herausgegeben. Für die Einstellung dieser Presseorgane waren die Ausreisen der Deutschen aus Polen verantwortlich. Während die „Arbeiterstimme“ noch im Jahre 1957 in einer Auflage von 27 000 Exemplaren erschien, war es ein Jahr später nur noch eine Auflage von 5 200 Exemplaren.

Die Anwesenheit der sich aus den ethnischen Deutschen rekrutierenden deutschen Minderheit spiegelt sich auch in der Entwicklung eines deutschen Schulwesens wider, das im Gebiet von Niederschlesien in den Jahren 1950–1963 bestand. Die höchste Schülerzahl hatten die deutschen Schulen im Schuljahr 1952/53 mit 4 299 Schülern, während es im letzten Jahr ihrer Tätigkeit nur noch 43 Schüler waren. Die meisten deutschen Grundschulen (55) existierten im Schuljahr 1953/54; in den folgenden Jahren nahmen die Schülerzahlen jedoch ab. Nach den Informationen der Leiterin der letzten deutschen Schule in Niederschlesien konnten die Schüler der ihren Betrieb einstellenden Schulen in die Gesamtschulen

³⁴ Die angeführten, das kulturelle Leben, die Presse und das Schulwesen betreffenden statistischen Daten stammen aus der Arbeit von Ocieпка, Niemcy (wie Anm. 32), S. 118-135.

überwechseln, die auch Internatsbetrieb hatten.³⁵ Die deutsche Jugend konnte ihre Ausbildung ebenfalls in den Berufsschulen von Wałbrzych und Boguszów, im Pädagogischen Lyzeum in Świdnica sowie in den allgemeinbildenden Lyzeen in Wrocław und Wałbrzych fortsetzen. Die deutsche Minderheit dokumentierte ihre Anwesenheit auch auf andere Weise, z.B. durch die aktive Teilnahme an den Tätigkeiten des Kulturhauses der Bergleute in Wałbrzych sowie durch eine zahlreiche Beteiligung in den unterschiedlichen Sparten des Sportvereins „Włókniarz“ in Legnica – diese Institutionen wurden von den polnischen Nachbarn als deutsch angesehen.³⁶

Als dauerhaftes Zeugnis für die Anwesenheit der Deutschen in Schlesien erwies sich die Existenz der „Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Wojewodschaft Wrocław“ mit Sitz in Wałbrzych. Die Gesellschaft, die ein wechselhaftes Schicksal hatte (unter anderem eine mehrjährige Zeit der Stagnation), überdauerte bis zur demokratischen Wende im Jahre 1989, und ihre Satzung wurde zum Muster für die in den 90er Jahren entstandenen Organisationen der deutschen Minderheit. Die Gesellschaft in Wałbrzych, die in den 50er Jahren einige tausend Personen zählte, hatte im Jahre 1988 nur noch 47 Mitglieder. In den folgenden Jahren kamen jedoch immer neue Mitglieder hinzu, und im Jahre 1995 zählte die Gesellschaft 650 Mitglieder.³⁷ Es waren vor allen Dingen ethnische Deutsche und deren Nachkommen aus Mischehen, bei denen es – aus den unterschiedlichsten Gründen – zu einer Revitalisierung der deutschen Identität kam. Unter der Bevölkerung, die heute in Schlesien die deutsche Minderheit bildet, gibt es Personen, deren Lebensläufe den Stoff für das Drehbuch eines spannungsgeladenen Films abgeben könnten. Es handelt sich um Menschen, die früher in den Gebieten Mittel- und Osteuropas von Memel bis Odessa und in den früheren polnischen Gebieten im Osten in den unterschiedlichsten Gruppen der deutschen Minderheit gelebt hatten. Infolge der Bevölkerungsverschiebungen der Kriegs- und Nachkriegszeit gerieten sie nach Schlesien und blieben dort, was das folgende Beispiel sehr gut veranschaulicht:

³⁵ Z. Kurcz, Niemcy w dzisiejszym województwie legnickim (Die Deutschen in der heutigen Wojewodschaft Legnica), in: *Orbis Linguarum*. Bd. IV, Red. v. E. Białek u. E. Tomiczek. Legnica 1996, S. 272.

³⁶ „Helmuty“ odzyskują wigor (Die „Helmuts“ kommen wieder zu Kräften). Gespräch mit Jürgen Gretscheł, dem Vorsitzenden der Deutschen Sozial-Kulturellen Gesellschaft in Legnica, in: *Oberschlesische Zeitung* Nr. 49 vom 16.–22. Dezember 1994, S. 1.

³⁷ Die statistischen Angaben stammen aus den Berichten der Abteilung für Bürgerangelegenheiten der Wojewodschaftsbehörde in Wałbrzych, Signatur S.O. I 5021/3/91; Kurcz, *Niemiecka diaspora* (wie Anm. 1), S. 30.

Unser Held wurde in Czerniowce als österreichisch-ungarischer Untertan geboren. Nach den Grenzverschiebungen infolge des Versailler Friedensvertrages wurde er zum rumänischen Staatsbürger, um dann im Jahre 1940 zum sowjetischen (ukrainischen) Staatsbürger zu werden. Im Jahre 1941 holten ihn die Deutschen in das Opper Schlesien, wo ihm nach sorgfältiger Überprüfung die deutsche Staatsbürgerschaft verliehen wurde. Kurz danach wurde er nach Oberösterreich umgesiedelt. Im Jahre 1945 bestätigten die nach Österreich einmarschierenden Russen seine Entscheidung und erkannten ihn als Bürger des Deutschen Reichs an. Als Österreich seine Souveränität wiedererlangte, wurde unser Held automatisch zum Österreicher. Im Jahre 1946 jedoch stellten die in Österreich stationierten Russen fest, daß er „einer der ihren“ war, und beschlossen, ihn in die Ukraine (nach Czerniowce, woher er stammte) umzusiedeln. Während der Fahrt in die UdSSR flüchtete er in Rumänien aus dem Zug und kam wieder nach Schlesien, wo er mit der Zeit zum polnischen Staatsbürger wurde. In den 80er Jahren stellte die Verwaltung von Legnica fest, daß er kein Pole war. Ihm wurde der Personalausweis abgenommen und statt dessen ein vorläufiger Identitätsnachweis ausgestellt.³⁸

Die meisten Deutschen bewohnen die folgenden Wojewodschaften: Opole – 170 000, Katowice – 80 000, Częstochowa – 20 000, Bielsko – 800, Jelenia Góra – 700, Wałbrzych – 650, Wrocław – 400 und Legnica – 250.³⁹ Zu den zahlenmäßig stärksten Vereinigungen der deutschen Minderheit gehören die „Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Deutschen im Opper Schlesien“, die „Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Bevölkerung deutscher Abstammung der Wojewodschaft Katowice“, die „Sozial-Kulturelle Gesellschaft der Bevölkerung deutscher Abstammung der Wojewodschaft Częstochowa“, die „Deutsche Arbeitsgemeinschaft ‚Versöhnung und Zukunft‘“ aus Katowice, die „Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Jelenia Góra“, die „Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Wałbrzych“, die „Deutsche Sozial-Kulturelle Gesellschaft in Wrocław“, die „Deutsche Kulturelle Soziale Gesellschaft in Legnica“ und die „Deutsche Kultur-Folkloristische Gesellschaft ‚Rübezahl‘“ in Kamienna Góra.

Die Mitgliedschaft in den Vereinigungen der deutschen Minderheit betrachte ich aus unterschiedlichen Gründen als maßgebliches Indiz für die Zahl der Deutschen in Schlesien, was ich in meinen früheren Arbeiten

³⁸ Z. Kurcz, *Mniejszość niemiecka w Polsce* (Die deutsche Minderheit in Polen), in: *Mniejszość* (wie Anm. 29), S. 20.

³⁹ Eigene Berechnungen aus dem Jahre 1995, durchgeführt anhand der Angaben der Abteilungen für Bürgerangelegenheiten der Wojewodschaftsbehörden.

begründet habe.⁴⁰ Die Organisationen der deutschen Minderheit schienen für solche Personen, die sich auf irgendwelche Beziehungen zum Deutschtum berufen konnten, die Rolle von Fürsorgevereinigungen zu spielen, bei denen eine Zugehörigkeit lohnend war. Deshalb gab es Anfang der 90er Jahre auch einen sprunghaften Zuwachs der Mitgliederzahlen und später ein systematisch abnehmendes Interesse an der Tätigkeit und sogar an einer Mitgliedschaft in den Vereinigungen der Minderheit. Es sei hier daran erinnert, daß einige lokale Organisationen der Minderheit Schwierigkeiten dabei haben, Vorstandsversammlungen einzuberufen, und daß Jahr für Jahr immer weniger Personen ihre Mitgliedsbeiträge, die doch die formelle Bestätigung der Mitgliedschaft darstellen, bezahlen. Berufen kann ich mich hier auf die neuesten Beispiele: Bei der Jahresversammlung der Sektion Toszek der „Sozial-Kulturellen Gesellschaft der Deutschen im Opperler Schlesien“ stellte sich heraus, daß nur 29% der eingetragenen Mitglieder ihre Beiträge bezahlt hatten, und vergleichbare Situationen gibt es in allen Gemeinden der Region Strzelce Opolskie.⁴¹

Was will die deutsche Minderheit in Schlesien nun für sich gewinnen? Auf diese Frage versuche ich anhand der Ergebnisse meiner Untersuchungen zu antworten, die im Jahre 1992 bei den 156 führenden Mitgliedern angestellt wurden, zu denen die Vorstandsmitglieder der deutschen Vereinigungen oder von ihnen benannte Personen gehörten.⁴² Untersuchungen dieser Art basieren auf der Voraussetzung, daß die Leiter, die in ihren Organisationen die höchste Position einnehmen, die über ihr Umfeld am besten informierten Personen sind und das von ihnen Angestrebte von anderen nachgeahmt worden ist oder noch wird. Die Perspektive für das Jahr 1998 wird eine Antwort auf die Frage geben, inwieweit die vorab formulierten Erwartungen verwirklicht werden konnten.

Die Erwartungen der deutschen Minderheit bezogen sich auf das religiöse Leben, die Nutzung der deutschen Sprache, die Teilhabe an der deutschen Kultur, den Zugang zu Massenmedien sowie die Teilnahme an der Regierungsverantwortung. In dieser Reihenfolge werden sie gewürdigt: Im Bereich des religiösen Lebens erwartete die Führungsschicht überall dort die Einführung von Gottesdiensten in deutscher Sprache, vor

⁴⁰ Kurcz, *Mniejszość niemiecka* (wie Anm. 1), S. 38-44.

⁴¹ Von 1 400 bleiben 402. Die Peiskretschamer Deutschen klagen über mangelndes Interesse. Vgl. *Schlesisches Wochenblatt* Nr. 10 vom 6.-12. März 1998, S. 1; E. Miś, *Wszystkim się oberwało* (Jeden hat es getroffen), in: *Ebenda*, Nr. 12 vom 20.-26. März 1998, S. 3 u. 5.

⁴² Z. Kurcz, *Przywódcy mniejszości niemieckiej na Śląsku o sobie i swoich zbiorowościach* (Die Leiter der deutschen Minderheit in Schlesien über sich selbst und ihre Gemeinschaften), in: *Pogranicze. Studia Społeczne* (Grenzgebiet. Gesellschaftliche Studien). Bd. IV, Red. v. A. Sadowski. Białystok 1994, S. 29-55.

allen Dingen für Katholiken, aber auch für die nicht so zahlreichen Protestanten, wo Bedarf angemeldet worden war. An zweiter Stelle wurde der Religionsunterricht in deutscher Sprache erwähnt. Die übrigen Erwartungen wurden nur vereinzelt geäußert: die Benutzung deutscher Gebetbücher, die Anstellung deutscher Geistlicher für die seelsorgerische Arbeit, die Unterrichtung polnischer Pfarrer in der deutschen Sprache, die Ersetzung der bislang nur zu einem Drittel in deutscher Sprache gehaltenen Gottesdienste durch vollständige Gottesdienste in deutscher Sprache.

Bezüglich des Schulwesens und der Nutzung der deutschen Sprache wurden folgende Forderungen erhoben: eine Ausweitung des deutschen Sprachunterrichts in den Grund- und Mittelschulen, ein erweitertes Angebot an Sprachkursen, die Anerkennung der deutschen Sprache als Amtssprache in den von der Minderheit dominierten Gebieten, die Gründung von Schulen mit Deutsch als Unterrichtssprache. Viel seltener dagegen wurden die folgenden Erwartungen artikuliert: die Ersetzung des russischen Sprachunterrichts in den Lehrplänen durch deutschen Sprachunterricht, die Einrichtung von deutschsprachigen Abteilungen in den Grundschulen, die Einrichtung deutschsprachiger oder zweisprachiger Kindergärten, die Eröffnung deutscher Bibliotheken und Leseräume, die Öffnung des Marktes für deutsche Zeitungen und Zeitschriften, die Gründung eines professionellen deutschen Theaters, die Einführung zweisprachiger Ortsschilder überall dort, wo dies von der lokalen Verwaltung beschlossen werde, die Vergabe deutscher Straßenbezeichnungen in den Ortschaften, in denen die Deutschen in der Mehrheit sind. Noch unterschiedlicher waren die Erwartungen der deutschen Minderheit, was die Teilhabe an der deutschen Kultur angeht: die Entfaltung eigener kultureller Aktivitäten und die Schaffung von Grundlagen für eine weitere Tätigkeit in diesem Bereich, die Zusammenarbeit mit den unterschiedlichen Institutionen in der Bundesrepublik Deutschland, ein Ausbau des Kinder- und Jugendaustausches sowie ein verstärktes Angebot von Reisen nach Deutschland, die Sorge um das deutsche Kulturerbe in Polen – also sein Schutz vor Zerstörung und Vergessen, aber auch lebendige Erinnerung an die mit ihm verbundenen Ereignisse und ihre symbolische Bedeutung –, und schließlich die Information von Organisationen in Deutschland über die eigene Existenz. Die wichtigsten der seltener vorgetragenen Erwartungen seien wegen ihrer zutreffenden Darstellung wörtlich wiedergegeben:

„Die polnische Kultur sollte durch unsere Kultur bereichert werden.“ „Die Teilhabe an der deutschen Kultur ist eine wichtige Aufgabe, auf die man vorbereitet sein muß. Man muß eine

Tabelle: Die Erwartungen der deutschen Minderheit im Hinblick auf das religiöse Leben, die Nutzung der deutschen Sprache und die Teilhabe an der deutschen Kultur, den Zugang zu den Massenmedien sowie die Teilhabe an der Regierungsverantwortung

Art der Erwartungen	Gewählt von %
A. Religiöses Leben	
Gottesdienste in deutscher Sprache	70,5
Religionsunterricht in deutscher Sprache	14,1
Andere	9,6
Keine	28,4
B. Nutzung der deutschen Sprache	
Mehr Unterricht in den Schulen	57,6
Sprachkurse	56,4
Deutsch als Amtssprache	19,8
Gebrauch der deutschen Sprache „auf der Straße“	14,1
Einrichtung deutscher Schulen	11,5
Andere	5,2
C. Teilhabe an der deutschen Kultur	
Besuche von Ensembles und Künstlern aus Deutschland	65,3
Eigene kulturelle Aktivitäten	50,6
Zusammenarbeit mit Institutionen in Deutschland	50,6
Jugendaustausch und Reisen nach Deutschland	26,9
Pflege des deutschen Kulturerbes	26,2
Zugang zu deutschen Veröffentlichungen	21,6
Informationen an die Öffentlichkeit in Deutschland über die eigene Existenz	16,6
Andere	8,9
D. Zugang zu den Massenmedien	
Eigene Radiosendungen	61,5
Eigene Fernsehsendungen	48,7
Eigene Zeitungen	23,7
Deutschkurse im Radio	8,3
Andere	21,1
E. Teilhabe an der Regierungsverantwortung	
Eigene Gemeinderatsmitglieder	32,6
Eigene Bürgermeister oder Gemeindevorsteher	25,6
Eigene Vertreter in den Behörden	22,4
Eigene Parlamentarier	6,4
Andere	12,8
Keine	37,8

Quelle: Eigene Forschungen. Die angegebenen Prozentsätze ergeben nicht 100%.

eigene kulturelle Elite bilden, die Kultur entwickeln kann. Es gibt nur wenige, die die deutsche Kultur verbreiten könnten.“
„Dies ist eine ernsthafte Aufgabe, auf die man sich vorbereiten muß. Es gibt viel zu tun, aber alle sind geflüchtet, und es gibt niemanden, der diese Kultur weiterentwickeln könnte.“

Weniger unterschiedlich waren die Erwartungen hinsichtlich des Zugangs zu den Massenmedien: eigene Radio- und Fernsehsendungen, eigene Zeitschriften und deutsche Sprachkurse im Radio. Auf die Auswahl der in den eigenen Radio- und Fernsehsendungen zu behandelnden Themen und der Personen, die sie erarbeiten, wollte nach den Angaben der Leiter der Vereinigungen nur eine Minderheit Einfluß nehmen. Von nur vereinzelt gemachten Vorschlägen will ich an dieser Stelle die folgenden erwähnen: den Kauf einer polnischen Tageszeitung und ihre Umwandlung in eine zweisprachige Zeitung, die Herstellung eines lokalen Fernsehprogramms in deutscher Sprache und die Bereitstellung von Sendezeiten in den Programmen der lokalen Medien im Verhältnis zum Anteil der Minderheit an der Gesamtbevölkerung in den jeweiligen Gebieten.

Schließlich habe ich bei meinen Forschungen die Erwartungen an eine Beteiligung der deutschen Minderheit an der Verwaltung berücksichtigt: die Benennung eigener Gemeinderatsmitglieder, eigener Gemeindevorsteher und eigener Bürgermeister in den Städten, die Einrichtung eigener Vertretungen in den Behörden und eigene Parlamentarier. Unter den anderen Vorschlägen dominierten nicht näher konkretisierte Bestrebungen für eine Beteiligung an der Regierung, die ungefähr so formuliert wurden: „Auf Einzelheiten soll nicht eingegangen werden, denn die Sache ist zu delikat. Aber dort, wo wir in der Mehrheit sind, sollten wir auch regieren.“ Andererseits gab es aber auch viele konkrete Einzelvorschläge. In Racibórz wollte man bei den Behörden einen Vertreter der Minderheit haben, in Wrocław einen Delegierten in der Versammlung der Wojewodschafts-Selbstverwaltung und in Wałbrzych jemanden, der als Dolmetscher und Berater älteren Personen bei der Erledigung von Behördengängen behilflich sein konnte. Andere Vorschläge zielten auf eine automatische und proportionale Verteilung der Mandate in den jeweiligen Regionen ab (so eine Stimme aus der Wojewodschaft Opole) oder akzeptierten eine indirekte Beteiligung der Minderheit an der Machtausübung: „Wir sollten ein Wirtschaftsprogramm vorbereiten und es zusammen mit anderen durchsetzen. Seine Verwirklichung wird dann unsere Beteiligung an der Macht sein“ – so eine Stimme aus der Wojewodschaft Katowice.

Die Erfahrungen des Jahres 1998 ermöglichen es, umfassend zu beurteilen, ob die im Jahre 1992 geäußerten Erwartungen auch tatsächlich ver-

wirklicht wurden. Bei den Erwartungen zum Bereich des religiösen Lebens gibt es keine Einschränkungen. Sowohl die Katholiken als auch die Protestanten besitzen volle Freiheiten bei der Verwendung der deutschen Sprache in der Liturgie. Im Opper Schlesien kommt es zu Situationen, die noch vor einigen Jahren von niemandem vorausgesehen worden wären. Gottesdienste in deutscher Sprache werden nämlich überall dort gehalten, wo es ursprünglich einmal von den Gläubigen gewünscht wurde. Aber die Gläubigen beteiligen sich – so, als ob sie sich an ihre früheren Forderungen nicht erinnern könnten – generell nicht an diesen deutschen Gottesdiensten. Sie besuchen weiter die in polnischer Sprache abgehaltenen Gottesdienste. In den deutschsprachigen Gottesdiensten kann man eher ihre polnischen Nachbarn treffen. Es scheint so, als ob das ein sehr erwünschter Zustand sei, der auf ganz besondere Weise von einer fortschreitenden Integration in den Gebieten zeugt, in denen die Minderheit lebt. Der von den Leitern der Vereinigungen geäußerte Vorschlag, katholische Geistliche aus der Bundesrepublik Deutschland zu holen, ließ die allgemein bekannten Realitäten unbeachtet, denn in Deutschland mangelt es an Pfarrern und die dortigen Gemeinden bemühen sich um Geistliche aus Polen. Deshalb wurden die hier tätigen polnischen Pfarrer auch für die Abhaltung der Liturgie in deutscher Sprache ausgebildet, statt Pfarrer aus der Bundesrepublik Deutschland in die Diözese Opole zu holen. Diese Ausbildung erfolgte auf unterschiedliche Weise, auch durch aus Deutschland geschickte phonographische und audiovisuelle Lehrmittel. Die polnischen Pfarrer unterzogen sich bereitwillig dieser Ausbildung für die Abhaltung deutscher Gottesdienste, und nur einer der Geistlichen beantragte bei der Kirchenverwaltung, ihn in eine Gemeinde zu versetzen, in der es keine Minderheit gebe. Schon seit 1991 besteht die Möglichkeit, die Sakramente unter Verwendung der deutschen Sprache zu spenden. Die Forderung nach einem Religionsunterricht in deutscher Sprache wurde dagegen nicht verwirklicht, weil nur wenige der Geistlichen und ein geringer Prozentsatz an Kindern die deutsche Sprache gut beherrschen.

Bei den Erwartungen hinsichtlich des Sprachunterrichts ist festzustellen, daß es hier keine Einschränkungen gibt. Die deutsche Sprache wird in Schlesien überall dort gelehrt, wo es gefordert wurde. Der Unterricht erfolgt auf unterschiedliche Art und Weise – durch eine Erhöhung der Stundenzahl beim Unterricht in deutscher Sprache oder dadurch, daß in einzelnen ausgewählten Fächern in deutscher Sprache unterrichtet wird. Dagegen gibt es Schwierigkeiten bei der Einrichtung deutscher Schulen, die jedoch auf praktische Gründe zurückzuführen sind. Es gibt einfach keine Lehrer, die bereit wären, an derartigen Schulen tätig zu werden, und die in der Lage wären, Chemie, Physik, Mathematik und ähnliche

Fächer in deutscher Sprache zu unterrichten. Wer Fach- und gleichzeitig Sprachkenntnisse hat, ist mit der Höhe der Entlohnung im Schuldienst nicht zufrieden. Von diesem Problem sind auch die polnischen Nachbarn oder die polnischen Eltern im allgemeinen betroffen, denn viele von ihnen halten die gute Beherrschung der deutschen Sprache für sehr nützlich und würden ihre Kinder gern in Schulen mit der Unterrichtssprache Deutsch schicken. Dies wird durch die Neigungen der Jugendlichen noch komplizierter, die die englische Sprache mehr als die deutsche Sprache schätzen, und das auch in den Gebieten, die von der Minderheit bewohnt werden, z.B. in der Gemeinde Biała.

Nicht verwirklicht wurden dagegen die Forderungen nach zweisprachiger Benennung der Ortschaften und Straßen in den Gebieten, in denen die Minderheit in der Überzahl ist. Dies ist im allgemeinen ein grundlegendes Problem, dessen Bedeutung sich die Außenminister Polens und der Bundesrepublik Deutschland, die den Vertrag über gute nachbarschaftliche Beziehungen und Zusammenarbeit zwischen Polen und der Bundesrepublik Deutschland aus dem Jahre 1991 vorbereitet hatten, durchaus bewußt waren. Diesem Vertrag wurden in diesem Zusammenhang Absichtserklärungen als Anlage beigefügt, die von Hans-Dietrich Genscher und Krzysztof Skubiszewski verfaßt worden waren.⁴³ Eine Erschwernis hierbei war, daß die Leiter der Minderheit zwischenzeitlich eigenmächtig die deutschen Orts- und Straßennamen einzuführen versuchten, und das nicht etwa in der Form der polnisch klingenden deutschen Namen aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts, sondern durch die in den 30er Jahren von den Nationalsozialisten eingeführte Namensgebung. Entsprechende Beispiele dazu findet der deutsche Leser in dem bereits erwähnten Buch von Thomas Urban.⁴⁴ Die Erwartungen der Minderheit hinsichtlich der Teilhabe an der deutschen Kultur werden ohne äußere Hindernisse verwirklicht. Alles ist jedoch von gezielten Initiativen und der Verfügbarkeit der Mittel abhängig.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Erwartungen hinsichtlich des Zugangs zu den Massenmedien. Seit 1992 werden von den Radiosendern „Polskie Radio“ in Katowice und Opole von polnischen Journalisten vorbereitete Beiträge für die Minderheit gesendet, und von den Vertretern der deutschen Minderheit werden deutsche Programme für Radio „Vanesse“ in Racibórz vorbereitet. Zu den bekanntesten Presseorganen der Minderheit in Schlesien gehört das „Schlesische Wochenblatt“, das

⁴³ Die Erklärungen wurden veröffentlicht bei L. Koćwin, *Dekada przelomu. Dokumenty. Materiały. Komentarze* (Dekade des Umbruchs. Dokumente. Materialien. Kommentare). Wrocław 1992, S. 162 ff.

⁴⁴ Urban, *Deutsche in Polen* (wie Anm. 25), S. 152-155.

seit 1990 in Opole erscheint und seinen Namen mehrfach geändert hat. Die zweite wichtige Zeitung ist das seit 1993 in Katowice erscheinende Wochenblatt „Hoffnung“. Darüber hinaus gibt es von Zeit zu Zeit und mit unterschiedlicher Regelmäßigkeit andere Initiativen auf dem Pressemarkt, insbesondere in der Zeit vor Wahlen. Die Idee eines deutschsprachigen Fernsehsenders hat bei dem uneingeschränkten Zugang zum Satellitenfernsehen nur geringe Chancen, verwirklicht zu werden. Ähnlich ist es bei der Forderung, eine polnische Zeitung zu übernehmen und sie sodann in eine zweisprachige Zeitschrift umzuwandeln; es erscheint utopisch, denn auch die schon existierenden deutschen Zeitungen verkaufen sich nicht so gut, wie sich das die Herausgeber und die Leiter der Minderheit wünschen.

Wie lassen sich nun Erwartungen der Minderheit im Bereich der Beteiligung am politischen Leben realisieren? Zur Minderheit gehörende Gemeinderatsmitglieder sind in drei Wojewodschaften – in Czeszochowa, in Katowice und in Opole – tätig, wobei sie in letzterer die zahlenmäßig stärkste Kraft in der Versammlung der Wojewodschafts-Selbstverwaltung bilden. Während die Vertreter der Minderheit bei den Kommunalwahlen im Jahre 1990 ca. 26% der Mandate erreichten, waren es im Jahre 1994 schon 39% der Gesamtzahl der Mandate.⁴⁵ An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, daß die aus der Minderheit stammenden Gemeinderatsmitglieder ihr Deutschtum nicht besonders hervorheben: im Jahre 1994 trat die Mehrheit von ihnen zu den Wahlen für die bürgerliche Koalition an, die auf nationale Fragen nicht besonders eingegangen war. Die Minderheit hat in den oben genannten Wojewodschaften Gemeindevertreter und Bürgermeister aus dem deutschen Umfeld, die die Interessen der einheimischen Bevölkerung und ihrer zugezogenen Nachbarn geschickt in Einklang bringen. Die deutsche Minderheit in Schlesien hat im Zuge der Parlamentswahlen eigene Abgeordnete in den Sejm entsandt, und zwar 1991 sieben Abgeordnete, 1993 vier Abgeordnete und 1997 zwei Abgeordnete. Die geringere Zahl der Abgeordnetenmandate spiegelt die abnehmende Stimmenzahl für die Kandidaten der deutschen Minderheit in Schlesien wider: 1991 waren es 129202 Stimmen, 1993 94234 Stimmen und 1997 80279 Stimmen.⁴⁶ Neben einer ganzen Reihe von Ursachen für diesen Umstand sind zwei besonders zu erwähnen. Zum ersten distanzierte sich im Laufe der Zeit ein bedeutender Teil der einheimischen Bevölkerung von den nationalen Identifikationen und unterstrich sein Schlesiertum;

⁴⁵ Kurcz, *Mniejszość niemiecka* (wie Anm. 1), S. 235 ff.

⁴⁶ Eigene Berechnungen anhand der Angaben der Staatlichen Wahlkommission aus den Jahren 1991, 1993 und 1997.

zum zweiten setzen sich die potentiellen Reihen der Minderheit sowohl aus Vertretern einer immer stärker werdenden Mittelschicht als auch aus Proletariern aus den schlesischen Betrieben zusammen, wobei jede dieser Gruppen andere Interessen verfolgt, die über das Gefühl einer hypostasierten Gemeinschaft hinausgehen.

Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck

ASSIMILATION/AKKULTURATION.
MATERIALIEN ZU EINEM DEUTSCH-POLNISCHEN
FORSCHUNGSPROJEKT

Einleitung

von Rex Rexheuser

Im Jahre 1995 tagte in Bautzen eine Konferenz über „Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert in vergleichender Sicht“. Unter den Teilnehmern, Fachleuten aus mehreren Ländern und verschiedenen Disziplinen, tauchte ein Gefühl des Ungenügens an der bisherigen Forschung auf, zumal im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen, die ein Zentralthema der Konferenz waren. Mit Ausnahme des Vormärz hat sich die Forschung vom 19. bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts bisher weit überwiegend mit Gegensätzen und Konflikten zwischen Deutschen und Polen beschäftigt – zwischen polnischer und deutscher Nationalbewegung, deutschem und polnischem Nationalstaat, polnischer Minderheit und deutschem Staat, deutscher Minderheit und polnischem Staat. Daß es auch Gegenläufiges in diesen Beziehungen gab, hat man immer gewußt – unauffällige Alltagsverhältnisse zwischen Nachbarn, Heiraten über die nationalen Grenzen hinweg, Konversionen in beide Richtungen, Parallelen und wechselseitige Beeinflussungen zwischen einzelnen Gruppen oder der Gesamtheit der beiden Nationen. Man hat dies alles gewußt, aber doch wenig beachtet oder, wo es Beachtung fand, einem Muster der Beurteilung unterworfen, das auf die Berechnung nationaler Gewinne und Verluste hinauslief. Was der deutschen Seite zugute kam und sie stärkte, erschien als Nachteil für die polnische, und umgekehrt. Polnische und deutsche Forscher waren sich ganz einig in dieser Betrachtungsweise. Sie pflegten die Phänomene nur entgegengesetzt zu bewerten. Die einen begrüßten, was die anderen verurteilten, den einen schien gut, was die anderen schlecht fanden. Insofern setzte sich auch dann, wenn man Übergänge und Zusammenhänge ins Auge faßte, die Fixierung des Blicks auf Antagonismen durch.

Die Wahrnehmung der Vergangenheit geht bekanntlich immer von einer Gegenwart aus, die am Vergangenen bestimmte Züge hervortreten, andere zurücktreten läßt, unter ungünstigen Umständen bis zu krassen Entstellungen. Einigen Generationen von Historikern hat es ihre Gegen-

wart nur zu nahe gelegt, deutsch-polnische Beziehungen im Lichte von Antagonismen und nichts anderem zu sehen. Der Gegensatz beherrschte durch lange Jahrzehnte nicht nur die Politik, er traf auch tief und tiefer die Privatsphären und hat oft genug die Biographien der Forscher selbst geprägt, wenn nicht deformiert. Heute hat die Entspannung des deutsch-polnischen Verhältnisses die Forschung von solchen einengenden Suggestionen befreit. Anders als unsere Vorgänger müssen wir uns nun zwar hüten, die Schönwetterlage der Gegenwart in die Vergangenheit zurück-zuspiegeln. Uns fällt es aber erheblich leichter, über einer Tendenz nicht die andere zu übersehen und die verwickelt-vielfarbige Textur der Beziehungen ohne vorweggenommenes Urteil zur Kenntnis zu nehmen.

Es war deshalb kein Zufall, daß 1995 während der Bautzener Konferenz Vorbehalte gegenüber der bisherigen Forschung auftauchten. Das Ungenügen lag in der Luft, wurde empfunden, gleich welcher Nationalität die Teilnehmer waren, und verdichtete sich bald zu einem Vorhaben. Zwei Polen übernahmen die Initiative, Witold Molik vom Historischen Institut der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen und Robert Traba vom Deutschen Historischen Institut Warschau, jeder von ihnen aus eigenen Studien vertraut mit der deutsch-polnischen Problematik des 19. und 20. Jahrhunderts. Beiden gelang es ohne Mühe, die Institute, an denen sie arbeiten, von den auffälligen Fehlbeständen der Forschung zu überzeugen und für die Unterstützung eines gemeinsamen Projektes zu gewinnen, das die Lücken genauer bezeichnen, Möglichkeiten zu ihrer Schließung skizzieren und einen ersten Beitrag zur Realisierung leisten sollte. Gestützt auf dieses Einverständnis bildeten die zwei Initiatoren eine Planungsgruppe, zu der vom Posener Institut Krzysztof Makowski, vom Warschauer Institut Mathias Niendorf und der Unterzeichnete hinzukamen.

Die Gruppe verständigte sich darauf, das Feld der geplanten Untersuchungen mit den Stichworten *Assimilation* und *Akkulturation* vorläufig abzustecken. Die Ausdrücke haben zunächst den Vorteil, daß sie im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte zwar nicht mehr ganz unbekannt, aber weitgehend unbelastet sind von den wertenden Konnotationen, die hier das historische Vokabular zu beherrschen pflügen. „Polonisiert“ und „germanisiert“ zu werden oder „sich“ zu „polo-“ und „germanisieren“ hat, je nach der Nationalität des Schreibenden, fast immer einen guten oder schlechten Beigeschmack, zu schweigen von „entnationalisieren“ oder gar dem „Absinken“ in ein anderes Volk, dem schon mit diesem Wort nachgesagt wird, daß es tiefer stehe als das eigene. Spricht man dagegen von *Assimilation* und *Akkulturation*, wird der Blick auf die Sachen nicht von vornherein durch ein Werturteil verstellt. Überdies sind *Assimilation* und *Akkulturation* Begriffe von größerer Allge-

meinheit und Komplexität. Sie erlauben es, Berührungen und Einwirkungen zwischen Polen und Deutschen nach übergeordneten Gesichtspunkten und unter gleichen Aspekten zu untersuchen. Sie sind anwendbar auf alle Bereiche der historischen Wirklichkeit und jede nur denkbare Untersuchungseinheit von der Einzelperson bis zur Großgruppe. Sie lenken die Aufmerksamkeit nicht nur auf Ergebnisse, sondern auch auf Prozesse und Stadien, auf Annäherungen und Zwischenlösungen. Sie scheinen also vorzüglich geeignet, das starre und polemische Entweder-Oder unserer bisherigen Betrachtungsweise aufzulösen. Zugleich können sie uns Historiker zu einer heilsamen Auseinandersetzung mit jenen Wissenschaften nötigen, in denen die beiden Begriffe ursprünglich entwickelt und inzwischen vielfach erprobt worden sind – das Konzept der Assimilation insbesondere von den Soziologen, das Konzept der Akkulturation von Ethnologen und Kulturanthropologen.

Aus den terminologisch-methodischen Überlegungen der Planungsgruppe ergab sich, daß ein nächster Schritt Vertreter der drei Disziplinen um einen Tisch zu versammeln hatte. Historiker sollten die Erforschung der deutsch-polnischen Beziehungen im 19. Jahrhundert und bis zu Beginn des Zweiten Weltkriegs bilanzieren, ein Soziologe und ein Kulturanthropologe über die Bedeutung von Assimilation und Akkulturation in ihren Wissenschaften sprechen. Daran würde sich ein Meinungs austausch zwischen den Disziplinen anschließen, der, so war zu hoffen, die Grundlage für ein Forschungsprogramm liefern könnte.

Zu verwirklichen suchte diesen Gedanken eine Konferenz am 23./24. Mai 1997 in Rydzyna bei Posen, veranstaltet vom Deutschen Historischen Institut Warschau und dem Institut für Geschichte der Universität Posen. Die Tagung stand unter dem Titel „Procesy asymilacji/akulturacji w stosunkach polsko-niemieckich w XIX i XX wieku“ („Assimilations-/Akkulturationsprozesse in den polnisch-deutschen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert“), versammelte Historikerinnen und Historiker aus Polen und der Bundesrepublik und gruppierte sich um vier Referate. Zwei theoretisch angelegte führten ein in die Begriffsproblematik der Gegenwartswissenschaften: Aleksander Posern-Zieliński (Posen), „Akulturacja i asymilacja – dwie strony etnicznej zmiany w ujęciu antropologii i etnohistorii“ („Akkulturation und Assimilation – zwei Seiten des ethnischen Wandels aus der anthropologischen und ethnohistorischen Perspektive“), Andrzej Piotrowski (Lodz), „Procesy akulturacji i asymilacji z punktu widzenia socjologii kultury, socjologicznej analizy procesów biograficznych i badań nad komunikacją międzykulturową“ („Akkulturations-/Assimilationsprozesse aus der Perspektive der Kulturosoziologie, der soziologischen Analyse biographischer Prozesse und interkultureller Kommunikation“). Die zwei

anderen Referate galten der Geschichte. Unter dem Titel „Procesy asymilacyjne i akulturacyjne w stosunkach polsko-niemieckich w XIX i na początku XX wieku. Stan i postulaty badań“ (Assimilations- und Akkulturationsprozesse in den polnisch-deutschen Beziehungen im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Forschungsstand und -perspektiven“) stellte Witold Molik zusammen, was nach seinem Urteil die Forschung bisher zu diesen Fragen erbracht hat und schuldig geblieben ist. Wie sich nach heutigem Kenntnisstand die Realgeschichte der polnischsprachigen Minderheit in den deutschen Ostgebieten zwischen den Weltkriegen darbietet, zeigte Wojciech Wrzesiński (Breslau) mit dem Vortrag „Procesy asymilacyjne/akulturacyjne na obszarach pogranicza polsko-niemieckich w okresie międzywojennym“ („Assimilations- und Akkulturationsprozesse in polnisch-deutschen Grenzgebieten in der Zwischenkriegszeit“).

Die Konfrontation der systematischen Ansätze mit den historischen Befunden führte zu einer lebhaften Debatte, die zahlreiche Probleme mehr sichtbar machte als zu lösen vermochte, aber keinen Zweifel daran ließ, daß die Historiker hier nur dann zu Lösungen kommen werden, wenn sie in einen ständigen Disput mit den Gegenwartswissenschaften eintreten. Umgekehrt brauchten deren Vertreter auf der Konferenz nicht erst vom Sinn historischer Aspekte überzeugt zu werden. Sie waren im vorhinein von deren Notwendigkeit überzeugt und sagten den Historikern bereitwillig ihre Unterstützung für das geplante Vorhaben zu.

Robert Traba unternahm es, aus den Rydzynaer Vorträgen und Diskussionen eine Bilanz zu ziehen und erste Folgerungen für das Projekt abzuleiten. Nachdem die Planungsgruppe seinen Entwurf diskutiert und sich grundsätzlich über die Anlage des Projektes verständigt hatte, brachte Traba auch diesen Text zu Papier. Es trägt den Titel „Akkulturations-/Assimilationsprozesse in den deutsch-polnischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Ein Forschungsprojekt des Deutschen Historischen Instituts Warschau in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Adam Mickiewicz Universität Posen“. Hauptzweck des Papieres ist, dem Vorhaben Sponsoren zu gewinnen, die es bisher noch nicht gefunden hat.

Ein Urteil über den Gang unserer Überlegungen kann sich der Leser des vorliegenden Bandes¹ selbst bilden. Er vereinigt alle genannten Texte,

¹ Die Erstveröffentlichung dieses Beitrages sowie der beiden folgenden („Projektbeschreibung“ und „Assimilation/Akkulturation aus der Perspektive des deutsch-polnischen kulturellen Grenzraumes“) erfolgte auf polnisch/deutsch bzw. polnisch in dem Band: *Procesy akulturacji/asymilacji na pograniczu polsko-niemieckim w XIX i XX wieku (Prozesse der Akkulturation/Assimilation im polnisch-deutschen Grenzgebiet im 19. und 20. Jahrhundert)*, Red. v. Witold Molik u. Robert Traba. Poznań [1999], S. 7-23, 151-162 u. 127-150.

von den vier Rydzynaer Vorträgen über die Bilanz der Tagung bis zur Projektskizze. Ich hebe an dieser Stelle nur einige Gesichtspunkte hervor, an denen der Planungsgruppe besonders gelegen ist.

Die Ausführungen Posern-Zielińskis und Piotrowskis machen deutlich, daß die Gegenwartswissenschaften uns eines nicht bieten können: Begriffe, die eindeutig oder gar unstrittig wären, Modelle, die sich unbeschweren übernehmen ließen. Wie die Historiker leben Anthropologen und Soziologen in einer Vielzahl miteinander konkurrierender Schulen, und wie dort, so sind hier Fragen und Antworten der Wissenschaft affiziert von der Zeitsituation, in der Wissenschaftler fragen und antworten. Das Akkulturationskonzept entstand im Zusammenstoß des europäisch-nordamerikanischen Kapitalismus mit den Stammeskulturen Afrikas und Asiens im Medium des Kolonialismus, das Assimilationskonzept angesichts der Indianer- und Immigrationsprobleme in den Vereinigten Staaten. In beiden Fällen war die Perspektive, aus der die Forscher sahen und ihre Begriffe bildeten, die Perspektive der stärkeren Seite, einer überlegenen Gruppe, an der schwächere sich notgedrungen zu orientieren hatten. Epistemologisch trug diese Situation in gewisser Hinsicht sogar noch fatalere Züge als jene der polnischen und deutschen Historiker, die konfliktreiche Nationalbeziehungen untersuchten, in die sie selber verwickelt waren. Denn hier verfügten beide Seiten über die Sprache und das Instrumentarium der Wissenschaft. Auch die schwächere war nicht verurteilt, stumm zu bleiben. Sie konnte sich mit gleichen Mitteln aus der Gegenperspektive wehren.

Allerdings scheint es, daß Anthropologen und Soziologen aus den Erkenntnisfällen der Asymmetrie früher und besser herausgefunden haben als die Historiker aus den Erkenntnistücken einer spannungsgeladenen Parität. In kritischer Reflexion sind dort Einseitigkeiten der ersten Ansätze zutage getreten, insbesondere im Konzept der Akkulturation, die heute als ein prinzipiell offener, zu gleicher Zeit in jede Richtung möglicher Prozeß aufgefaßt wird. Insgesamt haben, ungeachtet aller ihrer Kontroversen, die beiden Gegenwartswissenschaften ein weit aufgefächertes Spektrum von Fragen und einen hoch differenzierten Begriffsapparat entwickelt. Historiker werden sich davon anregen lassen, sie werden vieles davon übernehmen oder doch nach Maßgabe der historischen Situation und der Quellenlage adaptieren können. Voraussetzung ist freilich, daß sie untereinander eine vorläufige (also auch korrigierbare) Verständigung über den Gebrauch der Begriffe erzielen, mit denen sie zu arbeiten gedenken. Das gilt vorrangig für die beiden Leittermini Assimilation und Akkulturation, aber nicht für sie allein. Abstimmungsbedürftig in höchstem Grade sind auch die Kennzeichnungen der beiden Bezugsgruppen, deren Beziehung untersucht werden soll. Unter den sich verführerisch

wiederholenden, also scheinbar immer Gleiches meinenden Namen „Deutsche“/„Polen“ und den zugehörigen Adjektiven „deutsch“/„polnisch“ können sich sehr unterschiedliche Aggregatzustände der Ethnizität verbergen. Nicht einmal Zeitgenossenschaft bietet hier eine Gewähr für Gleichartigkeit. So wenig wie alle „Deutschen“, die sich zu einer Zeit so nennen oder so genannt werden, den Namen in gleichem Sinn tragen müssen, so gut kann die Qualität „Deutscher“ zu ein und demselben Zeitpunkt etwas anderes bedeuten als die Eigenschaft, ein „Pole“ zu sein. Will man beschreiben, wie die Beziehung zwischen den beiden Gruppen sich gestaltet hat, dürfen mithin ethnische Kennzeichnungen nie ohne genaue Bestimmung der spezifischen, für Ort und Zeit, das Milieu und die Personen gültigen Differenzen gebraucht werden. Eine Abgrenzung sprachlicher von metasprachlichen Phänomenen ist dabei so unentbehrlich wie eine Taxierung von räumlicher Reichweite, sozialem Horizont und sachlichen Merkmalen des Gruppenbewußtseins auf beiden Seiten. Auch müßte von Fall zu Fall gefragt werden, welchen Rang die ethnische Qualität in der Werthierarchie der Angehörigen beider Gruppen jeweils eingenommen hat, ein Problem, bei dessen Studium die von Antonina Kłoskowska vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Identität und Identifikation von Nutzen sein könnte. Gemessen am eigentlichen Thema des Projektes, den Prozessen von Assimilation und Akkulturation, haben alle diese Aspekte nur den Charakter von Annäherungen und vorbereitenden Fragen. Sie müssen aber behandelt werden, wenn klar werden soll, wer die Akteure dieser Prozesse waren und worin diese Prozesse jene Akteure verändert haben.

Das Stichwort Veränderung führt zu einem weiteren Problem, das für das Projekt zentral ist und mit der Übertragung der Konzepte Assimilation/Akkulturation von Gegenwartswissenschaften in die Historie zusammenhängt. Obwohl Anthropologie und Soziologie sich von Einseitigkeiten ihres ursprünglichen Ansatzes weitgehend befreit haben, liegt der Akzent beider Konzepte doch nach wie vor auf den Veränderungen nur einer von zwei oder mehreren Seiten: eben jener, die sich assimiliert und akkulturiert. Unter dem begrenzteren Zeithorizont „Gegenwart“ dürfte die Asymmetrie gerechtfertigt sein. Für historische Langzeituntersuchungen reicht sie nicht aus, am wenigsten, wenn es um Perioden beschleunigten allgemeinen Wandels geht. Europas 19. und 20. Jahrhundert, auf das unser Projekt sich richtet, war eine solche Phase reißender und radikaler Veränderungen, denen niemand sich entziehen konnte. Ein Konzept, das Dynamik nur auf einer Seite sucht und der anderen Statik unterstellt, ist dieser Sachlage nicht angemessen. Es muß elastischer gehandhabt werden und mit Dynamik auf allen Seiten rechnen.

Was immer man aber für Begriffe wählt, um Veränderungen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts zu beschreiben, es dürfen keine bloß auf Regionales bezogenen, also auch keine nur national begrenzten Begriffe sein. In allen grundlegenden Zügen hatten die Veränderungen schlechthin allgemeinen Charakter. Erfassen können sie nur Ausdrücke, die diesen Sachverhalt zum Ausdruck bringen, gleich ob wir Einzelaspekte wie Urbanisierung, Alphabetisierung, Demokratisierung benennen oder summierend von Entwicklung des Kapitalismus oder Modernisierung sprechen. Wenn es aber fundamentale Veränderungen gab, die alle Bewohner des Kontinents betrafen, wird es ebenso dringlich wie schwierig, sie von spezifischen Prozessen interethnischer Assimilation und Akkulturation zu unterscheiden. Als die industriellen Ballungsgebiete an der Ruhr und in Oberschlesien entstanden, zwangen sie der gesamten zuwandernden, ethnisch gemischten Bevölkerung neue Lebensformen, Verhaltensweisen und Mentalitäten auf. Was daran „deutsch“ und „polnisch“ war, wieviel „Polnisches“ dabei zu „Deutschem“ geworden ist, läßt sich nur abschätzen, wenn man die gleichartigen Veränderungen innerhalb beider Gruppen untersucht und fragt, wie „modern“ sie gemeinsam geworden sind. Die Frage wird freilich leichter gestellt als zu beantworten sein. Da die Prozesse von „Modernisierung“ hier, Assimilation und Akkulturation dort zeitlich parallel und im gleichen Milieu verliefen, dürften sie sich auch überlagert haben und mitunter kaum zu unterscheiden sein. Auch Vieldeutigkeit aber wäre ein Befund, den es festzuhalten lohnte. Er würde die Situation widerspiegeln, in welche die Akteure von damals sich selbst verwickelt sahen.

Zum Glück müssen die Akteure nicht mehr damit rechnen, daß die Forscher ihnen nachträglich auf vieldeutige Situationen eindeutige Antworten abverlangen. Unser Projekt ist von Anfang an auf eine Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschen angelegt, in der gemeinsame Maßstäbe der Wissenschaft unbedingten Vorrang vor der unterschiedlichen Nationalität der Wissenschaftler haben. Wenn die Differenz der Herkunft noch zu Buche schlägt, dann braucht sie nicht mehr zur Trübung des Auges zu führen, sondern kann allein noch zur Schärfung der Einsicht dienen. Darin allerdings liegt ein unschätzbare Vorteil internationaler Zusammenarbeit bei internationalen Themen. Wie könnte man besser der verschiedenen Seiten einer Sache ansichtig werden, als wenn man sich ihr von verschiedenen Seiten nähert?

Projektbeschreibung*

von Robert Traba

I. Warum dieses Projekt und was sind seine Ziele?

In den Geisteswissenschaften, namentlich in der Geschichtswissenschaft ist inzwischen die Faszination verfliegen, wenn vom „Ende des nationalistischen Zeitalters“ die Rede ist. Die Wirklichkeit erwies sich wieder einmal – wenigstens im europäischen Kulturkreis, auf den wir uns beschränken – als sehr viel komplexer und auch brutaler, wie der Krieg im früheren Jugoslawien, das Wiederaufleben des Nationalismus in Osteuropa und neue Formen eines nationalen Chauvinismus in Westeuropa zeigen. Stets liegen die Gründe dafür in der Vergangenheit: tief verwurzelte nationale Stereotype und Vorurteile auf beiden Seiten der Barrikaden, fehlende Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, aber auch mit der Rolle der historischen Wissenschaft als Magd der Politik.

Dies alles eignet sich nur zu gut für eine ideologieunterfütterte Manipulation der Nationalgeschichte, zumal die europäische Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte hierfür geradezu verführerische Voraussetzungen schuf mit riesigen Bevölkerungstransfers, Revolutionen und zwei Weltkriegen (einer dazu mit Völkermord), die Grenzverschiebungen größten Ausmaßes zur Folge hatten. Man wird daher in *diese* Geschichte zurückgehen müssen, will man die Ursprünge der zeitgenössischen Konflikte verstehen und will man das *volle Ausmaß der wechselseitigen nationalen Einwirkungen und Bezüge erfassen*.

Nur ein *solider*, möglichst vielseitiger Versuch, die Wirklichkeit mittels einer Erforschung des Zusammenlebens und der Konflikte zweier Nachbarvölker – und das über einen langen Zeitraum – zu identifizieren/zu erkennen, erlaubt es, die Mechanismen und die Abhängigkeiten besser aufzudecken, die *diese Prozesse* lenken. Dem kann u.a. eine *vielseitige* Erforschung von Akkulturations-/Assimilationsprozessen in deutsch-polnischen Beziehungen vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dienen.

Beide Termini – Akkulturation und Assimilation –, die es als Forschungskategorien ermöglichen, die Gesamtgestalt der Prozesse von Ko-

* Die vorliegende Projektbeschreibung wurde aktualisiert, da inzwischen das Projekt von der VW-Stiftung bewilligt wurde. Die neue Version findet sich auf der Homepage des DHI Warschau (www.dhi.waw.pl).

existenz, gegenseitiger Einwirkung und Konflikten unter den Bedingungen von einander benachbarten Kulturen zu verstehen, sind zu komplex, um von vornherein definiert zu werden, und bleiben zunächst offen. Generell geht es dabei um Prozesse der kulturellen Transformation (die im Falle der Assimilation bis zur Änderung der nationalen Identität führt), die durch interethnischen Kontakt hervorgerufen wird.

Das deutsch-polnische Verhältnis war natürlich auch Gegenstand der bisherigen Forschung, die allerdings unter einem bestimmten Schematismus litt. Die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen auf einem gemeinsamen Territorium wurden überwiegend in Isolation voneinander abgehandelt, d.h. es kam entweder eine polnische Geschichte der Polen heraus, in der die Deutschen den zumeist negativen Hintergrund bildeten, oder es war „deutsche Geschichte im Osten“, in der wiederum die polnische Bevölkerung den oft zu vernachlässigenden Hintergrund abgab. Das Ergebnis eines solch einseitigen Herangehens war, daß die Historiographie für lange Zeit von der deutschen „Ostforschung“ bzw. der polnischen „Westforschung“ („polska myśl zachodnia“) beherrscht wurde, die zwar mittlerweile beide unterschiedlich, aber allgemein doch sehr kritisch beurteilt werden.

Die Fachliteratur gab somit nur in geringem Umfang Antworten auf Fragen wie: Was ist Akkulturation in einer multiethnischen Gesellschaft? Welche Faktoren bestimmen Akkulturations-/Assimilationsprozesse unter der deutschen und polnischen Bevölkerung? Welche Bevölkerungsschichten waren und sind jeweils für sie besonders empfänglich? Haben Institutionen wie Schule, Kirche und Heer die Akkulturations-/Assimilationsprozesse gefördert oder eher behindert? Und auf welche Weise geschah das? Welche Bedeutung hatten Grenzänderungen und Migrationen? Welchen Einfluß nahmen „dritte“, d.h. andere Nationalitäten bzw. Ethnien, die dasselbe Territorium bewohnten (Juden, Russen, Schlesier, Kaschuben usw.)?

Neben einer kritischen Beurteilung der beiden Historiographien ist es nötig, vor allem nach neuen Perspektiven und neuen Forschungsansätzen zu suchen, die sich nicht in einem Wunschkatalog erschöpfen, sondern als Ergebnis konkreter Analysen interessante Forschungsergebnisse bringen. Im Projekt des Deutschen Historischen Instituts Warschau (in Zusammenarbeit mit dem Historischen Institut der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen) wird folglich terminologischen Klärungen, theoretischen Überlegungen, Diskussionen über Forschungsmethoden, Kategorisierung von Phänomenen/Begriffen und Lösungen konkreter Probleme in verschiedenen Bereichen des deutsch-polnischen Grenzraums Rechnung getragen.

II. Projektbeschreibung

1. Der territoriale Rahmen: der deutsch-polnische Grenzraum

Hierunter wird jegliche Nachbarschaft von deutscher und polnischer Nationalkultur verstanden. Es handelt sich also nicht um ein räumlich zusammenhängendes Territorium. In Betracht kommen sowohl typische Grenzgebiete, die sich durch eine Ethnien- oder Nationalitäten-Durchmischung auszeichnen, wie sie sich aus räumlicher Nähe ergibt, als auch relativ isolierte Siedlungsklaven wie beispielsweise die deutsche Siedlung in Kongreßpolen respektive Galizien oder die polnische Emigration ins Ruhrgebiet. Diese räumliche Bestimmung schließt immer auch die Prozesse ein, bei denen Kulturen einander in multikultureller und nicht nur bilateraler Dimension durchdringen, d.h. die o.a. „dritten“ Nationalitäten oder Ethnien werden nicht vernachlässigt.

Folgende Regionen werden als vorrangig angesehen: 1.) Oberschlesien, 2.) Großpolen bzw. Westpreußen, 3.) Mittelpolen; ferner könnten in Betracht gezogen werden: 4.) Ostpreußen, 5.) Ruhrgebiet, 6.) Galizien etc.

In den genannten Regionen soll jeweils eine mittelgroße oder kleine städtische Gemeinde untersucht werden. Die Organisatoren schlagen vor, in erster Linie folgende Kommunen zu berücksichtigen (die Reihenfolge entspricht den o.a. Regionen): 1.) Zabrze, 2.) Babimost bzw. Chojnice, evtl. Gnesen (Gniezno), 3.) eine Stadt in der Umgebung von Lodz (Łódź), 4.) Allenstein (Olsztyn) oder Soldau (Działdowo), 5. eine Stadt im Ruhrgebiet, 6.) eine Stadt in Galizien. Bei dieser Vorauswahl wurde nicht nur eine gewisse beispielhafte oder als besonders interessant geltende Entwicklung der Nationalitätenverhältnisse berücksichtigt, sondern auch die gute Quellenlage. Es besteht ebenfalls die Möglichkeit, andere Forschungsobjekte zu wählen, allerdings unter der Bedingung, daß die allgemeinen Kriterien erfüllt werden.

2. Der zeitliche Rahmen

Die Anfangszäsur ist das Ende des 18. Jahrhunderts oder der Beginn des „langen 19. Jahrhunderts“; zur Gegenwart hin gibt es keine festen Grenzen. Je größer der räumlich-zeitliche Rahmen ist, desto bessere Aussichten bestehen für die Forschung. Es wird davon ausgegangen, daß die einzelnen Projekte so nah wie nur möglich an die Gegenwart heranreichen.

3. Art der Forschung

Als Forschungsmethoden sind vorgesehen 1.) Fallstudien (case studies), 2.) Untersuchungen aus dem Bereich der Alltagsgeschichte oder 3.) der Mikrohistorie. Da es sich *idealiter* in allen Fällen um räumlich wie zeitlich sehr differenzierte Prozesse handelt, die nicht aus einer einzigen Perspektive zu erfassen sind, läßt sich auch kein allgemein verbindlicher Problemerkatalog erstellen. Statt dessen werden jeweils nach der Auswahl des Territoriums, das anschließend einer gründlichen chronologischen Analyse unterzogen wird, auf der Grundlage des gesammelten Materials neue, allgemein anwendbare Forschungskategorien formuliert. Je mehr Dimensionen der Akkulturations-/Assimilationsprozesse in Betracht gezogen werden, desto vielseitiger wird sich die historische Realität überprüfen lassen. Der vorgeschlagene Katalog an Forschungsfragen sollte daher jedesmal zumindest folgende soziale Dimensionen berücksichtigen: Familie, Nachbarschaft, Schule, konfessionelle Verhältnisse, Heer und Berufswelt.

4. Form der Durchführung

Am Projekt sind zwei Gruppen von Forschern beteiligt. Die erste oder Hauptgruppe wird sich mit 5 Forschungsthemen befassen – in der Hauptsache, doch nicht notwendigerweise, in der Form von Doktorarbeiten. Auch sollte nicht von vornherein eine Gemeinschaftsarbeit ausgeschlossen werden. Angesichts des breiten Sachwissens, das einzelne Projekte erfordern dürften, gehen die Organisatoren davon aus, daß gegebenenfalls mindestens zwei Personen mit der Durchführung eines Themas beauftragt werden können. Sie gehen ebenso davon aus, daß in dieser Gruppe nicht mehr als acht Personen arbeiten werden.

Generell wird jedes Gruppenmitglied das Thema „Akkulturations-/Assimilationsprozesse in deutsch-polnischen Beziehungen im Orte X“ abhandeln, wobei aber im Einzelfall (und abweichend von o.a. Katalog) je nach Ort und Quellenstand auch andere Aspekte des Akkulturations-/Assimilationsprozesses untersucht werden können. Bedingung ist lediglich, daß der Themenbereich langfristige Prozesse kulturellen und nationalen Wandels (oder seiner Verweigerung) umfaßt.

Die Untersuchungen sollten innerhalb von zwei Jahren abgeschlossen sein.

Die zweite Teilnehmergruppe besteht aus Forschern und Forscherinnen, die sich in einem anderen Zusammenhang als dem des beabsichtig-

ten Projekts mit einer ähnlichen Problematik befassen. Die erste Gruppe wird laufend zusammenarbeiten und Gelegenheit haben, auf regelmäßigen Treffen untereinander Erfahrungen und Forschungsergebnisse auszutauschen. Dahinter steht die Vorstellung, daß davon zugleich Einzelforschungen wie Gesamtprojekt profitieren.

Sodann wird es auch zwischen beiden Gruppen über individuellen Kontakt hinaus institutionalisierte Begegnungen geben. Innerhalb der vorgesehenen Laufzeit des Projektes sollten vier Plenarsitzungen stattfinden: 1) eine Einführung in Form eines Workshops, bei dem die am Projekt Beteiligten dieses und sich selbst vorstellen; 2) und 3) Arbeitssitzungen mit Präsentation von Teilergebnissen; 4) Evaluationsitzung, d.h. Zusammenfassung der Forschungsergebnisse mit dem Versuch ihrer Systematisierung in Form einer theoretischen Reflexion.

5. Teilnehmer

Die (engere) Projektgruppe setzt sich zusammen aus einem Koordinator und maximal 4 Mitarbeitern/innen. Sämtliche Stellen werden öffentlich in Deutschland und Polen ausgeschrieben und von einer paritätisch zusammengesetzten Auswahlkommission besetzt. Die Stelle des Koordinators würde angebunden sein an das Deutsche Historische Institut Warschau. Der/Die Inhaber/in sollte mit dem Projekt über eine thematisch einschlägige fortgeschrittene oder bereits abgeschlossene Habilitationsschrift verbunden sein. Ob die Stelle mit einem/r polnischen oder deutschen Historiker/in besetzt wird, entscheidet die Auswahlkommission nach Bewerbungslage.

Assimilation/Akkulturation aus der Perspektive des deutsch-polnischen kulturellen Grenzraumes

von Robert Traba

Seit einigen Jahren läßt sich ein wachsendes Interesse an Forschungen zur Gesellschafts- und Alltagsgeschichte des deutsch-polnischen Kulturraumes beobachten. Damit sich daraus allerdings ein qualitativer Fortschritt ergibt, müssen sie sich neuen Tendenzen in der Geschichtswissenschaft öffnen. So ist es erforderlich, die bisher stark vernachlässigte, jedoch relevante und aufschlußreiche Problematik von Akkulturations- und Assimilationsprozessen in die Forschungen mit einzubeziehen.

Mit wenigen Ausnahmen erschienen diese Prozesse bisher in der Regel exemplifikatorisch und ausschließlich antagonistisch. Die Frage gegenseitiger Beeinflussung und Durchdringung von Kulturen galt lediglich als Randgebiet der Geschichtsforschung oder lag bei den Historikern beider Nationalitäten gänzlich außerhalb des Interessengebietes. Dies bedeutet aber nicht, daß wir heutzutage Akkulturation/Assimilation nur als Gegengewicht oder Ergänzung zur tradierten Konfliktperspektive verstehen. Beide Begriffe können als wichtige und komplexe Untersuchungskategorien dienen, welche helfen, Prozesse wie Koexistenz, gegenseitige Beeinflussung und Konflikte unter den Bedingungen benachbarter Kulturen in ihrer Gesamtheit zu verstehen. Aus diesem Grund auch wurden in der Anfangsphase die Definitionen dieser für das geplante Forschungsvorhaben grundlegenden Termini offengelassen. Eine Schwierigkeit liegt zudem darin, daß bisherige Forschungen zu diesem Gebiet mit einem gewissen Schematismus belastet waren. Zumeist zeigte sich dieser Schematismus darin, die deutsch-polnischen Beziehungen in gegenseitiger Isolation zu betrachten. So entstand einerseits eine Geschichte der Polen, für die das deutsche Element lediglich den (negativen) Hintergrund bildete, andererseits eine „deutsche Geschichte im Osten“ ohne subjektive Einbeziehung der polnischen Gesellschaft. Die Forschungen wurden durch diese einseitige Einstellung lange Zeit von der deutschen Ostforschung und dem „polnischen Westgedanken“ („polska myśl zachodnia“) beherrscht, die heutzutage zwar unterschiedlich, jedoch fast durchgängig kritisch bewertet werden. Nur unzulänglich lieferte die Fachliteratur Antworten auf folgende Fragen: Welche Rolle spielt Akkulturation in einer multiethnischen Gesellschaft? Welche Faktoren determinieren die Akkulturations- und Assimilationsprozesse der deutschen und der polnischen Bevölkerung? Welche Bevölkerungsschichten waren für diese

Prozesse besonders empfänglich? Welche Rolle spielten verschiedene Institutionen (Schulen, Kirchen, Militär) für die Beschleunigung oder Verlangsamung dieser Prozesse? Neben einer kritischen Bewertung der Leistungen der deutschen und polnischen Historiographie bedarf es vor allem neuer Forschungsperspektiven und -methoden, die nicht nur als Wunschvorstellungen, sondern vor allem als konkrete Analysen interessante Forschungsergebnisse hervorbringen. Ein gemeinsames Projekt des Deutschen Historischen Instituts in Warschau und des Historischen Institutes der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen hat sich zum Ziel gesetzt, die Problematik komplex zu erforschen: angefangen bei theoretischen und methodologischen Fragestellungen über die Terminologie und Kategorisierung der Phänomene bzw. ihrer Begriffe bis hin zu konkreten Fragestellungen anhand einzelner Gebiete des deutsch-polnischen Grenzraumes.

Der vorliegende Text ist: 1. ein Überblick über die allgemeinen Forschungstendenzen zum Thema Akkulturation und Assimilation in den Gesellschaftswissenschaften (Soziologie, Ethnologie, Geschichte); 2. ein Versuch, den Diskurs zusammenzufassen und darauf aufbauend Thesen sowohl theoretischer als auch praktischer Natur für den deutsch-polnischen Grenzraum aufzustellen; 3. ein Versuch, die Rahmenbedingungen für das Vorhaben aufzuzeigen, dessen Ziel es ist, durch analytische Einzelstudien neue, universelle (im Sinne von gesamtnationalen, nicht allein auf die deutsch-polnischen Beziehungen beschränkten) Forschungskategorien für nationale Grenzräume zu entwickeln. Alle Inhalte dieses Artikels sind entweder direkt auf die zweitägige Konferenz „Assimilations-/Akkulturationsprozesse in den deutsch-polnischen Beziehungen des 19. und 20. Jahrhunderts“ zurückzuführen, die am 23. und 24. Mai 1997 in Reisen (Rydzyna) bei Lissa (Leszno) abgehalten wurde, oder wurden von ihr indirekt beeinflusst. Die Konferenz hatte die Form einer Diskussionsveranstaltung unter Teilnahme von 27 Mitarbeitern aus 14 verschiedenen wissenschaftlichen Einrichtungen in Deutschland und Polen.

I. Akkulturation/Assimilation im interdisziplinären Diskurs

Aleksander Posern-Zieliński (Posen) faßte die Diskussion um diese beiden Begriffe zusammen und stellte sie als „zwei Seiten des ethnischen Wandels aus der anthropologischen und ethnohistorischen Perspektive“ dar. Den soziologischen Aspekt beider Phänomene im Hinblick auf die Konzepte von persönlicher Identität und Kulturkontakt hob Andrzej

Piotrowski (Lodz) in seinen Ausführungen hervor. Aus ethnologischer Sicht sind in der modernen Forschung Akkulturation und Assimilation unentbehrlich für die Analyse von Prozessen, die sich auf das Zusammentreffen und -leben unterschiedlicher ethnischer Gruppen beziehen, die sich sowohl durch das Bewußtsein ihrer Andersartigkeit als auch durch ihre Kultursysteme, über die sie ihre Identität definieren, unterscheiden. Da beide Prozesse einander zwar nahe liegen, aber nicht gleichzusetzen sind, ist ihre Definition oft problematisch – manchmal werden sie sogar falsch verwendet. Geht man – nach Posern-Zieliński – davon aus, daß Akkulturation kulturelle Transformation durch interethnische, interkulturelle Kontakte bedeutet, so darf sie (genausowenig wie verwandte Erscheinungen, z.B. Kulturdiffusion) nicht vereinzelt, atomisiert betrachtet werden. Im Rahmen einer Systemanalyse müssen dabei Konsequenzen direkter, gegenseitiger Beeinflussungen für die gesamte ethnokulturelle Einheit hinterfragt werden. Ex definitione setzt also eine ethnologische Projektion der Akkulturation die Erforschung von Gruppeninteraktion und Gruppenidentität voraus, wobei individuelle Erfahrungen zurücktreten. Seit dem grundlegenden Werk von Robert Redfield, Ralph Linton und Melville J. Herskovits sowie der zehn Jahre später erschienenen Arbeit von Bronisław Malinowski gibt es in der Anthropologie und ihren Zweigdisziplinen eine Diskussion um den Versuch, Akkulturationsprozesse sprachlich und inhaltlich zu definieren.¹ Diese Diskussion ist von starkem Ethnozentrismus und Egotismus geprägt (einseitige Akkulturation),² allerdings weicht diese Herangehensweise in jüngster Zeit einer bilateralen Betrachtung gegenseitiger Beeinflussungsprozesse. In der Diskussion um die Definitionen lassen sich verschiedene Ebenen unterscheiden, zu den Phasen (von Kulturkonfrontation bis hin zu einer grundlegenden Wandlung des eigenen Wertesystems oder zur „Abwehr von Fremdeinflüssen“), zu den Akkulturationstypen (z.B. antagonistisch, kontrolliert, osmotisch, marginal, zentral, demokratisch, erzwungen) sowie möglichen Varianten für eine Adaptation einzelner Begriffe an die historischen Gegebenheiten. Im letzten Fall geht es im wesent-

¹ R. Redfield, R. Linton, M.J. Herskovits, Memorandum for the Study of Acculturation, in: *American Anthropologist* 38 (1936); B. Malinowski, *The Dynamics of Culture Change: An Inquiry into Race Relations in Africa*. New Haven 1945.

² Ausführlich dazu: A. Posern-Zieliński, *Akulturacy (Akkulturation)*, in: *Słownik etnologiczny. Terminy ogólne (Ethnologisches Wörterbuch. Allgemeine Begriffe)*, Red. v. Z. Staszak. Warszawa/Poznań 1987. Den soziologischen Aspekt von Akkulturation behandelt im polnischen Schrifttum umfassend E. Nowicka, *Akulturacja (Akkulturation)*, in: *Encyklopedia socjologii (Enzyklopädie der Soziologie)*. Bd. I, Warszawa 1998, S. 17-20.

lichen um die Kontextualisierung, also um die Einbettung des analysierten Prozesses in sein Umfeld (Gebiet, Typ, Art des interkulturellen Kontaktes u.ä.).

Für ethnohistorische Untersuchungen bedeutsam ist vor allem der weitgefaßte Zeitraum, in dem sich die Dynamik der Prozesse festhalten läßt. Daher unterstrich Posern-Zieliński die Notwendigkeit, für die in Kulturkontakt stehenden Gruppen jeweils den Kulturzustand vor dem Anlaß zu einem Kulturwandel zu ermitteln, den sog. Nullzustand oder Nullpunkt. Obwohl dieser Ansatz besonders in bezug auf Migrationsgruppen attraktiv ist, so weckt er Zweifel im Fall einer osmotischen Akkulturation, mit der man es in ethnischen Grenzräumen zu tun hat. Darüber hinaus ist der Begriff des Nullzustandes an sich unscharf. In der Wirklichkeit gibt es keinen solchen Nullzustand, auch wenn man ihn als den Zeitpunkt definiert, in dem ein Immigrant das fremde Land betritt. Daher ist es besser, von einem „Ausgangspunkt“ zu sprechen.

Der soziologische Ansatz von Piotrowski – in gewisser Opposition zu der anthropologischen Forschungsperspektive von Akkulturation und Assimilation – brachte neue und ergänzende Diskussionspunkte. Im Mittelpunkt stand hier die Frage, ob die obengenannten Begriffe attraktiv genug sind, oder vor allem, ob ihr Erkenntniswert hoch genug ist, um ein Grundgerüst für ein interdisziplinäres und doch entschieden historisch orientiertes Forschungsvorhaben zu den deutsch-polnischen Kulturkontakten in allen ihren Dimensionen abzugeben. Grundlegende Zweifel ergeben sich aus drei Gründen, die für das Projektprofil mit entscheidend sind. Zum ersten beziehen sich beide Konzepte des Kulturwandels auf die bereits erwähnte Gruppeninteraktion und Veränderungen von Kulturmustern, während Einzeltransformationen dabei nur am Rande berücksichtigt werden. Die Prozesse werden ausschließlich von der „Makro“-Ebene aus betrachtet, ohne einen theoretischen Ansatz für die „Mikro“-Ebene zu bieten. Zum zweiten bleiben die Definitionen von Akkulturation und Assimilation unscharf und stehen zudem in noch komplexeren Wechselbeziehungen mit solchen Begriffen wie Kulturkontakt, Kulturwechsel, Akkommodation, Diffusion, Amalgamierung, Konvergenz, Synkretismus, Adaption oder Anpassung. Zu diesen beiden Zweifeln kommen drittens noch der natürliche Wandel und die strukturelle Komplexität der deutsch-polnischen Beziehungen in den letzten zwei Jahrhunderten. Nutzbringend sind die klassischen Akkulturationskonzepte bei der Erforschung nationaler Minderheiten, dauerhafter kultureller Grenzräume sowie im Fall langandauernder Arbeitsmigration. Zweifelhaft ist dagegen ihre Anwendung im Hinblick auf benachbarte Kulturen, d.h. bei gegen-

seitiger Kulturbeeinflussung durch die Rezeption ihrer jeweiligen Inhalte ohne direkte Interaktionen (Kulturisierung).³

Eingehend stellte Piotrowski die methodologischen Ansätze in den biographischen Studien der polnischen Soziologin Antonina Kłoskowska⁴ vor. Diese bilden einen Versuch, die klassischen, die Beziehung zwischen Kultur und Persönlichkeit („culture and personality approach“) betreffenden Lösungen und die phänomenologische Soziologie (von Wilhelm Dilthey bis Fritz Schütze) miteinander zu verbinden. Darin wird die Stellung der humanistischen Soziologie von Florian Znaniecki, Józef Chałasiński und Stanisław Ossowski unterstrichen, die noch vor dem Zweiten Weltkrieg die sog. polnische Schule in der Soziologie bildeten. Leitbegriffe des Vortrags waren die drei zentralen Termini für die biographischen Studien (Identität, nationale Identifikation, Valenz).

II. Theoretische Möglichkeiten zur Anwendung neuer Methoden

Soll ein Historiker anthropologische und soziologische Modelle übernehmen? Oder können diese durch Erfahrungselemente der Geschichtswissenschaft ergänzt werden? Diese Fragen bildeten ein wichtiges und immer wiederkehrendes Element der Diskussion.

Einerseits sind wir Zeugen einer wachsenden Strömung in der westeuropäischen Historiographie, in welcher die Theorie ihre Führungsrolle gegenüber traditionellen Forschungsmethoden des Historikers noch verstärkt. Historiker sind gern bereit, Methoden und Modelle aus den Gesellschaftswissenschaften zu übernehmen, passen dann aber den gesamten Forschungsprozeß diesen Modellen an und suchen entsprechende Quellen zur Stützung der Thesen, wobei Quellen, die dem Modell widersprechen, nur am Rande behandelt oder ganz außer acht gelassen werden. Andererseits führen die herkömmlichen Methoden in der gesellschaftsgeschichtlichen Forschung lediglich zu einem quantitativen Abbild der Wirklichkeit. Es scheint also geboten, auf solche soziologischen und anthropologischen Erfahrungen zurückzugreifen, da deren Forschungsansätze es ermöglichen, Akkulturations- und Assimilationsprozesse auf breiter Quellenbasis zu untersuchen. Naturgemäß gehören beide Erscheinungen

³ Vgl. hierzu die Ergebnisse einer Konferenz unter Leitung von Antonina Kłoskowska und Richard Grathoff, in: *Kultura i Społeczeństwo* (1991), Nr. 4.

⁴ A. Kłoskowska, *Kultury narodowe u korzeni* (Die Wurzeln nationaler Kulturen). Warszawa 1996; vgl. auch ihre konkreten Forschungsergebnisse in: *Biografia a tożsamość narodowa* (Biographie und nationale Identifikation), Red. v. M. Czyżewski (u.a.). Łódź 1996.

in den Bereich der Ideen- bzw. der Mentalitätsgeschichte. Ihre Erforschung erfordert im Grunde immer eine Analyse von Stereotypen und Vorstellungen; nicht die Wirklichkeit ist hier entscheidend, sondern die Wahrnehmung einer anderen Gesellschaft oder einer Gesellschaft, mit der man sich identifizieren möchte. Das Autostereotyp wird so zu einer einfachen Funktion des Heterostereotyps; Forschungsgegenstand ist die Perzeption und nicht mehr die Wirklichkeit.

Indessen wird beim Zitieren von Quellen häufig vorausgesetzt, daß der Mensch ein Vernunftwesen ist, dessen Vorgehensweise immer eine logische Grundlage hat und dessen Lebensziele deutlich definiert sind. In der Realität begegnet man hingegen oft verborgenen Handlungsmechanismen. In bestimmten Fällen kommt es in lokalen Milieus, besonders im nationalen Grenzraum, zu einer gezielten Identitätsverfälschung. Es besteht dort die Tendenz zu häufigem Identitätswechsel – so wird es unmöglich, die „eigentliche“ Identität zu bestimmen. Kritik am „Grundsatz der Rationalität“ muß in Untersuchungen nicht immer nur in einem negativen Kontext erscheinen. Alles hängt davon ab, was man unter Rationalität versteht: Begreifen wir sie als Rationalität unseres mentalen Systems oder als rationelle Entscheidung auf der Grundlage des kulturellen Codes der untersuchten ethnischen Gruppe?

Entscheidungen, die unsere Identität berühren, werden auf der Grundlage zweier Parameter gefällt: des situativen Kontextes, welcher zu gegebener Zeit Gültigkeit besaß, sowie des unmittelbaren Kontextes, in welchem sich die konkrete Person befand. Die Gefahr von Vereinfachungen läßt sich minimieren, wenn man versucht, den obengenannten „Nullzustand“ zu definieren. In der Praxis ist zuerst die Frage zu beantworten, ob z.B. die polnischen Einwohner Großpolens sich an das Muster der deutschen Bevölkerung Großpolens akkulturierten oder ob sie sich mit der Idealvorstellung (dem Stereotyp) des Deutschen an sich identifizierten und inwiefern unsere Sicht der Vergangenheit mehr oder minder nur eine Übertragung gegenwärtiger Bilder und Erwartungen ist. Der „Nullzustand“ ermöglicht es, eine Kulturwerte-Bilanz für beide benachbarten und sich gegenseitig beeinflussenden Gruppen zu erstellen. Praktisch kann ein solches „Nullzustand“-Modell in Form einer geistigen Landkarte der Nationalitäten z.B. in Großpolen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstellt werden. Diese wäre ein Versuch, die Haltung der polnischen und der deutschen Bevölkerung gegenüber der jeweils anderen Gruppe zu definieren: Wie wurden die „anderen“ eingeschätzt, genannt, definiert? Dieser zeitliche und räumliche Bezugspunkt läßt den Beobachter die Ausrichtung und die Entwicklung der Akkulturationsprozesse genauer verfolgen.

Ein breites, interessantes und verhältnismäßig neues Forschungsfeld bilden die Organisationen als Spiegelbild kulturellen und ethnischen Wandels. In Opposition zu diesem Ansatz steht die Theorie amerikanischer Ethnologen, welche den Begriff des „institutionalisierten Bewußtseins“ in die Forschung eingeführt haben. Dieser Terminus bezieht sich vor allem auf die Funktionsträger innerhalb der Organisationen. Sie stellen in der Regel nicht mehr als 10% der Mitglieder dar, aber gerade sie prägen die Entwicklung der Organisation und entscheiden über ihren Charakter – oft im Widerspruch zur Mehrheit der verbleibenden 90%. In Migrantenorganisationen wird beispielsweise häufig die primäre Identität der Ankömmlinge konserviert, wobei die Tatsache, daß das Leben nach eigenen Regeln abläuft, eine neue Generation heranwächst und letztlich ein vergrößerter Bedarf an der „neuen“ (englischen) Sprache entsteht, völlig außer acht gelassen wird. Bei der Untersuchung von Aktivisten/Funktionären muß selbst auf regionaler Ebene immer die Frage gestellt werden, wie es um die Verständigung zwischen ihnen und der Masse der Mitglieder bestellt ist.

Piotrowski sprach sich entschieden gegen eine mechanische Übertragung objektivierter sozialer Indikatoren (Häufigkeit, Intensität der Erscheinungen u.a.) auf die Geschichtsforschung aus. Es besteht die Versuchung, sie losgelöst von ihrem Kontext anzuwenden, da die Soziologie allzu häufig vereinfachend als eine sehr generalisierte Disziplin angesehen wird, die in universellen Kontexten kaum Rücksicht auf die Vielfalt lokaler Phänomene nimmt. Dabei ergibt der Gebrauch sozialer Indikatoren nur dann einen Sinn, wenn ein bestimmtes Phänomen – oder wie im obengenannten Fall eine Organisation – in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext auftritt – im Sinne sowohl des inneren Milieus als auch dessen Einbindung in die äußere Umgebung. Einerseits gilt es, die Bedeutung zu erfassen und zu bewerten, die jene Organisation, ihr Charakter, ihre Entwicklungsdynamik etc. für die Mitglieder der Gesellschaft besitzt. Allein schon die Motive für die Beteiligung von Angehörigen z.B. einer nationalen Minderheit in einer bestimmten Vereinigung können sehr unterschiedlich und heterogen sein; sie müssen keinesfalls mit dem Gefühl einer Traditionsgemeinschaft oder Identifikation einhergehen. Oft bietet die Zugehörigkeit zu einer Organisation bei weitgehender Isolation innerhalb der Gesellschaft eine der wenigen Möglichkeiten zu unmittelbarer gesellschaftlicher Interaktion, oder sie gibt Menschen, denen es an gesellschaftlicher Verwurzelung fehlt, eine Plattform zu sozialer Aktivität. Solange man nicht den äußeren (ethnischen) Kontext der Bedeutung erfaßt, welche die Organisation für ihre Mitglieder besitzt, läßt sich ihre soziologische Funktion nicht beschreiben. In einem weiteren Schritt ist

die Organisation in das Gesamtbild ihres weiteren Umfeldes, anderer Institutionen und der innergesellschaftlichen Entwicklungen einzuordnen.

III. Die Praxis historischer Forschung: Versuch einer Bilanz und Perspektiven

Auf der Konferenz in Reisen gestalteten Wojciech Wrzesiński (Breslau) und Witold Molik (Posen) ihre Einführung in die Problematik der Geschichtsschreibung jeweils unterschiedlich: Molik beschäftigte sich mit dem 19. Jahrhundert, Wrzesiński setzte sich mit der Zeit der Zweiten Republik in Polen auseinander.

Ausgangspunkt für die Überlegungen von Molik war die Feststellung, daß die Forschungen zu den deutsch-polnischen Beziehungen von der Problematik der Kriege, Antagonismen und nationalen Konflikte geprägt sind; Kulturkontakte, Kulturdiffusion oder Perioden friedlicher Koexistenz beider Völker dagegen finden nur am Rande Interesse. Aus der Sicht der formalen Soziologie deutet diese These darauf hin, daß man sich bislang vorwiegend mit Dissoziation (und dies auch nur fragmentarisch) beschäftigt hat. Als Ausgleich und Ergänzung des Bildes von den deutsch-polnischen Beziehungen sollte man sich nun Assoziationsprozessen zuwenden, um so einen ganzheitlichen Eindruck gewinnen zu können. Für die Zukunft verwies der Autor ausdrücklich auf die Notwendigkeit besonders eingehender Forschungen zu drei Aspekten des gesellschaftlichen Lebens: des Schulwesens, des Militärdienstes und des Kulturwandels. Beim Versuch, in der Diskussion die Akkulturationsfaktoren zu definieren, formulierte Molik die These, daß die Konfession die am schwierigsten zu überwindende mentale Hemmschwelle in den deutsch-polnischen Beziehungen bildete, danach kam die gesellschaftliche Herkunft und erst zum Schluß die nationale Identität – wie es sich in der Alltagspraxis interessanterweise anhand von Mischehen zeigen läßt.

In Wrzesińskis Thesen, die zum Teil schon Eingang in die wissenschaftliche Diskussion gefunden haben, sind zwei Faktoren hervorzuheben.⁵ Zum einen treten die in wilhelminischer Zeit stark ausgeprägten re-

⁵ W. Wrzesiński, *Polski ruch narodowy w Niemczech* (Die polnische nationale Bewegung in Deutschland). Wrocław 1993. Der Autor führt positive Beispiele für eine neue Sicht auf die deutsch-polnischen Beziehungen an: Schlesien, hrsg. v. N. Conrads. Berlin 1994 (Deutsche Geschichte im Osten Europas); Deutsche und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und „Volkstumskampf“ im Grenzgebiet (1920–1939)/Polacy i Niemcy między wojnami. Status mniejszości i walka graniczna (1920–1939), Red. v. R. Jaworski u. M. Wojciechowski, bearb. v. M. Niendorf u. P. Hauser. 2 Bde., München (u.a.) 1997.

gionalen Bindungen aufgrund vieler neuer Gegebenheiten nach dem Ersten Weltkrieg hinter polarisierte (deutsche, polnische) nationale Haltungen zurück. An die Stelle der ideellen Heimat („mała ojczyzna“) trat die „ideologische Heimat“ („ojczyzna ideologiczna“) Polen. In der Zeit der Weimarer Republik und insbesondere des Dritten Reiches verschwanden die regionalen Symbole zusehends aus dem kollektiven Gedächtnis und wurden durch Zeichen der gesamtnationalen Kultur ersetzt. Dieser Prozeß knüpfte nicht symmetrisch an frühere Einflußbereiche deutscher und polnischer Tradition an, sondern wurde durch die deutsche Kultur determiniert, die man damals mit Modernisierung und Fortschritt identifizierte. Deutsche Staatlichkeit und Kultur wurden von den Polen aus den Grenzgebieten immer seltener, die polnische Kultur dagegen immer häufiger als fremdnationales Element begriffen. Lokale Identität stützte sich auf deutsche Vorbilder, Polonität dagegen wurde ausschließlich als Identifikationsmuster für die Polen jenseits der Grenze empfunden.

Während der Konferenz in Reisen konzentrierte sich die Diskussion (neben zahlreichen bibliographischen Ergänzungen) auf die folgenden sechs Fragen:

1. zur gesellschaftlichen, räumlichen und zeitlichen Differenzierung;
2. zur Bedeutung des Ersten Weltkrieges;
3. zur Konfession;
4. zur Beurteilung der bisherigen Arbeit mit Quellen im Vergleich zu der Anwendung neuer Forschungsmethoden;
5. zur Sprache als wesentliches Identitätsmerkmal;
6. zur Problematik der „Heimat“ („ojczyzna prywatna“), Regionalismen und Alltagsgeschichte.

Die Erfahrungen bei der Erforschung von gegenseitiger Beeinflussung in ethnischen und nationalen Gruppen zeigen, daß rein bilaterale Beziehungen in der Regel kaum zu finden sind; ein bikulturelles Verhältnis war in seiner reinen Form nirgendwo in Mittel- und Osteuropa vorzufinden. So erweisen sich die per se schon komplizierten deutsch-polnischen Verhältnisse des Grenzgebietes in Wirklichkeit als noch vielschichtiger. Darüber hinaus hat man es auch mit derart komplizierten Ethnizitäten zu tun wie Galizien oder Österreichisch-Schlesien, wo die offizielle Amtssprache zwar Deutsch war, sie jedoch nicht vom deutschen Staat, sondern von der multinationalen Österreichisch-Ungarischen Monarchie eingeführt worden war. In einer solchen Situation ist die Frage nach dem Wesen und der Richtung der Akkulturation berechtigt. Vielleicht wären gerade aus die-

sem Grund womöglich Studien über einzelne Berufsgruppen gewinnbringender, wie im Fall Galiziens über die österreichischen Beamten oder im Fall Pommerns über die Absolventen der Kadettenschule in Stolp. Man könnte sich auch unter komparatistischen Gesichtspunkten auf das Problem der Sozialisation der jungen Generation und Studien zur Familiengeschichte oder lokalen Gesellschaften (Großstadt, Kleinstadt, Dorf) konzentrieren. Diese Forschungsansätze ermöglichen es zudem, die „Leute dazwischen“ zu entdecken, also die zwar immer vorhandenen, aber nur zum Teil integrierten Gesellschaftsgruppen. Dabei geht es hier nicht nur um die Juden, sondern vorwiegend z.B. um Künstler, die – um ihr künstlerisches Ansehen und Prestige zu wahren – als „multinationale“ Persönlichkeiten empfunden werden wollten. Die Spezifik einzelner Gebiete (konfessionell differenzierte Gebiete wie Westpreußen auf der einen oder homogene wie Oberschlesien auf der anderen Seite) sowie die Tatsache, daß sich die Prozesse vor und nach dem Ersten Weltkrieg in unterschiedlichen Dimensionen vollzogen haben, macht sogar die Ausarbeitung der jeweils anderen Forschungsmethode erforderlich. Als ein experimentelles Mustergebiet könnte Soldau dienen, der kleinste Kreis der Zweiten Polnischen Republik, wo sich wie in einem Brennglas zahlreiche nationale Prozesse studieren lassen.⁶

Auch an diesem Beispiel zeigen sich die qualitativen Veränderungen, welche der Erste Weltkrieg mit sich brachte. Vor allem die Politik wirkte sich verstärkt auf die Herausbildung gesellschaftlicher Einstellungen aus. Nationale Konversionen resultierten weitgehend aus dem propagandistischen Ringen zwischen Deutschland und Polen, daher die – nach Meinung von Wrzesiński – natürliche Dominanz politischer Inhalte sowohl in seinem Vortrag als auch in der Fachliteratur. Diese Tendenz ergibt sich allerdings aus einer zu einseitigen Quellenbetrachtung; die Fragestellung erfolgt aus der Perspektive der Zentralregierung, in deren Akten tatsächlich politische Motive vorherrschen.

Die Frage nach den Quellen wurde in verschiedenen Zusammenhängen erörtert. Einerseits unterstrich man die Notwendigkeit, für die historische Forschung neue Formen von Quellenüberlieferung zu erschließen, wie z.B. Literatur, Anzeigen, Denkmäler, Inschriften auf Gräbern und in

⁶ Erst nach der Konferenz erschien die Studie von P. Bystrzycki, *Działdowszczyzna w latach II Rzeczypospolitej. Życie społeczno-polityczne* (Die Einwohner Soldaus in der II. Republik. Gesellschaftliches und politisches Leben). Olsztyn 1997 (Rozprawy i materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego. 163), welche umfangreiches Faktenmaterial zusammenträgt, aber das obengenannte Postulat nicht überflüssig werden läßt.

Straßen, also jegliche Form von Kulturlandschaft.⁷ Hinzu kommen indirekte Quellen, die es erlauben, die Haltungen der untersten Gesellschaftsschichten zu erfassen, welche zumeist keine direkten schriftlichen Überlieferungen hinterließen. Im Hinblick darauf darf auch die Problematik der nationalen Identität nicht überbewertet werden. Man vergißt dabei nämlich leicht, daß Untersuchungen zur Identitätsproblematik als Elitenforschung durchgeführt werden und die Identitätsfindung für die „stumme“ Mehrheit auf einer anderen Ebene ablief: über die Familie, die Konfession oder die Berufsgruppe. Andererseits wurde auf die hinreichende Quellenvielfalt verwiesen, auf die bereits bislang in Forschungsprojekten zurückgegriffen wurde, wobei man es eher als dringend empfand, das Spektrum der Fragestellungen zu erweitern. Beide Standpunkte widersprechen sich nicht grundsätzlich. Die Suche nach neuen Formen der Quellenüberlieferung muß die Bemühungen um neue Problemstellungen in der Forschung nicht ausschließen.

Die wissenschaftliche Literatur ist unter anderem wegen der vorherrschenden „Makro“-Perspektive mit zahlreichen Schemata überwuchert. Dies spiegelt sich z.B. in der Diskussion um die Sprachproblematik: In der deutschen Literatur herrscht die These vor, daß die deutsche Bevölkerung des nationalen Grenzraumes die „pollackische Sprache“ weder kannte noch lernte. Untersuchungen auf der „Mikro“-Ebene zeigen, wie irreführend eine solche Verallgemeinerung sein kann. Relevant ist hier vor allem die Vielschichtigkeit und Differenziertheit der Polnischkenntnisse sowie das emotionale Verhältnis zu dieser Sprache. Zwar stimmt die Behauptung, daß die Gutsbesitzer der polnischen Sprache nicht mächtig waren – ganz anders jedoch verhielt es sich mit dem Bürgertum. Allein eine Analyse der Tagebuch- oder Memoirenliteratur belegt, wie viele deutsche Bürger auf ihre Kenntnisse der polnischen Sprache stolz waren; mancher besuchte in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts sogar bewußt einen Polnischkurs. Zahlreiche Beispiele dieser Art bestätigen die Notwendigkeit von Korrekturen an früher dominan-

⁷ In diesem Zusammenhang sei auf das gemeinsame Projekt deutscher Soziologen (Viadrina, Frankfurt a.d.O.) und polnischer Ethnologen (Adam-Mickiewicz-Universität, Posen) verwiesen, dessen Ziel es ist, die mentale Einbindung von Zuwanderern aus Ostpolen in die fremde Kulturlandschaft Großpolens nachzuzeichnen. Im Jahre 1997 erschienen darüber hinaus zwei Publikationen, die an dieses Thema anknüpfen: *Deutsche Geschichte und Kultur im heutigen Polen. Fragen der Gegenstandsbestimmung und Methodologie*, hrsg. v. H.-J. Karp. Marburg 1997; *Wokół niemieckiego dziedzictwa kulturowego na Ziemiach Zachodnich i Północnych* (Zum deutschen Kulturerbe in den West- und Nordgebieten), Red. v. Z. Mazur. Poznań 1997 (Ziemia Zachodnie – Studia i Materiały. 18).

ten Thesen, vor allem im Hinblick auf einzelne gesellschaftliche Gruppierungen und Milieus.⁸

Eine neue Chance für solche Forschungen bieten mikrogeschichtliche Studien, z.B. zum Thema „Heimat“ („prywatna ojczyzna“). Untersuchungsobjekte können hier eine Region (z.B. die Kaschubei), eine Großstadt (z.B. Lodz) oder kleinere territoriale Einheiten sein, in denen natürliche Bindungen zwischen den Einwohnern unabhängig von der Nationalität existierten. Womöglich bilden die spezifischen Grenzräume im allgemeinen eine Art Hybridgebilde, auf welches die Schemata der „Minderheitengesellschaften“ nicht angewandt werden können.⁹

IV. Versuch einer terminologischen Systematisierung im Hinblick auf künftige Forschungen

Alle Teilnehmer der Konferenz waren sich einig, daß auf der Begriffsebene große Unordnung herrscht, obwohl in der deutschen Fachliteratur zahlreiche Studien aus dem Grenzgebiet zwischen Soziologie und Anthropologie vorliegen, die im Forschungsapparat eines Historikers einen festen Platz gewonnen haben,¹⁰ und auch für die polnische Fachliteratur die hier zitierte Arbeit von Kłosowska nicht nur einen interessanten Forschungsansatz bietet, sondern auch einen ersten Versuch darstellt, die Begriffe in breitem historischen Kontext zu systematisieren.¹¹ In der historiographischen Praxis funktioniert leider nach wie vor eine weitreichende semantische Beliebigkeit, welche für die Begriffe weder eine logische Vernetzung noch entsprechende Synonyme oder Alternativen bietet. Vereinfacht könnte man die These aufstellen, daß wir uns zwischen antagonistischen Interpretationspolen bewegen. Einerseits herrscht, zumindestens in der polnischen Literatur, immer noch das Modell faktographischer Beschrei-

⁸ Vgl. die umfangreiche Mikrostudie von M. Niendorf, *Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900–1939*. Wiesbaden 1997 (Deutsches Historisches Institut Warschau: Quellen und Studien. 6).

⁹ R. Traba, *Niemcy – Warmiacy – Polacy 1871–1914. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach (Deutsche – Ermländer – Polen 1871–1914. Aus der Geschichte der deutschen katholischen Bewegung und der polnisch-deutschen Beziehungen in Preußen)*. Olsztyn 1994 (Rozprawy i materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego. 142).

¹⁰ F. Heckmann, *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen*. Stuttgart 1992; N. Elias, John L. Scotson, *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt a.M. 1990.

¹¹ Bislang unersetz in der polnischen Forschung: *Założenia teorii asymilacji (Zur Konzeption der Assimilierungstheorie)*, Red. v. H. Kubiak u. K. Paluch. Wrocław (u.a.) 1980 (Biblioteka Polonijna. 7).

bung, das sich zumeist durch ein geringes Maß an Reflexion in der Narration und das Fehlen ausgereifter methodologischer Konzepte auszeichnet. Dem gegenüber steht das methodologische Schema, welches allzu fest in der Theorie verwurzelt ist, ohne die Quellen hinreichend zu nutzen.

Die Diskussion darüber konzentriert sich auf fünf Themenbereiche:

1. Akkulturation/Assimilation;
2. Modernisierung;
3. Nation, Nationalismus;
4. Tradition/kollektives Gedächtnis;
5. Identität.

Die Definitionsvarianten selbst, wie sie in den Einführungen zu den Referaten oder in einzelnen Äußerungen angeführt wurden, waren nicht Gegenstand von Diskussionen oder Auseinandersetzungen. Das Problem wird erst dann greifbar, wenn es gilt, Assimilation und Akkulturation zu trennen, diese Unterscheidung praktisch in die Strukturen historischer Erzählung einzuflechten und sie auf die laufenden Prozesse anzuwenden. Irreführend ist vor allem, wenn der Begriff der Akkulturation durch den der politischen Assimilation ersetzt wird. Dieser ist lediglich ein Neologismus, der nichts anderes bedeutet als Assimilationspolitik. Seit den 60er Jahren existiert hingegen der Begriff der kulturellen Assimilation, der sich auf die Theorie der Migrantenassimilation des amerikanischen Forschers M. Gordon stützt und ein Synonym für Akkulturation ist.¹² Gordon unterscheidet acht sich überlagernde Dimensionen von Assimilationsprozessen, die man in drei Gruppen einteilen kann: kulturelle Assimilation (Akkulturation), also Veränderungen äußerer Muster des Kulturerbes (Kleidung u.ä.); gesellschaftliche Assimilation, vor allem im Kreis französischer Soziologen sehr oft als Integration, also Einbeziehung in die neue, „fremde“ Gesellschaft durch den Arbeitsplatz o.ä., definiert (in dieser Dimension haben auch Mischehen als ein Element der Einbeziehung in die Staatsnation ihren Platz); ethnische Assimilation, also Identitätsveränderung. Ein ähnliches Kontinuum findet sich, basierend auf soziologischen Erfahrungen in der historischen Literatur, am Beispiel des Verlusts von Identität als eines Drei-Phasen-Prozesses: Akkulturation – Assimilation – Amalgamierung.¹³ Oft treten jedoch beide Begriffe neben-

¹² M. Gordon, *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion and National Origin*. New York 1964.

¹³ Vgl. A. Cała, *Asymilacja Żydów w Królestwie Polskim (1864–1897). Postawy. Konflikty. Stereotypy* (Die Assimilierung der Juden im Königreich Polen [1864–1897]. Einstellungen. Konflikte. Stereotypen). Warszawa 1989.

einander auf, wobei ihre Definitionen starke Unterschiede aufweisen. Dies läßt sich nach der Definition amerikanischer Ethnologen auf fünf Unterschiede zurückführen:

1. Assimilation ist ein einseitiger Prozeß, wogegen Akkulturation in zwei oder mehreren Richtungen verlaufen kann.
2. Im Fall von Assimilation kommt es zu einer völligen Identifikation mit der assimilierenden Gruppe. Dieses ist keine Bedingung für Akkulturation, die in jedem beliebigen Entwicklungsstadium stehenbleiben kann.
3. Assimilation ist ein fortschreitender Prozeß und muß, um stattzufinden, die Grundwerte einbeziehen; im Gegensatz dazu steht die Akkulturation, die sich in ausgewählten Kulturbereichen vollziehen kann. In diesem Kontext erwies sich die These von der Möglichkeit einer Assimilation ohne Akkulturation, auf die der Autor am Beispiel der Juden verwiesen hat, als problematisch.
4. Assimilation bedarf der „Verhandlung“ zweier Gruppen, ihre Voraussetzung ist die Akzeptanz der assimilierten Gruppe durch die assimilierende Gruppe; diese Voraussetzung muß beim Akkulturationsprozeß nicht erfüllt werden. In diesem Fall kann nämlich trotz nur geringfügiger kultureller Unterschiede jede der Gruppen eine gewisse Distanz und die eigene Identität bewahren. Es zeigen sich hier deutliche Ähnlichkeiten zum Begriff der Integration. In welchem Verhältnis stehen beide zueinander? Wie lassen sich terminologische Mißverständnisse in der Praxis vermeiden?
5. Akkulturation ist ein breitangelegter Prozeß, der nicht aus der Perspektive der Assimilation untersucht werden darf, sondern als gegenseitige kulturelle Beeinflussung zweier Gruppen, die keine nationalen Einbußen nach sich ziehen muß. Eine wichtige Ergänzung beider Prozesse ist ihre Dynamik. Die Minderheitengruppe kann bei der Akkulturation nicht an konstante Werte der (stärkeren) Mehrheitengruppe anknüpfen, weil diese mit ihren Identitätsmerkmalen/Werten selbst einem Wandel unterliegt (z.B. die Siedlungszentren der Polen im Ruhrgebiet).

In einigen kulturellen Kontexten kann man Assimilation nicht als einen Unterprozeß von Akkulturation charakterisieren, sondern als etwas, das teilweise mit Akkulturation verbunden ist. Eine solche Sicht finden wir gerade bei Kłoskowska. Sie findet ihren Niederschlag zwar nicht in einem konkreten Projekt oder methodologischer Sprache, läßt sich aber deutlich herausarbeiten als Summe eigener Forschungen der Autorin und

einem Überblick über die anthropologischen Konzepte. Der Definition von Kłoskowska liegt das Verständnis von Akkulturation als einem Prozeß zugrunde, in dem sich Gruppen oder Personen nur teilweise an das Leben in einem fremden Kulturkreis anpassen. Wir haben es also mit teilweiser Isolation, teilweiser Absorption und schließlich mit teilweiser Anpassung an die fremde Kultur (traditionelle kleinstädtische – Shtetl – jüdische Bevölkerung in Osteuropa oder die jüngste Emigration in die USA) zu tun. Allerdings wird die gleiche Gesellschaft in einem anderen gesellschaftlich-zivilisatorischen Kontext nicht nur kulturellen Einflüssen unterliegen, sondern die Akkulturation kann zu einer Assimilation, einer Auflösung in der bis vor kurzem fremden Minderheitengesellschaft sowie zum Verlust der eigenständigen lokalen, regionalen oder nationalen Identität führen.

Eine Grundkategorie, die jedoch variabel ist und Veränderungen unterliegt, ist die Nation/das Volk. Bei der Anwendung dieser Begriffe werden oft ihre innere Dynamik und die Wandlungen des Nationskonzeptes im Laufe des 19. Jahrhunderts übersehen, als nach dem Völkerfrühling der Begriff der politischen (Staats-)Nation ethnisch überformt wurde.

Der Begriff der „ethnischen Nation“ wird ebenfalls häufig unreflektiert in der Geschichtsschreibung als Forschungskategorie angewandt. Dies führt im Endeffekt zu solchen Schlußfolgerungen, daß z.B. „genealogische Verbindungen mit der polnischen Nation“ als Nachweis für den polnischen Charakter von Oberschlesien herangezogen werden, obwohl das Verständnis der Nation als einer großen Familie ein von der Nationalideologie geschaffener Mythos ist. Übersehen wird dabei auch der Prozeß der Entstehung eines Nationalbewußtseins, einer Entwicklungsstufe der Gesellschaft auf dem Weg zur modernen Nation. Wie kann von einer „polnischen Bevölkerung“ die Rede sein, wenn die polnische Nation erst im Begriff war, sich zu entwickeln und die Oberschlesier von sich selbst nicht als von „uns Polen“ gesprochen haben? In diesem konkreten Fall hat man es mit einer komplementären Bevölkerung mit ethnischem Bewußtsein zu tun. Sie war in ihrem nationalen Aspekt nicht labil, sondern verband natürlich deutsche oder polnische Komponenten; allein aus der ideologischen Perspektive dieser Nationen war ihr Bewußtsein unsicher. Die Mehrheit der Konferenzteilnehmer stimmte dieser These zu, mit der Einschränkung, daß sie nicht überall einsetzbar ist, denn es gab auch Gruppierungen, die sich stark mit einer Nation identifizierten. Ausgangspunkt für das Gesamtvorhaben kann daher nicht die Nation (oder das Volk) sein, sondern das sogenannte Gruppenbewußtsein, welches die Identifikation sowohl einer lokalen Gruppe, einer Ethnie als auch einer Nation beinhaltet.

Notwendig für das geplante Projekt ist die Ausarbeitung eines entsprechenden Begriffsapparates. Dabei muß vor allem die äußere Hemm-

schwelle unterschiedlicher (deutscher, polnischer) Sprachtraditionen berücksichtigt werden, infolge derer scheinbar gleiche Begriffe anders definiert werden (Grenzland – *pogranicze*) oder keine entsprechenden direkten Äquivalente besitzen (z.B. Volk).¹⁴ Auch die Dynamik der Akkulturationsprozesse ist von Bedeutung, so daß man die hermetischen Begriffe „Deutsche“ und „Polen“ besser durch die Formel veränderlicher „Zugehörigkeit zu einem konkreten Kulturkreis“ ersetzt. Unabdingbar für eine weitere kreative Diskussion ist die Berücksichtigung folgender Elemente: der Theorie der Nationsbildung, sowohl der Definitionsunterschiede als auch der veränderlichen Dynamik der Nationen selbst;¹⁵ der drei Kontexte für das Verständnis des Nationsbegriffs: umgangssprachlicher, rechtlicher und wissenschaftlicher (zwischen denen zahlreiche Parallelen und Unterschiede bestehen). Zu beachten ist auch, daß sich Akkulturations- und Modernisierungserscheinungen überlagern, zum Nachteil der letzteren. Keinerlei Wechselwirkung von Akkulturation und Modernisierung gibt es nur dann, wenn zwischen beiden Elementen eine große kulturelle Distanz vorhanden ist, wie z.B. im Fall der europäischen Kolonisatoren in Afrika, wo sich die Veränderungen nur auf der Ebene der Modernisierung, ohne Akkulturation, vollzogen.

In Großpolen verliefen die Modernisierungsprozesse über die deutsche Kultur: Zuerst eignete sich das deutsche Element die sog. globalen Muster der westlichen Kultur an, drückte ihnen einen eigenen Stempel auf, und erst über diese kam die regionale Modernisierung auch der polnischen Gesellschaft zustande. Bei diesem Schema muß die Frage gestellt werden: Konnte die Modernisierung nur über Akkulturation erfolgen?

¹⁴ Zur Analyse der genannten Begriffe: Pojęcia „Volk“ i „Nation“ w historii Niemiec (Die Begriffe „Volk“ und „Nation“ in der Geschichte Deutschlands), Red. v. A. Czubiński. Poznań 1980.

¹⁵ Immer noch aktuell sind die Thesen von Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a.M. 1993. Die deutsche Literatur spiegelt die internationalen Strömungen in der Nations- und Nationalismusforschung besser wider; vgl. z.B. das schon klassische Compendium: Nationalismus, hrsg. v. H.A. Winkler. Königstein i.Ts. 1985. Zum aktuellen Diskussionsstand: D. Langewiesche, Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven, in: Neue Politische Literatur XL (1995), Bd. 2, S. 190-236. In polnischer Sprache erschien der Artikel: R. Jaworski, Państwo narodowe, naród państwowy i narodowe mniejszości. Wzajemne oddziaływanie tych trzech konstrukcji (Nationalstaat, Staatsvolk und nationale Minderheiten. Gegenseitige Einflüsse dieser drei Konstrukte), in: Przegląd Humanistyczny (1997), Nr. 2 (341), S. 1-9. Im selben Band finden sich auch andere Artikel, vorwiegend zu deutschen Minderheiten, welche aus der eingangs erwähnten Konferenz hervorgegangen sind: „Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert in vergleichender Sicht“ (Bautzen, 1995). Aus unerfindlichen Gründen fehlt jeglicher Hinweis darauf; auch wurden sämtliche polnischen Referate übergangen.

War die Akkulturation womöglich eine direkte Funktion des Fortschritts im 18. Jahrhundert oder ganz einfach eine Synthese beider Phänomene?

Ein veränderlicher und daher ebenfalls kontroverser Wert ist die Identität; in jeder Epoche wurde sie verschieden definiert. So gibt es beispielsweise eine unreflektierte Identität, welche keiner ethnischen Identifikation bedarf. Erst im Moment eines Kulturkontaktes, wie z.B. als Folge von Migrationsbewegungen, wird eine Identitätsbestimmung notwendig. Die natürliche Identität reicht nicht mehr aus, ein Element der Entscheidung kommt hinzu. Die polnischen Immigranten in den USA wurden oft erst durch die Konfrontation mit der amerikanischen Andersartigkeit zu Polen. Moderne Identität hat sich geradezu von der Kultur losgelöst, ganz anders als im Fall der ursprünglichen Identität, die wesentlich in der Kultur verwurzelt war. In der Praxis der Identitätsforschung ist es notwendig, die sog. ethnischen Grenzen zu klären. Die Definition dieses Begriffs stammt von F. Barth, einem norwegischen Wissenschaftler aus Oxford, und setzt voraus, daß jede Gruppe verhandelbare Grenzen ihrer Identität bestimmt, d.h. ein Wertesystem, welches die „Wir“- und die „Sie“-Welten unterscheidbar macht. Ein wichtiger Bestandteil davon ist das kollektive Gedächtnis und die Bewahrung oder das bewußte Unterbrechen der Traditionskontinuität. In jeder Situation und für jedes Territorium müssen die Fragen, welche Elemente/Werte der Kultur Veränderungen unterliegen können und welche für die Identitätswahrung unabdingbar sind, im Prinzip neu beantwortet werden. Immer muß man dabei im Auge behalten, daß für jedes Paradigma ein gewisser Grad an emotioneller und wertender Konnotation unumgänglich ist. Ist das Gruppenbewußtsein immer verpflichtend und muß es das sein? Wird das unbegrenzte Recht auf individuelle Entscheidungen anerkannt? Diese Bezugspunkte müssen gesetzt werden, um nicht in die Falle der Einseitigkeit zu geraten, mit der wir alle belastet sind.

Die Sprache historischer Abhandlungen muß von Begriffen der Umgangssprache, die häufig in der patriotisch-nationalen Tradition des 19. Jahrhunderts verwurzelt sind, „gereinigt“ und konkretisiert werden. Allzu häufig findet man sprachliche Klischees, welche die Erscheinungsformen nationaler Interaktion generalisieren und sie dadurch auf einfache Schemata zurückführen, die sich in solchen Wendungen äußern wie Entnationalisierung – für die natürliche Übernahme von Elementen einer „fremden“ Kultur, nationale Knechtschaft – mit einem geradezu sakralen Unterton, Renegat – für eine Person, die Assimilationsprozessen unterlag, u.ä.

Aus dem Polnischen übersetzt von Ewa Heyde, Warszawa

MITTEILUNG

Wo steht die deutsche historische Osteuropaforschung heute? Kolloquium des Verbandes der Osteuropahistoriker Deutschlands und des Herder-Instituts, Marburg 27.–28. Februar 1999

Das zweitägige Kolloquium sollte laut Ankündigung der Veranstalter eine „Standortbestimmung der osteuropäischen Geschichte im internationalen Vergleich“ unternehmen. Den tatsächlichen Anstoß zu der Veranstaltung gaben jedoch Konflikte im Verband der Osteuropahistoriker, die zunächst über E-mail-Listen und seit Sommer 1998 in der Zeitschrift „Osteuropa“ ausgetragen wurden und in denen es neben Auseinandersetzungen zwischen den Generationen auch um disziplinäre, methodische und inhaltliche Fragen ging, die nur benannt werden können: Ist die Subdisziplin „osteuropäische Geschichte“ angesichts der sehr unterschiedlichen Entwicklung in den ehemaligen Ostblockstaaten weiter sachlich gerechtfertigt? Wie soll gegebenenfalls eine die Forschungskapazitäten ausbalancierende Gewichtung zwischen den Großregionen Nordost-, Ostmittel-, Südosteuropa und Rußland aussehen? Hat die deutsche Forschung zu Rußland und zur Sowjetunion den Anschluß an die internationale Forschung verloren?

Die tieferen Ursachen der Auseinandersetzungen sind auch in einem Paradigmenwechsel der deutschen historischen Osteuropaforschung zu suchen, die bis 1989 eine von deutschen Wissenschaftlern am heimischen Schreibtisch geführte Auseinandersetzung mit den sozialistisch überformten Nationalgeschichten des östlichen Europa darstellte. Es überwogen Synthesen, die den Informations- und Abgrenzungsbedarf in Westdeutschland befriedigen und ein nicht verzerrtes Bild der Geschichte zeichnen sollten, weiterhin Forschungsberichte sowie landeskundliche und beziehungsgeschichtliche Studien auf Basis der deutschen Aktenbestände. Die Existenz der Subdisziplin war durch den Bedarf an Information über den potentiellen Feind im Osten (daher die Konzentration auf Sowjetforschung) gesichert, eine gewisse Öffentlichkeitsrelevanz wurde durch die periodischen Krisen in Osteuropa und den Bedarf an kompetentem Kommentar gesichert. Nach 1989 war alles anders: Die Großregion Osteuropa differenzierte sich aus, das Interesse von Politik und Öffentlichkeit ließ nach, die Subdisziplin geriet unter Druck (Warum gibt es

in Deutschland mehr Professuren für osteuropäische als für außereuropäische Geschichte?), und in einer sich normalisierenden Situation gewannen wissenschaftliche Qualitätskriterien (Quellenkenntnis, internationaler Forschungsstand) an Schärfe. Jüngere Wissenschaftler wagten in dieser Situation den Übergang zu quellengesättigten Detailstudien, gerieten jedoch damit oft unter die Räder, da sie formale Kriterien (Altersgrenzen) nicht erfüllten und die Anbindung an den deutschen Wissenschaftsbetrieb verloren.

Das Kolloquium wurde von den Veranstaltern in fünf Sektionen eingeteilt, die mit „Religion und Ideologien“, „Interethnische Beziehungen und Geschlechtergeschichte“ (sic!), „Zur Dynamik nationaler Bewegungen in Osteuropa“, „Außenpolitik und ihre Konzeption“ und „Stadt und Urbanität“ überschrieben waren. Innerhalb dieser Sektionen wurden 23 Themen, zumeist Habilitationsprojekte, vorgestellt. Leider erwies sich die Einteilung in Sektionen sehr rasch als wenig sinnvoll, da 1) diese – wie bereits an den Titeln erkenntlich – äußerst heterogene Themen zusammenfaßten, 2) von den Sektionsleitern kaum Versuche gemacht wurden, die Themen zusammenzuführen, und 3) auch die Referenten nur selten ihr Thema am Zusammenhang der jeweiligen Sektion ausrichteten. Es ist im Rahmen dieses Berichts nicht möglich und wenig sinnvoll, 23 individuelle Projekte vorzustellen. Es werden deshalb einige Projekte herausgegriffen, die dem Berichterstatter besonders interessant und methodisch weiterführend erscheinen und die teilweise die Region Nordost- und Ostmitteleuropa betreffen. In einem zweiten Schritt werden im Anschluß an die Diskussionen allgemeine Überlegungen zum Stand der deutschen historischen Osteuropaforschung vorgestellt.

Die erste Sektion wurde stark von Martin Schulze Wessels (Halle) Überlegungen zu „Perspektiven moderner Religionsgeschichte in Osteuropa“ geprägt. Schulze Wessel merkte zunächst an, es gebe einen generellen Kompetenzverlust des Faches im Bereich Religionsgeschichte, da im Unterschied zur älteren Forschung kaum tiefere theologische Kenntnisse verfügbar seien. Religionsgeschichte erscheine so vielfach als reine Säkularisierungs- und Transformationsgeschichte ohne eigenen paradigmatischen Wert. Dagegen benannte Schulze Wessel sechs Arbeitsfelder moderner Religionsgeschichte in Osteuropa: 1) die Erforschung der Berufsgruppe Kleriker in ihren jeweiligen Verbindungen zu den Eliten, 2) die Erforschung der Volksreligiosität, 3) das Verhältnis von Religion und Geschlecht, wobei sich insbesondere die Frage nach der Feminisierung der Religiosität im 19. Jahrhundert stelle, 4) die Ausbildung und Funktion von religiösen Milieus, 5) die Analyse des Verhältnisses von politischen und religiösen Bewegungen unter der Fragestellung, inwieweit

Religion politischen Wandel konzeptualisiere, sowie 6) das Verhältnis von Religion und Nation. Methodisch verwies Schulze Wessel auf die Ergebnisse der französischen Religionssoziologie. Grundsätzlich herrschte in der Diskussion Einigkeit, daß die moderne Religionsgeschichte ein wichtiger Bestandteil historischer Osteuropaforschung sein müsse, Schwierigkeiten wurden jedoch z.B. für die Erforschung der russischen Frömmigkeit in der geringen Quellenüberlieferung gesehen.

In zwei Projekten wurden die Chancen einer Verknüpfung von Geschlechter- und Gesellschaftsgeschichte sichtbar: Sophia Kemlein (Warschau) bilanzierte die Defizite von deutschen Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte in Osteuropa und stellte ihren Ansatz zur Erforschung der Geschlechterverhältnisse im polnischen Adel des 18. Jahrhunderts vor. Susanne Conze (Bielefeld) stellte die Ergebnisse ihrer Studie zu Arbeiterinnen im Stalinismus vor; auch im stalinistischen Industriebetrieb sei der Arbeitsalltag von Männern und Frauen unterschiedlich strukturiert gewesen. Frauen seien vor allem mit repetitiven Tätigkeiten beschäftigt gewesen, industrielle Karrieren von Frauen im Zweiten Weltkrieg habe es kaum gegeben, da eine Modernisierung und Konversion erst nach 1945 stattgefunden habe, wodurch die erworbenen Kenntnisse der Frauen rasch wieder entwertet worden seien.

Nationale Bewegungen sind ein klassisches Thema historischer Osteuropaforschung, durch das die Subdisziplin wissenschaftsgeschichtlich zeitweise auf die gesamte historische Forschung rückwirkte. Auf diesem Felde bestehen jedoch noch erhebliche Defizite. Auf ein solches Defizit zielt Mathias Niendorfs (Warschau) Ansatz ab: Zwar nehmen die mediävistische Nations-Forschung und die moderne Nationalismusforschung zuletzt stärker aufeinander Bezug, doch ist unklar, welchen Beitrag die frühe Neuzeit zur Nationsbildung leistete. Niendorf untersucht dies am Beispiel des Großfürstentum Litauens zwischen Lubliner Union (1569) und den Teilungen Polens, einem multikonfessionellen und -nationalen Gebilde. Solch ein Fallbeispiel einer gescheiterten und nicht geradlinigen Nationsbildung kann erheblich zu unserem Verständnis von Nationsbildung beitragen. Die Frage nach dem Standort der modernen Nationalismusforschung zu Osteuropa stellte Joachim von Puttkamer (Freiburg). Felder der Entstehung eines modernen Nationalismus wie die Stereotypenforschung und die politischen Nationalbewegungen seien bearbeitet, es fehle jedoch an einer kulturgeschichtlich vertieften Nationalismusforschung. Zwei Einzelstudien zum südslawischen Raum zeigten Perspektiven der Nationalismusforschung: Konrad Clewing (München) beschrieb die komplizierten Nationsbildungsprozesse in Dalmatien 1814–1849, während Aleksandar Jakir (Jena) die Anlage eines Projekts zu „Sozialistischer

Betrieb und nationale Ideologie in Jugoslawien 1953–1980“ vorstellte. Dieses Projekt ist gleichzeitig ein Hinweis dafür, daß die historische Osteuropaforschung weiterhin aktuelle Probleme aufgreift, wobei jedoch das Bewußtsein für die Probleme einer engen Verbindung von politischem Interesse und wissenschaftlicher Forschung wohl so deutlich wie nie zuvor gesehen wird.

In der Sektion „Außenpolitik“ argumentierte Donal O’Sullivan (Eichstätt) mit der neuen Quellensituation für die osteuropäische Politik und Diplomatiegeschichte nach 1945, die neue Quelleneditionen und eine Überprüfung bisheriger diplomatiegeschichtlicher Arbeiten erforderlich mache. Erst eine erneuerte Diplomatiegeschichte könne eine wissenschaftliche Analyse der Entscheidungsmechanismen in Osteuropa leisten, da die bisherigen Arbeiten vielfach auf die Auswertung von Presse und Publizistik beschränkt seien.

Ralph Tuchtenhagen (Heidelberg) skizzierte die Konzeption einer nordosteuropäischen Geschichtsregion, die nach 1945 weitgehend aus dem Bewußtsein verdrängt worden sei. Die Region sei nicht mit dem Ostseeraum identisch, da sie auch größere binnenländische Gebiete umfasse und durch das „Land“ als Strukturprinzip geprägt sei. Historisch könne man sechs Abschnitte unterscheiden: 1) 800–1200 eine äußere Überformung im Zusammenwirken von Kirche, Kaufmannschaft und Zentralherrschaft, 2) 1200–1550 eine Epoche des nordosteuropäischen Korporativismus, 3) 1550–1700 werde die Region als Teil des Nordens in den schwedischen Stützpunktkolonialismus integriert und durch die Reformation geprägt, 4) 1700–1917 werde die Region als Teil des Ostens Rußland zugeschlagen; die „Ruhe des Nordens“ münde in eine Russifizierungspolitik, die mit den baltischen Nationalbewegungen zusammenstoße. Auf eine 5) Periode der Eigenstaatlichkeit 1917–1940 folge schließlich 6) 1940–1990 eine Phase der Sowjetisierung bzw. „Finnlandisierung“. Prägend für die politische Entwicklung der Region seien schließlich Zentrum-Peripherie-Beziehungen: Nordosteuropa sei als Peripherie traditionell von außen geprägt worden. Eine historische Erforschung der Großregion könne heute nur interdisziplinär erfolgen und erfordere die Beteiligung von Spezialisten für die Sprachen und Kulturen der einzelnen Länder.

Insgesamt war unter den 23 Beiträgen vor allem ein Mangel auffällig: Keiner der Beiträge behandelte ein mediävistisches Thema, die Osteuropamedievistik ist zur Zeit nur an wenigen Universitäten in Deutschland vertreten, wissenschaftliche Impulse scheinen hiervon zur Zeit nicht auszugehen. Dieser Mangel ist zwar bekannt, erstaunlich jedoch, daß diese Lücke nicht geschlossen wird.

Kritisch soll weiterhin angemerkt werden, daß die Diskussion streckenweise von der Dominanz amerikanischer Vorbilder geprägt wurde: Wiederholt wurde – insbesondere aus den Reihen der Sowjethistoriker – gefragt, was man denn besser als die amerikanische Forschung machen, kaum jedoch, was man besser als die russischen, polnischen, tschechischen Historiker machen könne. Noch einmal nachzufragen wäre, ob es denn wirklich keine mit Gewinn integrierbaren Konzepte aus Osteuropa selbst gibt. Hier scheinen noch Fixierungen aus der zeithistorischen Forschung vor 1990 nachzuwirken, zumal die internen osteuropäischen Debatten in Deutschland oft nicht zur Kenntnis genommen werden. Es kann jedenfalls der Subdisziplin nicht zum Nutzen gereichen, wenn sie sich auf in Westeuropa geführte Debatten konzentriert und ihre Vermittlungsfunktion in die andere Richtung nicht ernst nimmt.

Nicht problematisiert wurde, daß zur Zeit der Trend in der Teildisziplin in Richtung von methodisch innovativen Fallstudien geht, während andererseits ein Bedarf an Synthesen, Handbüchern und Quelleneditionen besteht. Dies lag sicher in der Natur der Tagung, dennoch besteht die Gefahr einer unnötigen Verengung historischer Publikationen, da Synthesen ein breiteres Publikum erreichen, während Handbücher eine spezifische – und von der ausländischen Forschung anerkannte – Domäne der deutschsprachigen Forschung und Quelleneditionen für Lehre und Forschung unentbehrlich sind. Auch eine methodisch innovative Fallstudie kann nicht den Rahmen einer Geschichte aus der Außensicht sprengen, wo manche anerkannten Arbeitsmethoden der Fachwissenschaft, z.B. oral history, kaum anwendbar sind und die Wissenschaftler im Lande allemal eine genauere Quellen- und Ortskenntnis besitzen.

Von den meisten Teilnehmern gefordert wurde eine stärkere Integration der Subdisziplin osteuropäische Geschichte in die allgemeine Geschichte (z.B. durch Veröffentlichungen in allgemeinhistorischen Zeitschriften). Eine weitere Antwort auf die – teilweise selbstgewählte? – Isolation des Faches kann in der Verbindung von allgemeinhistorischen Teildisziplinen und Osteuropaforschung liegen, wie dies Ute Caumanns für die Medizingeschichte und Wim van Meurs für Wissenschaftsgeschichte und Ethnographie zeigten. Allgemein gefordert wurde eine verstärkte disziplinäre Reflexion über den der Osteuropaforschung zugrundeliegenden Raumbegriff und einzelne Teilregionen.

Leider wurden die einzelnen Fachbeiträge jedoch nur selten auf das Tagungsthema rückbezogen, obwohl dies in vielen Fällen durchaus möglich gewesen wäre. Die Teilnehmer erhielten so wohl einen Eindruck über die aktuelle Forschungslandschaft in Deutschland, jedoch keine Antwort auf zentrale Fragen nach der Zukunft der Disziplin und Perspektiven einer

Neuorientierung. Aus den Beiträgen der führenden Fach- und Verbandsvertreter kristallisierte sich eher der Eindruck einer weiterhin bestehenden Selbstzufriedenheit heraus, wobei Fragen nach der institutionellen Einbindung des Fachs an den Universitäten und der allgemeinen Einbindung in den wissenschaftlichen Dialog auf die subjektiven Befindlichkeiten der einzelnen Fachvertreter reduziert wurden. Zu hoffen ist, daß die kritische Selbstreflexion im Fach dennoch weitergeführt wird.

Hans-Jürgen Bömelburg, Warschau

REZENSIONEN

Antonina Kłoskowska, *Kultury narodowe u korzeni* (Die Wurzeln nationaler Kulturen). Warszawa: Wydawnictwo Naukowe PWN 1996, 469 S.*

Die neueste Arbeit von Antonina Kłoskowska unter dem Titel „Die Wurzeln nationaler Kulturen“ reiht sich in eine Fülle von Veröffentlichungen der polnischen Forschung zum Themenbereich der nationalen Soziologie ein. Die Autorin beruft sich in ihrer Arbeit unter anderem auf so hervorragende Wissenschaftler wie Florian Znaniecki, Józef Chalasiński, Stanisław Ossowski oder Stanisław Jan Bystron. „Die Wurzeln nationaler Kulturen“ bildet eine Art Zusammenfassung der breitgefächerten Interessengebiete von Kłoskowska, die die nationale Problematik sowie die nationalen Verhältnisse, und hier insbesondere das Gefühl einer nationalen Identität der Mehrheit und der Minderheitengruppen, beinhalten.

Kłoskowska, die ihr Soziologiestudium im Jahre 1945 an der Universität Łódź aufnahm, ist als Autorin vieler fundamentaler Veröffentlichungen hervorgetreten. Die größte Anerkennung brachten ihr folgende drei Bücher ein: *Kultura masowa. Krytyka i obrona* (Die Massenkultur. Kritik und Verteidigung) (1964), bei dem „es sich bis heute um eine der wichtigsten Analysen dieser Erscheinung auf europäischer Ebene handelt“,¹ *Spoleczne ramy kultury* (Der gesellschaftliche Rahmen der Kultur) (1972) und *Socjologia kultury* (Die Soziologie der Kultur) (1981). Die zuletzt genannte Veröffentlichung, die den Rahmen der Soziologie sprengt und in die Bereiche der Anthropologie und der Kulturgeschichte, der Psychologie, der Ästhetik, der Sprachwissenschaft und der Semiologie hineinreicht, ist bis heute eine Pflichtlektüre für polnische Soziologiestudenten.

Die zu rezensierende Arbeit Kłoskowskas besteht aus sechs wesentlichen Teilen. Das Buch enthält einerseits schon früher – u.a. in der Quartalsschrift „*Kultura i Społeczeństwo*“ (deren Chefredakteurin die Autorin schon seit einer Reihe von Jahren ist) – veröffentlichte Arbeiten sowie andererseits speziell hierfür geschriebene Abhandlungen.

* Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck.

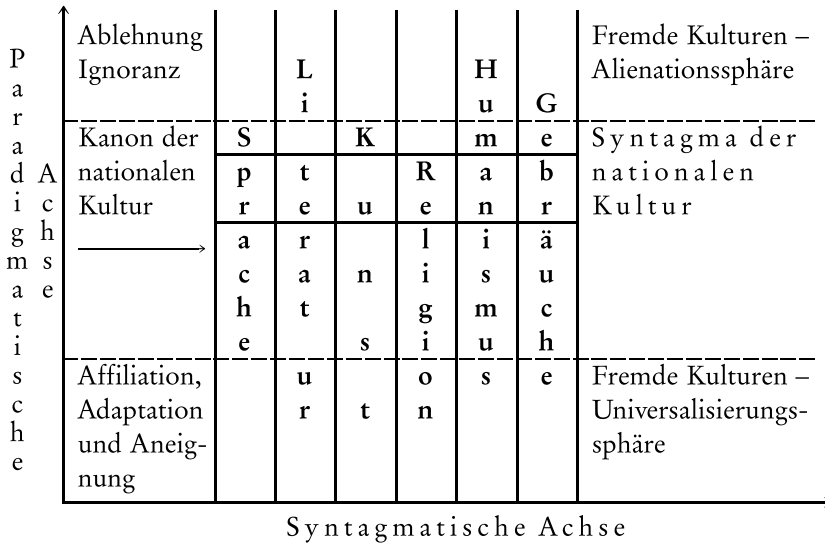
¹ Z. Bokszański, B. Sulkowski, A. Tyszka, Antoniny Kłoskowskiej sylwetka intelektualna (Ein intellektuelles Bild von Antonina Kłoskowska), in: *Społeczeństwo. Kultura. Osobowość* (Gesellschaft. Kultur. Persönlichkeit). Frau Professorin Antonina Kłoskowska zum 70. Geburtstag gewidmet. Warszawa 1990, S. 15.

Dem ersten Kapitel gab die Verfasserin den Titel „Theorie, Geschichte und Anthropologie der Nation“ (S. 15-78). Hier finden wir Ausführungen zum Begriff der Nation, zur Konzeption der politischen Nation sowie Erwägungen zur Nation in kultureller Hinsicht und in anthropologischer und historischer Betrachtungsweise. Nach Meinung von Kłoskowska verwirklichen sich Entstehung und Funktion nationaler Kulturen durch die Einwirkung sich teilweise überlappender und nur analytisch zu unterscheidender, aber historisch teilweise unterschiedlicher und empirisch abzugrenzender Mechanismen. Diese Mechanismen sind:

- die Erstellung von auf den Fähigkeiten der Gattung Mensch basierenden symbolischen Systemen;
- die Absonderung von Systemverbindungen, die für eine Gruppe typisch sind, die sich auf diese Weise von anderen, fremden Gruppen abgrenzen will;
- die Ausweitung des Bereichs gemeinsamer Elemente auf die Grenzen einer größeren gesellschaftlichen Gemeinschaft, z.B. die Grenzen eines Stammes oder eines Staates;
- die Ausdehnung der Kulturgemeinschaft über die Grenzen von Staat und Nation hinweg.

Der letztgenannte Mechanismus kann als ein Prozeß der Universalisierung bezeichnet werden. Ihm geht meistens die teilweise Übernahme von Handlungsmustern und Werten voraus, die sich zwischen den Kulturen benachbarter Gemeinschaften oder zwischen Gemeinschaften abspielt, die sich in einem anderen Sinne nahestehen.

Die allgemeinmenschlichen Kultursysteme bestehen bislang aus einzelnen ethnischen oder nationalen Kulturen. Jede dieser Kulturen beherrscht ihr Gebiet im Rahmen der Gemeinschaft, deren Bestandteil sie ist. Die Gesellschaften dagegen sind in Abhängigkeit von dem historischen Zeitraum und den Verhältnissen, die sie untereinander verbinden, mehr oder weniger in die Gemeinschaft integriert. Dies ist anhand des nachfolgenden Diagramms gut darzustellen:



In diesem Diagramm bestimmen die vertikalen Spalten die Hauptssysteme der allgemeinhenschen symbolischen Kultur: Sprache, Kunst und Literatur, Wissenschaft und Lehre (Humanismus), Religion, Gebräuche und Rituale, also die eigentümlichen Komplexe von Symbolen und Elementen, die sich auf die Kriterien und Objekte besonderer Verehrung oder Bedeutung beziehen. Die Spalten der universalistischen Kultursysteme werden durch Linien gekreuzt, die die einzelnen nationalen Kulturen voneinander trennen.

Der zweite Teil der Arbeit mit dem Titel „Die kulturalistische soziologische Perspektive“ (S. 79-136) beinhaltet u.a. Überlegungen zur Komplexität und Vielfältigkeit der nationalen Symbolgemeinschaft, zu den nationalen Stereotypen einerseits und dem Begriff einer gemeinschaftlichen Identität andererseits, sowie zur Identität des Individuums, zur nationalen Identifikation und zur Aneignung nationaler Kultur, zur Valenz. Der Begriff der „Valenz“ stellt einen neuen terminologischen Vorschlag dar, den die Autorin in der rezensierten Arbeit vorstellt. Es handelt sich dabei um eine interessante Konzeption der theoretischen Erfassung der Probleme einer nationalen Identität, die sich auf das Modell der Analyse nationaler Identifikation im Hinblick auf die Aneignung der Kultur, also auf die „Valenz“, stützt. Dabei beschränkt sich dieser Begriff nicht auf eine kulturelle Kompetenz, die durch einen Lernprozeß zu erlangen wäre, sondern setzt auch die Bereitschaft zur emotionalen Akzeptanz der wesentlichen Kulturelemente als Bestandteil des kulturellen Erbes der Gruppe voraus, die man als die eigene ansieht. Für Kłoskowska ist die

Nation eine breite und vielfältige Kommunikationsgemeinschaft, die durch Kultur dargestellt und verwirklicht wird.

Bezugnehmend auf eigene Untersuchungen autobiographischer Materialien stellt sie die These auf, daß die Zuordnung zu einer einzigen nationalen Kultur problematisch sei. Bei den im Opperler Schlesien lebenden Schlesiern stellt die Forscherin z.B. die Existenz einer „Polyvalenz“ fest. Hinter diesem Begriff versteckt sich eine vielschichtige nationale Identifikation (eine polnische, eine deutsche und eine schlesische). Denkbar ist, daß sich ein Mensch nicht nur mit seiner eigenen Nation, sondern auch mit anderen Nationen identifiziert. In einem derartigen Fall kann man von der Multikultur einer Grenzbevölkerung sprechen. Eine vergleichbare Situation gibt es auch in Kaschubien und in Masuren.²

Kłoskowska stellt auch fest, daß das Vorherrschen entweder einer offeneren oder aber einer verschlossenen Haltung der Schlesier – und zwar sowohl derjenigen mit einer mehr oder weniger entschieden deutschen Identifikation als auch der die polnische Regionalgruppe bildenden Schlesier – noch immer von der Einstellung der polnischen Mehrheit abhängt, die deren unvermeidbare kulturelle „Polyvalenz“ akzeptieren muß. Andererseits seien Rückzug und Verschlossenheit auch weiterhin als charakteristische Reaktion auf die Antastung der eigenen Ehre anzusehen.

Das dritte Kapitel unter dem Titel „Nationale Konversionen“ (S. 137-182) dürfte für die deutschen Leser von besonderem Interesse sein. Die Autorin analysiert auf detaillierte Weise die nationale Konversion als Erscheinung eines gesellschaftlichen Grenzgebiets, und zwar am Beispiel Albert von Winklers, des späteren Wojciech Kętrzyński, eines berühmten polnischen Historikers des 19. Jahrhunderts, der Autor einer Reihe von Arbeiten ist, u.a. zur Ansiedlung der Ordensritter und über die Masuren. Ihm zu Ehren wurde die ostpreußische Stadt Rastenburg nach 1945 von den Polen in Kętrzyn umbenannt. In Olsztyn besteht ein wissenschaftliches Forschungszentrum mit dem Namen Kętrzyńskis, das seine Schriften herausgibt. Darüber hinaus analysiert Kłoskowska eine Reihe von Konversionen von Polen hin zum Deutschtum, sowohl im 19. Jahrhundert als auch in heutiger Zeit.

Der vierte Teil der Arbeit mit der Überschrift „Die nationalen Minderheiten – Peripherien der dominierenden Kultur“ (S. 183-298) basiert auf

² Vgl. A. Sakson, *Mazurzy – społeczność pogranicza* (Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebiets). Poznań 1990 (*Ziemia zachodnie – Studia i materiały*. 15); ders., *Zur soziologischen Theorie ethnischer Gruppen in Polen*, in: *Volksgruppen in Ostmittel- und Südosteuropa*, hrsg. v. G. Brunner u. H. Lemberg. Baden-Baden 1994, S. 87-94.

den Forschungen der Autorin über die Biographien der in Polen lebenden Ukrainer, Weißrussen und Schlesier (der älteren und der jüngeren Generation).

In den beiden folgenden Kapiteln, „Das Zentrum der nationalen Kultur“ (S. 299-388) und „Emigrationsepilog“ (S. 389-425), erörtert die Autorin das Verhältnis der jungen Polen zum demokratischen Umbruch des Jahres 1989 und zu den Fremden.

Das letzte Kapitel beinhaltet eine Sammlung von Essays, die sich der Analyse des Werks dreier berühmter Emigrationsschriftsteller widmen: Gombrowicz, Lechoń und Czapski.

Die neueste Arbeit Kłoskowskas verdient eine eingehende Lektüre und bildet einen interessanten Beitrag zu der Diskussion über die Problematik der Nation und der nationalen Minderheiten.

Andrzej Sakson, Poznań

Fenomen nowoczesnego nacjonalizmu w Europie Środkowej (Das Phänomen des modernen Nationalismus in Zentraleuropa), hrsg. v. Bernard Linek, Jörg Lüer u. Kai Struve. Opole: Instytut Śląski 1997, 182 S.

Central Europe is often defined as identical with the territorial extent of Austria-Hungary, though some adjacent territories north and south of this erstwhile Dual Monarch are/would like to be included within the brackets of this term. In line with the personified depictions of Habsburg-dominated Europe or of the imperial family's hereditary domains, Bohemia was shown as the heart. One may add that from it the fault lines of future disasters extended: one to the War Frontier in the Balkans (i.e. where Christendom met Islamdom) and another northward to the *Dreikaiserreichsecke* (triangle of the three empires) where the borders of the Russian, Austro-Hungarian and Prussian/German empires converged from 1846 to 1914. This pre-national order started crumbling with the repossession of the War Frontier by the emerging Balkan nation-states and the disappearance of the *Dreikaiserreichsecke* in the vicissitudes of World War I which spawned another set of nation-states in 1918.

This latter alternation proved lethal to the Ottoman empire and Austria-Hungary (unlike to their Russian and German counterparts which, in turn, would seize the „in-between lands“ of Central Europe from 1937 to 1989). Although nationalists tended to dub the Danube Monarchy as

„prison of nations“, in the light of meticulous research it seems to have been rather a „kindergarten of nations“ as aptly described by the phrase coined by late Gellner.¹ He was a *doyen terrible* of contemporary social and political thought as well as of the study of nationalism. Not aspiring to any universal scheme, Gellner worked out a well-knit theory of the causes and development of nationalism within the confines of the European experience. According to him the marriage of state and culture (broader ethnicity) was largely unproblematic at the Atlantic coast where the first nations ever and their corresponding nation-states emerged marking the transition of the Occident to modernity, *not* mayhem. On the other hand, immediately east of this area, on the territory of the erstwhile Holy Roman Empire, there were the Italian and German cultures which each, in their turn, under the influence of the Western European example produced their respective nationalisms. However, there was also the big *but*: no state. The resultant „unification“² leading to the establishment of the Italian and German nation-states was rather benign as no ethnic cleansing was needed in this process. However, in Central³ and Eastern Europe there were *neither* nation-states *nor* nations which would be able to contract straightforward marriages. The matchmaking has required much carnage and is far from over.⁴

Especially the recurring instances of ethnic cleansing in the interwar Central and Eastern Europe prompted first studies on nationalism, but scholarly interest quickly waned after 1945 when the object of research was put into the deep freezer of communism, an ideology even more repressive than the Central and Eastern European strain of nationalism itself. The „national question“ which seemed a closed book, broke loose again with the dismantling of the Soviet bloc (1989) and the Soviet Union (1991). The murderous virulence of nationalism has revisited the region. It is enough to enumerate the never-ending Yugoslav conflict, numerous wars in some post-Soviet republics or, for that matter, the unthinkable velvet divorce of the Czech Republic and Slovakia.

With these events, the study of nationalism (which had made a tentative comeback in the 1980s) was thrust into the veritable limelight of the

¹ Ernest Gellner, *A Non-nationalist Pole*, in: Ders., *Encounters with Nationalism*. Oxford 1994, S. 78.

² I put the word in the quotation marks as it is a misnomer – something that used not to be one cannot be unified, it is simply established.

³ Because from the terminological and historical point of view the notion of Central Europe covers also Germany, northern Italy and sometimes Switzerland, the Netherlands and Belgium, scholars refer to the Central Europe of popular speech as „East Central Europe“.

⁴ Ernest Gellner, *Nationalism*. London 1997, S. 50-56.

academia. Numerous works appeared, and out of the handful of the emergent „wise men“ on this subject two (i.e. Ernest Gellner and Miroslav Hroch) are Central Europeans whereas the third one – Eric Hobsbawm – received his early education in Vienna. This relative overrepresentation of Central Europeans in the study of nationalism may be explained by the havoc this ideology has continued to wreak in this region, but not necessarily. Actually this overrepresentation is an illusion as hardly any discussion on nationalism was allowed in the Soviet bloc during the communist times when the issue was officially „solved“,⁵ and little more followed after 1989. Obviously there is an outpouring of jingoistic literature written by „real patriots“, but hardly any serious scholarship or discussion in this field with few notable exceptions.⁶

Since 1918 the nation and its nation-state have been goals in themselves in Central Europe and as such could not be criticized without earning one social ostracism and the derogative labels of „cosmopolitan“ and „renegade“. Hence Gellner and Hobsbawm researched and published their groundbreaking works⁷ in the West while Hroch, as a professor at the Charles University in Prague, managed to get his findings and theories across to the attention of the worldwide academia only when the Cambridge University Press brought them out in a single volume.⁸

The man who brought the discussion back to the Central European academia in the good non-parochial, pre-1918 scholarly tradition, is the Hungary-born US „alchemist of the stock exchange“ George Soros. He had fled the region shortly after 1945 having eluded the long hands of national socialist *Einsatzgruppen* (task forces) and communist security forces. At the London School of Economics he had been deeply influenced by the thought of another Central European – his lecturer Sir Karl Raimund Popper, who having been sixteen in 1918 could clearly compare

⁵ For example, in Poland, the only tolerated mavericks of this field were Józef Chlebowski, *On Small and Young Nations in Europe*. Wrocław 1980, and Benedykt Zientara, *Świt narodów europejskich. Powstawanie świadomości narodowej na obszarze Europy postkarolińskiej (Die Morgendämmerung der europäischen Nationen. Die Entstehung nationaler Identität im postkarolingischen Europa)*. Warszawa 1985. The latter work was recently translated into German.

⁶ For instance, in Poland, after 1989, only two significant works were published, but they are quite disjointed and more descriptive than analytical or synthetic. They are, namely: Antonina Kłoskowska, *Kultury narodowe u korzeni (Die Wurzeln nationaler Kulturen)*. Warszawa 1996; Marek Waldenberg, *Kwestie narodowe w Europie Środkowo-Wschodniej (Nationale Fragen in Ostmitteleuropa)*. Warszawa 1992.

⁷ Ernest Gellner, *Nations and Nationalism*. Oxford 1983; Eric J. Hobsbawm, *Nations and Nationalism since 1780*. Cambridge 1990.

⁸ Miroslav Hroch, *Social Preconditions of National Revival in Europe*. Cambridge 1985.

the state of his Central European homeland during the last years of Austria-Hungary and after its break-down. That had been *the* forming experience of his philosophy which fortified by the national socialist and Soviet totalitarianisms, had resulted in the seminal work „The Open Society and Its Enemies“ (1945). Armed with the ideals of open society, Soros has developed a dense network of Non-Governmental Organizations (NGOs) in the post-communist and post-Soviet states as well as established the Anglophone Central European University (1991) with its parallel campuses at Prague, Budapest and Warsaw.

Popper was too old at that time to consider another scholarly adventure in the newly-emergent Central Europe, but Gellner did seize this opportunity to return to his beloved Prague, on his own terms, as the head of the Center for the Study on Nationalism (1993–1996) at the Central European University. However, the clash between the two big egos of Soros and the then Czech Prime Minister Vaclav Klaus (both of whom cling fast to their respective visions, respectively, of a tolerant multicultural Central Europe open to the world, and of a strong Czech Republic entering the European Union and NATO on its own terms without any regard, if not contempt, for its neighbors), sealed by the unexpected demise of Gellner in 1995, brought about the moving of the Prague campus to Budapest.

The short-lived Center was over in 1996. Its legacy became the basis for the establishment of the interdisciplinary Nationalism Studies Program in 1997/98 at the Budapest Central European University campus. But the Central European flavor has been largely lost. Although the program is headed by the Hungarian scholar Maria M. Kovacs, the world-renowned core of the faculty is composed from one British (Walter Connor) and two Americans (Roger Brubaker and William Kymlicka) only.

In the view of this fact, it is notable that close to the symbolic (but former) *Dreikaiserreichsecke*, at the seat of the Upper Silesian branch of the Friedrich-Ebert-Stiftung, Gliwice, the conference on the „Phenomenon of Modern Nationalism in Central Europe“ took place in October 1996. This venue suited the purpose quite well as Ebert had represented the moderate wing of the German social-democrats who in regard to the question of the nation and nationalism had drawn on the answers worked out by their Austro-Hungarian counterparts at the turn of the 19th and 20th centuries (cf. Otto Bauer). What is more, he had prevented the success of the Bolshevik-style revolution in Germany, and been the proponent of participatory democracy. The foundation named after him propagates the values of democracy, tolerance and the free market all over the

world while appending this role in Upper Silesia with the goals of Polish-German reconciliation and the revival of Upper Silesian multiculturalism which was harshly suppressed by the ennationalizing policies of Germany and Poland in 1939–1945 and 1945–1989, respectively.⁹

The three young historians, two Germans (Lüer and Struve) and one Pole (Linek) could not invite to the conference the suddenly deceased Gellner, but did contribute to the continuation and spread of the discussion on nationalism in the Central European academia having convened a handful of bright young scholars from the Czech Republic, Germany, Poland and Slovakia. The roster of these four states (the three of which gained their recent territorial and political forms only after 1989) must suffice for the definition of Central Europe, which has not been attempted. No definition of the term „modern nationalism“ is provided either. This concept is quite confusing as it assumes that before the onset of modernity some other nations and their respective ideologies of nationalism existed. It seems to be a fallacy as the ideology of nationalism emerged only in the 18th century in England¹⁰ and the US, before the ideology's prevailing shape was ironed out in the fires of the French Revolution and the subsequent Napoleonic Wars. On the other hand, the nation understood in the modern nationalist manner as the collectivity of all the culturally-homogenous inhabitants of a nation-state, did not exist before the emergence of the English, American and French nation-states. In reference to the earlier times in Europe, it is more appropriate to speak about the *natio*, i.e. political nation whose membership was limited to those who had any influence on the state. The so-defined estates were much less numerous than the „third estate“ (usually peasantry) who in the process of the French Revolution was overhauled from an object of politics into a subject, and, subsequently, after the merger with the *natio*, into the nation.

⁹ At the beginning of 1997 the Gliwice branch of the Friedrich-Ebert-Stiftung was transformed into the Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej (Haus der deutsch-polnischen Zusammenarbeit), financed, uniquely, by the whole German political spectrum, i.e. the SPD, CDU and FDP.

¹⁰ The antecedents of English nationalism can be traced as far back as the 16th century. Then the newly standardized English-language culture reinforced by overlapping Anglicanism, got espoused by the majority of the population (steadfastly loyal to their monarch – the very head of their culturally homogenized country and the Church of England which unambiguously corresponded to it), and largely converged with the territory of the Kingdom of England. This cultural-*cum*-political union gave the rise to the polity dubbed as the English *nation-state*, especially when fortified by mobility and mass communication produced by the process of industrialization. But the term „nation-state“ made its first appearance only in 1848 when employed in German as *Nationalstaat* (Stuard Woolf, Introduction, in: *Nationalism in Europe, 1815 to the Present: A Reader*, hrsg. v. dems. London 1996, S. 15).

In a way, the fact that no clear definitions of nationalism and the nation were provided, contributed to an unbridled discussion which, amazingly, did not get out of hand and resulted in a neat volume which fulfills the aims of the conference. They were:

- an effort to leave the confines of national historiographies toiling in the service of their particular nations and nation-states, for the sake of a more objective and broader view of Central European history from a European perspective with the clear realization that it has been strongly influenced in the 20th century by clashing nationalisms;
- working out an understanding that development of nation-states and regions with their concomitant cultures does not have to be conflictual but may actually complement each other;
- especially when placed against the background of European culture and the all-embracing multiple European identity as the basis for the process of further European integration.

This collection is divided into the four chronological parts which group corresponding articles. The contributions, in fours to each section, are devoted to the nationalisms of the four surveyed nation-states.

The first part examines structures and functions of modern nationalism in the process of the shaping of the nations and national identities until 1914/1918. Here, Kai Struve excels in providing a multifaceted and interdisciplinary overview of the role of the state and the nation in German history until the founding of the Little German nation-state in 1871. The equally well-researched Gabriela Dudekova's text solidly based on the latest developments in the field of the theory of nationalism, brings the in-depth picture of the only too little known path of the rise of Slovak nationalism. The rather old-fashioned in its approach Krzysztof Ślusarek's piece on Polish nationalism does not venture into looking beyond the official line of its historical development and the simplistic notion of the ready-made Polish nation awaiting an equally well-matched nation-state. This part is wrapped up by Petr Kaciř, who with the novel instruments of ethnic and regional groups analyzes the national question of the eastern half of Austrian Silesia as seen through the spectacles of Czech historiography.

Another part concentrating on the period 1914/1918–1939/1945 delves into the role of modern nationalism in the Central European nation-states in the first half of the 20th century. Pieter van Duin, a Dutch scholar residing at Bratislava, contributed a most engaging piece which analyzes the ambivalent link between Slovak nationalism and Robert W. Seton-Watson, a British pioneer of studies on the Central European nations whose views

did influence the Western European perception of these nations, which was quite negative in the case of the Slovaks. Van Duin's contribution is equalled by that of Helga Matthiesen. Rather than to emphasize the difference between the Weimar Republic and the Third Reich (as German historians tend to), she points out to a continuity offered by the mass folk nationalism which did not abate until the military disaster in 1945 and the subsequent dismantling of the German nation-state. The establishment of the two Germanies relegated German nationalism to the role of the new „German question“. Jaroslav Šebek counterpoises particularism of nationalisms and universalism of Catholicism in his article on the Czech and German Catholic parties in Czechoslovakia. While they were united by official Catholicism of Austria-Hungary and the person of the monarch before 1918, nationalist preoccupations proved to be overwhelming and barred the two movements from converging on the plane of the same confessional and moral goals. Jacek Piotrowski concentrates on a similar predicament in the Polish context. Piłsudski who wanted to rebuild the Polish state in the pre-partition borders of Poland-Lithuania as a federation of nations with the position of *primus inter pares* reserved for the Poles, did not manage to carry out his program even after the coup of 1926. Actually the somewhat unwilling dictatorship over which he presided, turned quite repressive after his death in 1935, when his remaining supporters began to implement the vision of Piłsudski's ideological opposition who had striven for the creation of the ethnically clean Polish nation-state.

The third part of the book, devoted to the role of modern nationalism in the Central European states in the second half of the 20th century (1939/1945–1989) is opened by Maroš Hertel. He shows that Slovak nationalism remained a separate entity despite the rhetoric of Czechoslovakism adopted by the new state of Czechoslovakia in 1918. No nation of the Czechoslovaks emerged which easily allowed Hitler to absorb the western part of this state and bring about the foundation of the Slovak nation-state. The existence of independent Slovakia, despite the German involvement, coincided with the long-lasting urge of the Slovak national movement for the Slovak nation-state. Finally, it was reaffirmed in 1993 by the velvet division of Czecho-Slovakia, and Olga Šrajerová traces the somewhat uneasy coexistence of the Czechs and Slovaks in one state from 1945 to the establishment of the Slovak nation-state. Jacek Ruzszewski analyzes the methods and mechanisms of the ethnic cleansing carried out (as stipulated by the vision of ethnically clean Polish nation-state) in Opole Silesia in 1945–1949. This region's variegated population for whom nationality usually used to be just one constituent of their

multiple identities, were divided into unambiguous Poles and Germans (the latter were expelled), at least from the official point of view which was not in the least reaffirmed by the re-emergence of the German minority in Opole Silesia in 1989. The focus of Philipp Ther's article is also national identity. It was this feature which the authorities of the Soviet Occupation Zone and the German Democratic Republic (GDR) could not convincingly provide in the years 1945–1953, deprived of the link with the tradition of German nationalism and detached from the basis of the regional identities having dismantled the *Länder*. In result, not being able to successfully identify with the GDR, its inhabitants embraced the all-German identity secured by the *Grundgesetz* of the Federal Republic of Germany, into where the stream of East German refugees continued to flow until the fall of the Berlin Wall.

The closing part of this collection asks about the meaning and future of contemporary modern nationalism for the political development of Central Europe after 1989. Zuzana Polačková all too shortly presents the situation of the Hungarian minority in Slovakia as well as the conflict between Slovak and Hungarian nationalisms played out at the Slovak political stage. David Čaněk shows how nationalism is written into Czech textbooks, whereas Robert Traba observes that the increasingly swift homogenization of the Polish culture with the overall patterns of the consumerist civilization is rather accompanied by the reaffirmation of the traditional strain of Polish nationalism than emergence of a European, regional or multiple identity compatible with the multicultural character of the contemporary world. Last but not least, Peter Hurrelbrink presents the various readings of the meaning of the German national identity which returned with the reunification of the German nation-state in 1989. He concludes that only the nation-state based on *demos* (citizenry) and not on *ethnos* (conationals)¹¹ does not collide with civic and human rights to which the integrating Europe aspires.

Among others, the conference discussion was moderated by Włodzisław Borodziej, the renowned Polish researcher of the communist movement and the Cold War problematic. On the other hand, the two *doyens* of German and Polish historians, as well as proponents of Polish-German reconciliation at the level of objective scholarship, Klaus Zernack and Wojciech Wrzesiński gave the book their ultimate *Imprimatur* in the form of the required pre-publication reviews.

¹¹ Unfortunately, as the dominance of *ius sanguini* (which emphasizes *ethnos*) over *ius soli* (which stresses *demos*) prevails in Germany the same is largely true of the other Central European states whose nationalisms were traditionally based on the German/Italian model while states on the French one.

All the articles included in this collection are appended by quite extensive abstracts in German which allow the international reader to get acquainted with the sound outlines of the contributions and their theses.

Although as I pointed out above, the volume lacks a bit of a theoretical framework and historians predominate among the contributors to the detriment of the interdisciplinary approach indispensable for the objective in-depth study of nationalism, the drawbacks are far outbalanced by the overall quality of this collection. What is more, they may be soon rectified because Linek and Struve are busy organizing a sequel to this successful conference, which will take place in October 1999, once again at Gliwice. As far as I know, the sequel will be problem-oriented and contributors will be attracted from farther a field, i.e. from different states and also from a more variegated range of specializations. One only needs to conclude „Let us meet there ...“.¹²

Tomasz Kamusella, Kędzierzyn-Koźle

¹² This follow-up conference entitled „Modern Nationalism and National Identification in Central and Eastern Europe“ took place as planned. It gathered participants from Germany, Lithuania, Poland and Hungary. The collection of the delivered papers edited by Linek and Struve will be brought out in 2000/01 by the Instytut Śląski in cooperation with the Herder-Institut.

Stereotypes and Nations, hrsg. v. Teresa Walas. Cracow: International Culture Centre 1995, 325 S.

Im Jahre 1993 veranstaltete das Internationale Krakauer Kulturzentrum, dessen Aufgabenbereich laut Jacek Woźniakowski das gesamte „mitteleuropäische Kulturerbe“ umfaßt, eine Tagung mit dem Titel „Stereotypes and Nations“ unter der Leitung von Teresa Walas, Literaturhistorikerin an der Universität Krakau. Die Beiträge der internationalen Referenten wurden 1995 in einem Sammelband mit dem gleichnamigen Titel veröffentlicht, wobei jedoch dezidiert wissenschaftliche Beiträge bewußt herausgelassen wurden, um ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Der Schwerpunkt der Beiträge liegt auf der Frage nach der Rolle nationaler Stereotype in internationalen Beziehungen. Im Vorwort wird die Aufgabenstellung an die Referenten noch einmal formuliert: „Essentially, representatives of different nations were to talk first about the stereotypi-

cal image of themselves, then of their neighbours, and finally vice versa: neighbours about them.“ (S. 6)

Die Aufsätze, welche sich mit Stereotypen in der Kunst, mit den Möglichkeiten ihrer Verbreitung oder mit Fremdenfeindlichkeit allgemein beschäftigen, sowie die persönlichen Beiträge einiger Autoren haben schon quantitativ untergeordnete Bedeutung. Zudem wirkt deren Zusammenstellung recht willkürlich. So zielen zum Beispiel die Artikel von Ruth Amossy und Roger Scruton auf die Frage ab, auf welche Weise Stereotype verbreitet werden – zugeordnet sind sie jedoch der Einheit „Fremdenfeindlichkeit“. Im Vergleich zu den zahlreichen Aussagen über nationale Befindlichkeiten und binationale Beziehungen sind andere Herangehensweisen an das Thema „Stereotyp“ mit weniger Aufmerksamkeit bedacht worden.

Dabei betont der einleitende theoretische Aufsatz von Jan Berting und Christiane Villain-Gandossi gerade die Notwendigkeit, Stereotypenforschung interdisziplinär und mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen zu betreiben. Innerhalb der Wissenssoziologie werden Stereotype als soziale Konstrukte betrachtet, die als solche zur Integration einer Wirkgruppe beitragen. Sie sind aufs engste mit der Frage der Identität – in diesem Sammelband immer der nationalen Identität – verknüpft und drücken daher mehr über den Benutzer der Stereotype aus als über ihr Objekt. Der hier verfolgte Ansatz wird von den Autoren jedoch nicht konsequent zu Ende geführt, so daß sich einige Widersprüche im Text ergeben. Es wird z.B. neben der „nationalen Identität“ auch der „Nationalcharakter“ als feste Größe vorausgesetzt. Sie divergieren darin, daß erstere einen „inneren Blick auf die Gesellschaft“ ermöglicht, letzterer hingegen nur einen „Blick von außen“. Die Autoren übersehen dabei jedoch, daß sich diese beiden Begriffe auf unterschiedlichen Ebenen befinden: Eine Identität ist konstruiert, ein Charakter aber nicht. Dieser Begriff impliziert vielmehr, daß bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen einer Nation auf einer genetischen Veranlagung beruhen. Diese These ist nach heutigem wissenschaftlichen Maßstab nicht mehr haltbar. Um ein weiteres Beispiel anzuführen: An anderer Stelle heißt es, Benutzer von Stereotypen würden ihre Konstrukte nicht mit der Realität konfrontieren. Welche Realität, mag man sich fragen, da doch vorher postuliert wurde, die Gesellschaft *konstruiere* sich ihre Wirklichkeit. Trotz interessanter Ansätze der Autoren bleibt ein Gefühl der Halbherzigkeit zurück, welche eine innovative Erforschung des Phänomens „Stereotyp“ verhindert.

Dieser Eindruck bestätigt sich in den folgenden Aufsätzen. Polen, Russen, Ukrainer und Weißrussen, Deutsche, Franzosen, Tschechen und

Schweden, Ungarn und Rumänen werden uns in langen Aufzählungen unterschiedlicher Auto- und Heterostereotype präsentiert. Wir erfahren, daß Polen und Tschechen über den Klang der jeweils anderen Sprache in Lachen ausbrechen, daß Litauer sich für das auserwählte Volk halten und die Weißrussen bislang kaum eine nationale Identität entwickelt haben. Der Ungar gilt als Adliger, wohingegen der Slowake im allgemeinen als Bauer angesehen wird, der Schwede ist Perfektionist und „the German personality is completely authoritarian when it comes to larger contexts, contexts in which ‚they up there‘ make decisions“ (S. 182). Die Liste wäre endlos fortzuführen, jedoch drängt sich unweigerlich die Frage auf, welchem Zweck diese Zuordnungen dienen.

Natürlich müssen die zirkulierenden Stereotype zunächst einmal beschrieben werden, will man sie näher untersuchen. Dieser notwendige zweite Schritt fehlt jedoch in fast allen Aufsätzen. Statt dessen lassen sich folgende generelle Aussagen aus ihnen herauskristallisieren: Nationen haben einen bestimmten Nationalcharakter, der ihre Eigenschaften und Verhaltensweisen in groben Zügen festlegt. (Am deutlichsten formuliert es wohl Tomas Venclova: „National character is not a fictional construct“ [S. 85].) Von fremden Nationen werden sie vor dem Hintergrund historischer Ereignisse und aktueller bilateraler Beziehungen wahrgenommen. Dabei treten Stereotype besonders in Zeiten des Wandels und der Krisenhaftigkeit zutage und bestimmen die Perzeption nicht nur räumlich entfernter Nationen, sondern auch der direkten Nachbarn: „What a strange thing! It would seem that two nations that have for so long lived as neighbours should know each other very well, trust each other and have good relations (...) But the picture of a Pole in the eyes of a Lithuanian was negative from the very beginning“, schreibt Greta Lemanaitė (S. 95f.). Stereotype gelten als negativ, denn sie verhindern eine offene Kommunikation und belasten damit die Beziehungen. Daher müssen sie zerstört oder, wenn dies nicht möglich sein sollte, zumindest abgeschwächt werden, um ein möglichst vertrauensvolles und friedliches Verhältnis aufzubauen.

Natürlich basiert nicht jeder Artikel auf genau diesen Überlegungen. Einige Autoren heben die häufig positive Funktion von Stereotypen hervor, oder sie betonen, daß es gar nicht möglich ist, Stereotype zu beseitigen. Jedoch zieht sich dieser Gedankengang wie ein roter Faden durch den Sammelband und hält die verschiedenen Beiträge zusammen. Stereotype gelten als „eingefahrene, festgefügte Bilder“, deren sich vor allem die breiten Volksmassen bedienen und denen das kreative, innovative Denken gegenübersteht, welches in der Intelligenza zu finden ist. Aus diesem Gegensatz ergibt sich fast zwangsläufig ein weiterer: der zwischen den freien westlichen Demokratien einerseits und dem totalitären

kommunistischen System andererseits. Der Schnitt zwischen „gut“ und „schlecht“ wird hier ebenso glatt wie eindeutig vollzogen. So heißt es in dem Beitrag von Mikola Ryabchuk: „It can be taken for granted that such relics of mythic thinking do not pose any danger to the open societies of the West. (...) Under communism a xenophobic hatred of Others was the main source of social energy and a means of consolidating public opinion.“ (S. 116) Die wichtige Funktion, die Stereotypen auch in demokratischen Gesellschaften zukommt, wird hier deutlich unterschätzt.

Diese Sichtweise läßt sich jedoch nachvollziehen, wenn man den politisch-gesellschaftlichen Kontext betrachtet, in dem die Tagung stattgefunden hat. Zu Beginn der 90er Jahre mehrten sich in Europa die nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen mit zum Teil gewalttätigen Ausschreitungen gegen alle, die nicht zur eigenen Nation gehörten. In Jugoslawien führten die nationalstaatlichen Aspirationen auf direktem Wege zum Krieg, der auf die Europäer, welche allgemein glaubten, die Zeit des Nationalismus sei vorbei, eine wahre Schockwirkung hatte. Insofern ist es nur verständlich, wenn die Verbesserung der internationalen Beziehungen und der friedenssichernde Aspekt im Mittelpunkt der Überlegungen stehen. Fraglich bleibt nur, ob eine rein deskriptive Herangehensweise, welche die Funktionen der Stereotype außer acht läßt, zur Lösung der Problematik beiträgt. Stereotype können nicht als Fakten, sondern nur als Phänomene der menschlichen Wahrnehmung behandelt werden. Ebenso gibt es auch keinen uns innewohnenden Nationalcharakter, sondern vielmehr einen die Wir-Gruppe integrierenden kulturellen Code. Stereotype tragen als Bestandteil dieses Codes zur Konsolidierung der nationalen Identität bei. Insofern erscheint es sinnvoller, danach zu fragen, auf welche Art sie verbreitet werden, welche Rückschlüsse sie auf ihre Benutzer zulassen und wie man mit ihrer nicht zu leugnenden Existenz umgehen kann.

Einige Autoren haben sich um einen solchen Ansatz bemüht. Albrecht Lempp ist offen provokativ, wenn er sagt: „I will venture the claim that there should be more stereotypes!“ (S. 191) Seiner Meinung nach bedeutet ein Stereotyp zumindest einen ersten Denkansatz, der verständlicherweise nicht differenziert sein kann, da das Wissen über den anderen begrenzt ist. Aber es ist zumindest ein Interesse vorhanden, sich mit diesem anderen auseinanderzusetzen. Daher ist „stereotype thinking (...) already more than not thinking at all“ (S. 192). Maria Zubrycka hebt die Rolle der Sprache bei der Identitätsstiftung hervor: „Our identity has its roots in language and it is both language and consciousness that have a major role in the formation of stereotypes.“ (S. 132) Lothar Baier schließlich formuliert die These, Stereotype seien untrennbar mit der Moderne ver-

bunden, da sie die Funktion übernommen hätten, die vom menschlichen Gehirn nicht mehr zu bewältigende Menge an Informationen zu bündeln und zu transportieren. In ihrem Wesen sind sie daher zweideutig, denn „in order to serve as an explanation of a complicated reality they must themselves remain open to ambiguity“ (S. 196). Diesen kognitiven Aspekt spricht auch Jerzy Bartmiński an: „Ethnologists have drawn our attention to the relationship between stereotypes and the magical or symbolic processes of thought that are rooted in our cultural code. (...) I see stereotypes as part of a multilevel system of social communication which makes use of simplified cognitive schemes.“ (S. 253)

Bartmiński bezieht sich direkt auf die Arbeiten von Andrzej Kępiński, der ebenfalls als Referent an der Tagung teilnahm. Dieser stellt in seinem Beitrag sein theoretisches Konzept vor, welches drei Schwerpunkte setzt: a) Stereotype dienen unter anderem dazu, historische Erfahrungen zu ordnen, b) sie sagen wenig über das Objekt, dafür um so mehr über die Befindlichkeit des Benutzers aus, c) sie sind Teil eines umfassenden kulturellen Codes: „Romantic myths and symbols with their unique potential to shape cultural patterns and models contributed very much to the spreading and relative consolidation of ethnic stereotypes, the basic components of any cultural code.“ (S. 155f.) Ebenfalls positiv hervorzuheben ist der Beitrag von Ruth Amossy, der mit Hilfe von klar definierten Begriffen (Stereotyp, *idée reçue*, *Doxa*) die Ideologie der rechtsextremen französischen Partei „Front National“ dekonstruiert.

Es mag ungewöhnlich erscheinen, bei einem insgesamt sehr praxisorientierten Buch ausgerechnet die theoretisch-methodischen Ansätze hervorzuheben. Jedoch weisen diese wenigen Ausnahmen unter den zahlreichen Artikeln auf ein allgemeines Manko der Stereotypenforschung hin, nämlich das der fehlenden Begrifflichkeit. Was unter „Stereotyp“ zu verstehen ist, muß jeder einzelne für sich selbst definieren. Weitere Begriffe werden bunt gemischt hinzugefügt: Vorurteil, Klischee, Werturteil, Mythos und Bild sind nur einige Beispiele dafür, wie die Autoren das zu beschreibende Phänomen begrifflich zu fassen versuchen. Sie müssen sich der schwierigen Aufgabe stellen, aus einem Begriff des allgemeinen Sprachgebrauchs ein wissenschaftliches Instrumentarium zu formen. Die dabei vorausgesetzte Bekanntheit dieses Begriffs verhindert jedoch eine genaue Definition, welche aber notwendig ist, um ihm die ihm anhaftende Unschärfe zu nehmen. So bleibt jedem Autor nur die Lösung, ein eigenes Konzept zu entwickeln – welches hernach nur noch schwer mit anderen vergleichbar ist. Schreibt Danuta Sosnowska, daß die Mythen im 19. Jahrhundert einem Prozeß der Ideologisierung unterlagen, so hält Maria Zubrycka im darauffolgenden Artikel dagegen, die Ideologisierung

des 19. Jahrhunderts habe viele politische und literarische Mythen hervorgebracht. Sicherlich sind beide Thesen gleichermaßen vertretbar – in ihrer Unvereinbarkeit verwirren sie den Leser jedoch eher, als daß sie ihn erhellen.

Insgesamt spiegelt der Tagungsband sowohl die politisch-gesellschaftliche als auch die wissenschaftliche Situation hinsichtlich der Stereotypenforschung wider. In den von vielen als überraschend und beängstigend empfundenen Ereignissen, die sich in den Staaten des ehemaligen sozialistischen Blocks zutragen, meinen nicht wenige ein Wiederaufflakern alter Nationalismen zu erkennen, die es zu bändigen gelte. Die Frage nach der Rolle von nationalen Stereotypen rückt in diesem Zusammenhang in den Mittelpunkt, findet aber von seiten der Wissenschaft keine fundierte Unterstützung. Somit bleiben die Referenten sich selber und ihren jeweiligen Erfahrungen als Künstler, Politiker, Schriftsteller oder Wissenschaftler überlassen. Trotzdem steht nach der Lektüre des Buches die Frage im Raum, ob nicht auch die Autoren hätten vermuten können, daß eine langatmige Aufzählung nationaler Stereotype eher zu deren Festigung denn zu dem von allen angestrebten Abbau führt.

Berit Pleitner, Oldenburg

The Ethnic Identities of European Minorities. Theory and Case Studies, ed. by Brunon Synak. Gdańsk: Wydawnictwo Uniwersytetu Gdańskiego 1995, 218 S., div. Tabellen und Karten.

Der zu besprechende Band vereinigt einige Vorträge bzw. deren überarbeitete Versionen eines im September 1994 in Danzig veranstalteten Kongresses über Minderheitenfragen in Europa. Der Kongreß war seitens der Universität Danzig unter dem Titel „Ethnocultural Identity of European Minorities: Continuity and Change“ veranstaltet worden. Das besondere Kennzeichen des Kongresses bestand zum einen in einer primär politisch gefaßten Grundüberzeugung: Der Aktualität der Minderheitenproblematik in Europa unter den veränderten Vorzeichen der überwundenen Spaltung des Kontinents nach 1989/1991 sollte durch eine Beschäftigung mit einzelnen nationalen Gruppen und einigen theoretischen Basisfragen Rechnung getragen werden. Zum anderen wurde der Kongreß durch die gleichzeitige Teilnahme von Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen (Soziologen, Geographen, Sprachwissenschaftler und Anthropologen)

und Vertretern nationaler Minderheiten sowie regionaler Presseorgane geprägt. Dem Austausch zwischen den wissenschaftlichen Erkenntnissen und den „actual conditions of minority political activism and ethnic tension“ (S. 6) wurde breiter Raum gegeben.

Neben einer Einleitung des Herausgebers umfaßt der Band 13 Aufsätze. Die Autoren stammen aus den Niederlanden, aus Finnland, Großbritannien, überwiegend aber aus Polen. Zwei theoretischen Beiträgen zu Beginn des Buches (Jan Penrose, Edinburgh, und Grzegorz Babiński, Krakau) folgt ein Beitrag von Hans Vermeulen (Amsterdam) zur Nationalitätensituation in Mazedonien. Die daran anschließenden Beiträge zu einzelnen nationalen Gruppen bzw. multiethnischen Regionen befassen sich mit Cornwall (Caroline Vink, Amsterdam), den Samen in Finnland (Erkki Asp, Turku), den norwegischen Samen (Trond Thuen, Tromsö), Friesland (Wim J.T. Renkema, Groningen), Mennoniten in Westpreußen und in Übersee (Wojciech Marchlewski, Warschau) und den tatarischen Bevölkerungsresten in Polen (Władysław Pałubicki, Danzig). Allein vier Aufsätze (Janusz Iskierski und Marek Latoszek, Brunon Synak, Józef Borzyszkowski, alle Danzig, sowie Andrzej Porębski, Krakau) haben die Kaschuben zum Thema – deutlicher Hinweis auf die regionalen Interessen an Konferenz und Tagungsband. Besonderen Interesses wert sind dabei die Beiträge von Borzyszkowski und Porębski, die Vergleiche zwischen Kaschuben und anderen europäischen Minderheitengruppen ziehen.

Jan Penrose untersucht in ihrem Beitrag „Globalization, Fragmentation and a Dysfunctional Concept of Nation: the Death Knell of ‚Nation-States‘ and the Salvation of Cultural Diversity?“ (S. 11-26) die Beziehungen zwischen den auf kultureller (oder auch politischer) Selbstverwaltung bestehenden nationalen Gruppen und setzt diese Bestrebungen dem Nationalstaat als dem prägenden Ordnungsschema der internationalen Politik entgegen. Leider geht sie von einer sehr eingeschränkten und aus historischer Sicht nicht zu rechtfertigenden Definition der „substate ethnic groups“ aus. Diese seien Minderheitengruppen, „which have never aspired to statehood“. Brunon Synak setzt diese in seiner Einleitung (S. 6) mit sog. „non-national ethnic groups“ gleich, d.h. Nationalitäten, die keinen konnationalen Staat besäßen und darüber hinaus auch keine Eigenstaatlichkeit anstrebten. Als weiteres Synonym verwendet Synak den Terminus „cultural-ethnic groups“.

Zu folgen ist Penrose aber in der Auffassung, daß eine intensive Diskussion anderer als traditionell nationalstaatlich geprägter Verwaltungs-, Autonomie- und Regionalstrukturen eine fruchtbare Entwicklung im Zusammenleben verschiedener ethnischer Gemeinschaften – hier vornehmlich in Europa – befördern hilft. Wichtig ist dabei auch ihr Hinweis auf

die gegenpolige Entwicklung einerseits hin zu einer Globalisierung des internationalen Systems als Ganzem und auf allen Ebenen (politisch und kulturell, ökonomisch wie ökologisch), andererseits aber hin zu einer kleinräumigen Regionalisierung von ethnisch, sprachlich oder kulturell geprägten Lebensräumen einzelner Gemeinschaften. Kritisch zu bewerten ist allerdings ihre Schlußfolgerung, die sie aus einer überblicksartigen Darstellung der Entwicklung von Nationalismen und daraus folgend dem nationalstaatlichen Gedanken des 19. Jahrhunderts zieht: Sie spricht nationalen Minderheiten jegliche Möglichkeit ab, innerhalb eines Nationalstaates – in ihrem Beispiel bezieht sie sich v.a. auf die Friesen in den Niederlanden – eine kulturell von der Mehrheitsbevölkerung verschiedene Lebensweise zu pflegen, ohne diese Lebensform zu politisieren, d.h. sie mit politischen Forderungen an die regierende Mehrheit zu verknüpfen.

Umgekehrt spricht sie sich auch für eine Entflechtung von politischem Machtanspruch resp. staatlichem Machtmonopol und Kultur aus: „(...) if culture was no longer used to legitimize a right to power then states would not be constrained by the need to demonstrate cultural homogeneity“ (S. 23). Diese Forderung allerdings – von Synak in seiner Einleitung als „leitmotiv“ des ganzen Bandes bezeichnet (S. 7) – dürfte nicht an die Substanz des Problems gehen: Nicht durch die Trennung von Staat/Politik und Kultur gewinnen die nationalen Minderheiten eine Möglichkeit, sich selbst mit ihrer Kultur und ihrem Volkstum in dem jeweiligen Staatswesen zu verankern, d.h. sich damit sowie in ihrer Verwurzelung in ihrer Heimatregion mit diesem Staat zu identifizieren und sich zugleich einer politischen Mitbestimmung zu bedienen. Das Grundproblem staatlicher Minderheitenpolitik ist ausschließlich durch die zunehmende Einsicht der gesellschaftlich relevanten Gruppierungen innerhalb der staatlich führenden Mehrheit und den in diesem Staatswesen als Staatsbürger lebenden nationalen Minderheiten zu lösen, daß föderale und nicht zentralistische Strukturen – also letztlich eine Reform der Staatskonstitution – zwar einerseits einen Nationalstaat nach außen erhalten können, zugleich im Innern aber einen Nationalitätenstaat ermöglichen. Inwieweit diese wahrlich nicht neue Idee aber ein tragfähiges Konzept für eine weltweite Lösung der Minderheitenprobleme darstellt oder ob es nicht vielmehr – wie die gesamte Nationalstaatsdiskussion – primär ein aus Europa heraus exportiertes Konstrukt ist, müßte neu diskutiert werden.

Grzegorz Babiński leistet einen Beitrag zu eben dieser Debatte: „Regionalism versus Nationalism? Towards a Theory of Ethno-Regional Movements“ (S. 27-40). Er konzentriert sich dabei auf drei Aspekte: 1. auf die Gründe für das Wiedererwachen („revival“) ethnischer und regionaler Bewegungen in den modernen Industriegesellschaften; 2. auf das Pro-

blem, inwieweit ethnische und/oder regionale Bewegungen in verschiedenen Typen zu strukturieren seien oder ob es sich bei ihnen allen letztlich um „one universal type of social movement“ (S. 27) handele; sowie 3. auf die Frage, inwieweit ethnische und regionale Bewegungen gleiche oder verschiedene Merkmale besäßen, ob zwischen diesen Bewegungen möglicherweise sogar eine Austauschbarkeit vorliege. Letzteres verneint er umgehend und stellt damit als Untersuchungshypothese auf: „Ethnic/national and regional processes and movements are different and they cannot be entirely reduced and/or transformed from one form to another. But they have a lot in common, mostly as a forms (sic!) of social movements.“ (S. 27) Die festgestellten Differenzen listet er später auf (S. 36f.): unterschiedliche Zielsetzungen bezüglich des letztlich zu erreichenden Status – dabei auch bzgl. expansionistischer Bestrebungen oder eben der Verzicht auf Expansion –, die zentrifugalen Bestrebungen *nationaler* Bewegungen, die Heimatfixierung *regionaler* Bewegungen im Gegensatz zu einer Fixierung auf „Vaterländer“, die Unvereinbarkeit des als „modern“ zu charakterisierenden Nationalismus mit den Bestrebungen der Regionalbewegungen „to preserve a real traditional culture“ (S. 36), die unterschiedliche Haltung zu europäischer Integration resp. Partikularismen.

Eine von Babiński im Fortgang seines Textes gestellte weitere Frage bedarf in Zukunft einer genaueren Untersuchung: „(...) are new national/ethnic movements a new step toward the more advanced and more natural national integration of industrial societies, or is it a beginning of new division, a beginning of the decline of previous integration?“ (S. 29)

Hans Vermeulen überträgt theoretische Konzepte und Untersuchungsansätze auf eine der für den Wissenschaftler interessantesten, für die dortige Bevölkerung und die kontinentale Stabilität jedoch prekärsten Regionen Europas: Mazedonien. Er untersucht „The Concept of Ethnicity, Illustrated with Examples from the Geographical Region of Macedonia“ (S. 41-58). Dabei betrachtet er zum einen die Lage des Landes im 19. Jahrhundert und die Identität der dort lebenden (bäuerlichen) Bevölkerung. Sodann wendet er sich im spezielleren dem Aufkeimen eines nationalen Bewußtseins bei den Aromunen zu, welches sich v.a. in Opposition zu einem weit stärker politisch artikulierten Griechentum ausprägte. Zum Schluß untersucht Vermeulen die Entwicklung einer „Macedonian identity“ als einer extrem späten nationalen Bewegung um die Jahrhundertwende und in Abgrenzung gegen die benachbarten Bulgaren und Bulgarien. Zusammenfassend kommt er zu dem Schluß, daß – er bestätigt hier seine Ausgangsthese – „ethnicity and multiculturalism both arose as a reaction to assimilation“ (S. 57). Er warnt dabei berechtigterweise vor dem Glauben, daß eine staatlich verankerte Multikulturalität im Sinne von

Turners These des „difference multiculturalism“ tatsächlich die Nationalitätenprobleme lösen helfe, d.h. das Gegenkonzept zum monokulturellen Nationalstaat sein könne. Grund dafür sei eine „static, monolithic notion of culture“. Inwieweit dabei allerdings der von ihm empfohlene Blick auf die Konzepte der Frühzeit der mazedonischen nationalen Bewegung am Ende des 20. Jahrhunderts noch greifen können, muß im Moment dahingestellt bleiben.

Caroline Vink positioniert die Cornwall-Problematik in ihrem Beitrag „Hanging on a dream.‘ Observations on Ethnoregional Identity in Contemporary Cornwall“ (S. 59-74) zwischen zwei höchst gegensätzlichen Polen: zum einem dem „Traum“ einer Regionalbewegung, „to be recognised as an European region, or even an European nation“, zum anderen dem zynischen Statement der Gegner, die meinen, dieses Ziel sei eine höchst irrealer Illusion und werde sie auch bleiben (S. 60). Hinzu kommen grundsätzliche Fragen, so z.B. ob es sich in Cornwall tatsächlich um eine nationale oder national-kulturelle Bewegung der „Cornish“ oder möglicherweise eher um eine regionale Bewegung handele – ein Vergleich mit Irland/den Iren könnte hier möglicherweise in Zukunft weiterhelfen. Die Untersuchung des nationalen „Erwachens“ weist für den Außenstehenden eher auf eine regionale Bewegung hin. Hier jedoch liegt auch der stärkste Ansatzpunkt gegen eine weitere Verfestigung der autonomen Bestrebungen der Region: Caroline Vink sieht v.a. die territoriale Integrität Cornwalls als wesentlich für ein Weiterbestehen eines nationalen oder regionalen Bewußtseins an. Mit einer Verstärkung des „ethnoregional movement“ in Cornwall hin zu einer „strong ethnic mobilization“ (S. 73) rechnet sie nicht.

Ganz in den skandinavischen Norden Europas richten die beiden folgenden Aufsätze ihren Blick. Erkki Asp untersucht „The Lapps as a Minority Group in Finland“ (S. 75-94), und Trond Thuen beschäftigt sich mit „Saami Peoplehood and Ethnopolitics in Norway“ (S. 95-116). Asp beschreibt dabei einleitend das Siedlungsgebiet der Samen, das sich von Norwegen über Finnland bis auf die russische Kola-Halbinsel erstreckt. Sodann wendet er sich sozialen, ökonomischen und kulturellen Faktoren zu, insbesondere der Sprache. Diese charakterisiert er als konstitutiven Bestandteil der samischen Identität und beschreibt minutiös dialektale Unterscheidungen, Sprachkenntnisse der Bevölkerung und Sprachverteilung. Insbesondere konzentriert er sich dabei auf die Verbindung zwischen der traditionellen Lebensweise der Bevölkerung als Rentiernomaden oder zumindest -züchter und der Verwendung der Sprache sowie auf den Wandel in allen gesellschaftlich relevanten Bereichen im Verlaufe der letzten Jahrzehnte. Schließlich kommt er zu einer strukturellen Gliede-

rung der samischen Bevölkerung in ihrem Bewußtsein als Angehörige dieser Nationalität. Diese Strukturüberlegungen sind gewiß nicht ohne erhebliche Korrekturen z.B. auf die ostmitteleuropäische Nationalitätenlandschaft zu übertragen, sie bieten jedoch einen wichtigen Ansatzpunkt für eine komparative Sicht auf nationale Minderheiten.

Trond Thuens Beitrag geht weniger auf die soziologischen Merkmale der Samen als nationaler Gruppe ein; er ordnet sie vielmehr in ihr politisches Umfeld innerhalb des norwegischen Staates ein. Einer der zentralen Punkte ist dabei der Konflikt mit dem norwegischen Staat um die Nutzung der traditionellen samischen Weidegebiete und dessen Eskalation Ende der 1970er Jahre. Aus diesem entstand eine Bürgerrechtsbewegung auf samischer Ebene, das „Saami Rights Committee“. Die Verfassungsgrundlage Norwegens als einer konstitutionellen Monarchie wird in ihrer Bedeutung für die Identifikation der samischen Bevölkerung mit dem norwegischen Staatswesen ausführlich gewürdigt. Ein sehr bedenklicher Aspekt für die Zukunft der samischen Nationalbewegung liegt in ihr selbst: die überaus starke Zersplitterung, die sich v.a. an der Frage entzündet, welches die Ziele einer samischen Bewegung sein sollten, wobei einzig die Separation unter Zusammenführung aller – in vier skandinavischen Staaten lebenden – Samen ausgeschlossen scheint.

Einem zentralen Thema der gesamten Minderheitenforschung wendet sich Wim J.T. Renkema zu: der Schulfrage, hier „Ethnic Identity and Minority Schooling: a Provisional Analysis and Some Data from Friesland“ (S. 117-140). Er stützt sich dabei auf die Daten des von der EU geförderten „Mercator-Education“-Programms, das die Verwendung und Verbreitung der kleineren europäischen Sprachen – Regionalsprachen – im Bildungswesen der europäischen Staaten untersucht und dokumentiert. Als Grundthese geht er dabei von der Unterscheidung in „recently arrived immigrant minorities“ und „longer resident regional minorities“ aus (S. 121 f.) Zu ersteren zählt er u.a. die türkische Bevölkerung in der Bundesrepublik, letztere Gruppe bezeichnet er auch als „autochthonous or indigenous minorities“.

Einleitend untersucht Renkema Faktoren des Sprachgebrauchs in der Schule als Mittel zur Stärkung ethnischen Bewußtseins sowie den daraus erwachsenden Einfluß auf die Anpassung von Curricula an regionale Gegebenheiten innerhalb eines Staatswesens. Beeindruckend ist dabei der Umschlag in der Verwendung des Friesischen in den Schulen des (niederländischen) Friesland. Während 1937 neben der Verwendung des Holländischen Friesisch in Maßen *geduldet* wurde, waren die Schulen bereits 1980 zum Gebrauch und zur Lehre der friesischen Sprache *verpflichtet*. Auf zwei Gründe für diese Entwicklung weist Renkema dabei besonders

hin. Zum einen sei die friesische Sprache bei weitem nicht der einzige oder auch nur zentrale Identifikationsfaktor für eine friesische Identität, und zum anderen charakterisiert er die friesische Identität als „less strong“ im Vergleich zu Wales oder Katalonien – von ostmitteleuropäische Beispielen gar nicht zu sprechen.

Mit einer Feldstudie, in deren Mittelpunkt Sprachgebrauch, -erhalt und -erwerb bei den Kaschuben steht, leiten Janusz Iskierski und Marek Latozek den Block der Vorträge über die kaschubische Bevölkerung in Polen ein („The Kashubian Ethnic Group in the Prologue to Change: Local and Regional Perspectives“ [S. 141-154]). Die Erhebung wurde am Ausgang der Jaruzelski-Ära durchgeführt, zwischen 1986 und 1989, und besaß das Ziel, die aktuelle Sprachsituation der Kaschuben zu belegen. Mit einem strukturellen Vergleich der Situation in Kleinstädten und auf dem Lande sowie der Frage nach der Bedeutung von Migration aus dem resp. in das kaschubische Sprachgebiet kommen die Autoren für die kaschubische Bevölkerung zu dem Schluß, daß ein „substantial ethnic potential“ (S. 150) vorhanden sei, und dies trotz einer bezüglich der sozialen Schichtung und der sozialen Position der Gesamtgruppe (S. 144) negativen Ausgangssituation.

Daran anschließend untersucht Brunon Synak „The Kashube’s Ethnic Identity: Continuity and Change“ (S. 155-166). Er wendet sich allerdings einer sozialkulturellen Analyse der gegenwärtigen kaschubischen Bevölkerung zu und streift dabei die Sprachenfrage nur am Rande. Nach einem historischen Überblick (S. 156ff.) stellt er v.a. die Frage nach der politischen Mitwirkung der Kaschuben im demokratischen Polen nach 1989. Er sieht eine starke Eigenidentifikation des einzelnen mit der Gruppe als Kaschube (nah an 70%). Diese Identifikation sei nach der Wende 1989/90 ungebrochen stark, d.h. es sei ein festgefügtes Regionalbewußtsein der kaschubischen Bevölkerung auch über die Systemwende hinaus erhalten geblieben (S. 161). Analog dazu erblickt Synak eine starke Akzeptanz des einzelnen gegenüber der Wahrnehmung von außen als eines Angehörigen der kaschubischen Minderheit (zw. 55% und 65%; S. 162). Daneben würden die traditionellen Differenzen mit der polnischen Bevölkerung und der Warschauer Zentrale eher schwächer bewertet (S. 162).

Der sehr politisch geprägte Beitrag von Józef Borzyszkowski, „Lusatian Serbs and the Kashubes: Similarities of History and Community of Existence“ (S. 167-178), bedarf in seinen Einzelaussagen noch einer deutlichen historisch-soziologischen Untermauerung. Der Ansatz jedoch, auf der Basis des kirchlichen Eigenlebens, des Verhältnisses zu Preußen, der Auswirkungen von Migration und Modernisierungsschüben, der Folgen totalitärer Staatswesen und der Sprachenfrage Sorben und Kaschuben zu

vergleichen, fasziniert und sollte dringend fortgeführt werden. Inwieweit die von Borzyszkowski aufgezeigten „certain similarities“ (S. 177) tatsächlich eine Perspektive zu einer weitgehenden Zusammenarbeit beider Bevölkerungsgruppen im Rahmen der europäischen Integration eröffnen, muß bis dahin offen bleiben.

Ansätze zu einem historisch-sozialen Vergleich beider Minderheitengruppen liefert bereits der nachfolgende Beitrag von Andrzej Porębski, „The Kashubes and Selected European Ethnic Groups“ (S. 179-186). Porębski nennt sieben Kriterien, auf deren Basis ein Vergleich nationaler Minderheitengruppen vorgenommen werden könnte (S. 180): eine Typisierung in eher ländlich oder eher städtisch strukturierte Gruppen, die Position der Sprache innerhalb der Minderheit und in ihren Beziehungen zu den Nachbarn resp. zur Mehrheits- und zur regierenden Nationalität, die Frage der Geschlossenheit des Siedlungsgebietes, d.h. letztlich einer autochthonen oder einer Migrationssiedlung, die Traditionen der eigenen Unabhängigkeitsbestrebungen, die regionale Verankerung zwischen Peripherie und Zentrum und (damit einhergehend) die konstitutionelle Stellung der Gruppe als Minderheit im Staatswesen sowie außenpolitische Faktoren als bestimmende Elemente für die Politik der Regierenden gegenüber der Minderheit. Angewandt auf die Kaschuben sieht Porębski diese als charakteristische europäische Minderheitengruppe (S. 185 f.). Ein definitiver Vergleich mit anderen Nationalitäten bleibt dabei aber doch weiterführenden Forschungen der Fachwelt überlassen.

Wojciech Marchlewski lenkt in seinem Beitrag „Masovian Mennonites as an Ethno-Religious Local Society“ (S. 187-204) den Blick auf eine der wichtigen Emigrantengruppen in Nordamerika und Kanada. Er beschreibt ausführlich das offensichtlich weitgehend stabile und intakte Gruppenleben und führt dies darauf zurück, daß die Mennoniten „themselves are anxious to have the status of ethnic minority“ (S. 189). Im einzelnen wendet er sich neben dem Pressewesen der Besonderheit des Gebrauchs von „plath-deutsch“ als Zweit- oder Drittsprache der Einwanderer zu (S. 189 f.), der traditionellen Kleidung, dem Handwerk und Kunsthandwerk, das gepflegt wird. Daneben stehen die (zumeist religiöse) Musik sowie Besonderheiten des Speiseplanes („Zwiebeck [sic!]“, S. 192) im Mittelpunkt des Interesses. Insbesondere der Bedeutung der Museen und damit der musealen Präsentation der eigenen Geschichte für die Mennoniten als Gruppe in Übersee, von denen viele erst nach 1945 aus Polen ausgewandert sind, widmet Marchlewski einige interessante Ausführungen.

Die religiöse Toleranz des alten Polen spielt dann bei Władysław Pałubicki eine zentrale Rolle: „The Polish Tatars: an Ethnic Religious Minority“ (S. 205-216). Er beschreibt ausführlich die tatarische Siedlung im li-

tauischen Großfürstentum ab dem frühen 15. Jahrhundert und die heutige Siedlungssituation der tatarischen Minderheit in drei Staaten und über drei Grenzen hinweg: in Polen, Weißrußland und Litauen. Zu einem zukünftig genaueren Vergleich fordert die Darstellung von Vilnius als des tatarischen religiös-kulturellen Zentrums vor dem Zweiten Weltkrieg (S. 207) heraus; nicht umsonst war Vilnius auch eines der wichtigsten Zentren der ostmitteleuropäischen Judenheit. Auch die (Zwangs-)Migration der Tataren in die „wiedergewonnenen Gebiete“ Polens nach 1945 harret einer detaillierten Untersuchung (S. 208f.).

Abschließend kann der vorliegende Band als eine wichtige Sammlung von Einzelbeiträgen zu einigen verschiedenen nationalen Gruppen im östlichen Mitteleuropa und in Skandinavien bewertet werden. Entscheidend für die Zukunft wäre jedoch, daß deutlich an einer Fragestellung orientierte Tagungen und Sammelbände eine strukturelle und vergleichende Analyse der reichen Nationalitätenvielfalt gerade des östlichen Europa ermöglichen. Nebeneinander stehende Beiträge zu einzelnen Gruppen haben sicher ihre Berechtigung, und es bietet sich noch eine Vielzahl ungelöster Forschungsfragen für jede einzelne der Minderheitengruppen in Europa. Doch sollte man gerade auf diesem Felde die Notwendigkeit des Strukturvergleiches nicht aus dem Blick verlieren. Nur der komparative Ansatz ermöglicht langfristig eine Sozial- und Kulturgeschichte der europäischen Minderheiten und liefert damit die Parameter für eine europäische Minderheitenpolitik, die die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholt.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Konflikty etniczne. Źródła – typy – sposoby rozstrzygania. Materiały z konferencji zorganizowanej przez Zakład Etnologii Instytutu Archeologii i Etnologii Polskiej Akademii Nauk w Warszawie, 5-7 grudnia 1994 (Ethnische Konflikte. Ursachen – Formen – Lösungswege. Beiträge einer Konferenz der Ethnologischen Abteilung des Instituts für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Warschau 5.–7. Dezember 1994). Warszawa: Instytut Archeologii i Etnologii PAN 1996, 376 S. (Biblioteka etnografii polskiej, 51).

Der Sammelband enthält 32 Beiträge polnischer Wissenschaftler unterschiedlicher Fachrichtungen. Neben Ethnologen kommen auch Soziologen, Politologen, Wirtschaftswissenschaftler, Historiker sowie Kultur- und

Sprachwissenschaftler zu Wort. Die Beiträge sind zumeist interdisziplinär angelegt; beigefügte Literaturangaben sowie ein begrenzt gehaltener wissenschaftlicher Apparat ermöglichen eine intensivere Beschäftigung mit einzelnen Fragen.

Ein erster Block von Beiträgen widmet sich theoretischen Überlegungen: S. Szykiewicz verweist aus ethnologischer Sicht darauf, daß der Terminus „ethnischer Konflikt“ von Politologen und Soziologen geprägt worden sei, die insbesondere die instrumentelle Ausnutzung ethnischer Fragen beschäftigt habe. Dabei sei bei US-amerikanischen Wissenschaftlern eine sehr breite Verwendung dieses Begriffs zu verzeichnen, indem vor dem Hintergrund innerer Entwicklungen in den USA ethnisch-kulturelle Unterschiede in die politische Sphäre transponiert würden. Gegen eine solch instrumentelle und breite Verwendung plädiert Szykiewicz für eine historische Analyse ethnischer Gegensätze, in der Fragen nach der Entstehung von Gruppenidentitäten und der Mobilisierung von Identitäten untersucht werden müßten. Bei ethnischen Konflikten gehe es durchweg um Konflikte von Gruppenidentitäten, wobei typologisch sechs Formen unterschieden werden könnten: 1) rituelle ethnisch-kulturelle Konflikte, die in modernen Staaten vielfach institutionalisiert seien, 2) Konflikte infolge von Assimilationsprozessen, 3) Konflikte vor dem Hintergrund ambivalenter Identitäten, 4) Konflikte infolge einer Diskriminierung ethnisch-kultureller Gruppen, 5) Konflikte durch die Programme von Irredenta-Bewegungen und 6) Konflikte mit dem Ziel der Vernichtung einer Gruppe.

Aus soziologischer Sicht beschreibt J. Mucha die gesellschaftlichen Ursachen ethnischer Konflikte. Grundsätzlich sei der Begriff einer ethnisch-kulturellen Identität einer Gruppe zu hinterfragen, da sich eine solche Identität oft nur aus einer Gruppe zugeschriebenen Zügen zusammensetze. Konflikte besäßen zumeist wirtschaftlich-gesellschaftliche Ursachen und staatliche Maßnahmen ständen oft am Beginn einer ethnischen Mobilisierung. Andererseits leugne auch die Soziologie nicht die Existenz ethnisch-kultureller Identitäten, die besonders dann konfliktauslösend seien, wenn institutionelle und rechtliche Faktoren sich in einer Krise befänden und an die Stelle eines Loyalitätenbündels wenige dominante ethnisch-religiös-kulturelle Faktoren träten.

Die Rolle von Wissenschaftlern in ethnischen Konflikten untersucht J. Goćkowski. Diese füllten oft die Funktion von a) Ideologen, b) Entscheidungsträgern, c) mobilisierenden Publizisten sowie d) Technikern und Experten aus. Alle diese Rollen seien mit wissenschaftlichen Grundsätzen (Universalismus, Kritizismus und Skeptizismus) kaum vereinbar, zu fordern sei in solchen Fällen ein strikter Verzicht auf wissenschaft-

lichen Anspruch. Für die Analyse von Konflikten, die sich ja durchweg auf Aussagen von Experten stützen, ergäben sich vor diesem Hintergrund größte Schwierigkeiten.

Unmittelbar hieran schließt der Beitrag von K. Kaniowska an, die darauf verweist, daß kultureller Hintergrund, sprachliche Kompetenz und die jeweiligen Ausdrucksmöglichkeiten einer Sprache die wissenschaftliche Beschreibung eines Konflikts färben. Z. Sokolewicz zeigt dies anhand von kroatischen Veröffentlichungen über den Bosnienkonflikt. Beide Wissenschaftlerinnen fordern den Verzicht auf den uneinlösbaren Anspruch auf Unparteilichkeit und eine Konzentration auf zwei Darstellungsformen: die eines – die eigene Subjektivität eingestehenden – Kommentators oder des möglichst dicht beschreibenden Zeugen.

In der polnischen Wissenschaft besitzt die soziologisch-ethnologische Erforschung von ethnisch-kulturellen Konflikten bereits seit der Zwischenkriegszeit eine reiche Tradition. Dies zeigt W. Olszewski anhand von Arbeiten von J. Chałasiński, J. Obrębski, F. Znaniecki u.a. Das hier entwickelte Instrumentarium (z.B. die Kategorie der unhinterfragten Alt-ingesessenheit, die einer Gruppe enormes Beharrungsvermögen gebe, die „tutejsi“) sei weiterhin aktuell.

In ethnischen Konflikten tauchen oft Allianzen einer Gruppe mit anderen Gruppen auf. Dieses Phänomen untersucht Z. Jasiewicz, wobei er mehrere Formen unterscheidet: Eine Allianz infolge – vermeintlicher oder tatsächlicher – ethnischer Nähe („Brudervölker“), Allianzen infolge historisch-kultureller Sympathien (z.B. Polen-Ungarn) sowie Allianzen von nationalen Minderheiten mit Spezialistenstatus mit größeren Gruppen (z.B. Armenier und Tartaren mit Polen). Schließlich schafften gemeinsam erlittene historische Erfahrungen Allianzen, so z.B. bei Deutschen und Polen in Kasachstan.

In einem zweiten Block wird der rechtliche Schutz von Minderheiten bei ethnischen Konflikten dargestellt: D. Simonides skizziert die Normen des Minderheitenrechts auf europäischer Ebene. J. Mieczkowski überprüft die Anwendung der Minderheitenrechte im Konfliktfall, wobei er eine Stabilisierung auf der Ebene des Völkerrechts, aber zugleich eklatante Fälle des Versagens des Minderheitenrechts konstatiert (Jugoslawien; Berg Karabach). Anhand des ungarischen Minderheitenrechtes und der dortigen Außenpolitik zeichnet M. Szczepaniak den Zusammenhang zwischen liberalem Minderheitenrecht nach innen und Einforderung von Minderheitenrechten in der ungarischen Außenpolitik nach.

Migrationsbewegungen als Auslöser ethnischer Gegensätze werden in zwei Artikeln behandelt: A. Posern-Zieliński entwickelt ein Modell ethnischer Konflikte in Immigration-situationen, während L. Bartkowiak-

Rachny Assimilationskonflikte von Übersiedlern aus Polen nach Deutschland anspricht.

Der dritte Block behandelt ethnische Konflikte in Grenzregionen mit gemischter Bevölkerung. Dabei sind vier Beiträge dem polnisch-ukrainischen Grenzgebiet gewidmet: M. Kulecki fragt, ob die Kriege zwischen Polen-Litauen und Moskau im 17. Jahrhundert ethnische Konflikte gewesen seien, und kommt anhand der Analyse der jeweiligen Politik gegenüber den Oberschichten zu einem negativen Ergebnis. Polen-Litauen wie auch Moskau hätten die regionalen Eliten nach der Eroberung eines Territoriums nicht nach ethnischen Gesichtspunkten behandelt. H. Dylągowa sieht in der Brester Union von 1596 eine Ursache für die Entstehung auch ethnischer Konflikte, während J. Fras die Rolle der Sprache im polnisch-ukrainischen Konflikt im Galizien des 19. Jahrhunderts beschreibt. H. Stronsky zeichnet die polnisch-ukrainischen Konflikte des 20. Jahrhunderts nach. Leider bleiben mit Ausnahme des ersten Beitrags die historischen Studien auf der rein beschreibenden Ebene und stellen gar nicht die Frage nach einer Definition ethnischer Konflikte und der Abgrenzung zu politischen und religiösen Auseinandersetzungen.

Drei Beiträge beschäftigen sich mit Konflikten innerhalb der polnisch-weißrussischen Kontaktzone: Anhand von Umfragen aus dem Jahre 1993 untersucht A. Sadowski Konfliktfelder zwischen weißrussischer Minderheit und polnischer Mehrheit in der Wojewodschaft Białystok sowie polnischer Minderheit und weißrussischer Mehrheit im Bezirk Grodno. Sichtbar wird, daß ethnische Stereotype und Konfliktfelder im Nordosten Polens stärker ausgeprägt sind; insbesondere sieht ein Teil der weißrussischen Minderheit in der Wojewodschaft Białystok seine Minderheitenrechte bedroht und hebt religiöse und kulturelle Unterschiede hervor. Dagegen ist die polnische Minderheit in Westweißrußland wenig organisiert und betont die verbindenden Elemente. Eine Mobilisierung blieb bis heute aus, zumal in Weißrußland der Anpassungsdruck auf die Minderheit gering ist.

Einen aktuellen Konflikt zwischen polnischer und weißrussischer Bevölkerung, nämlich den um die Liturgiesprache in der katholischen Kirche in Weißrußland, zeichnet R. Wszyński nach. Während das Polnische traditionell seinen Platz als liturgische Sprache besitze, fordere die junge weißrussische Nationalbewegung dessen Ablösung. Der Konflikt entwickelte sich zur Zeit auf der Ebene der Pfarreien, wodurch auf beiden Seiten eine Mobilisierung ausgelöst werde. Dagegen spielen innerhalb der polnischen wie weißrussischen Bevölkerung der Kontaktzone gemeinslawische Traditionen keine Rolle, wie I. Kabzińska-Stawarz nachweist.

Zwei Artikel beschäftigen sich mit ethnisch-kulturellen Identitäten in Oberschlesien: I. Bukowska-Floreńska skizziert oberschlesische Optio-

nen in der Geschichte, während M.G. Gerlich die Inhalte einer spezifisch oberschlesischen Identität zwischen deutschen und polnischen Mustern beschreibt. Beide Artikel nuancieren ihr Thema sehr unterschiedlich, ein Beleg für die offene Diskussion unter polnischen Soziologen und Ethnologen um eine oberschlesische Identität.

Ein vierter Block behandelt schließlich ethnische Konflikte außerhalb des mitteleuropäischen Bereiches und kann hier nur ansatzweise wiedergegeben werden: A. Lazzari untersucht die Entstehung einer euroasiatischen Identität in Rußland, T. Walendziak ethnische Aspekte gesellschaftlicher Konflikte in Mexiko und M. Abdalla das Schicksal der assyrischen Minderheit zwischen Kurden und Staatsvolk in der Türkei. P. Urbańczyk behandelt den Gegensatz zwischen Norwegern und Samen, P. Pietrasiak die Rolle ethnischer und religiöser Minderheiten in Vietnam und A. Żukowski ethnische Konflikte in Südafrika.

In einem resümierend-analytischen Bericht faßt S. Szykiewicz den Ertrag der interdisziplinären Diskussion zusammen: Über die Definition einer ethnischen Gruppe habe weitgehend Einigkeit hergestellt werden können; eine Definition, die innerhalb einer Gruppe die Überzeugung a) einer gemeinsamen Abstammung, b) einer gemeinsamen Kultur, c) einer gemeinsamen Kommunikation und Interaktion sowie d) die Hervorhebung der Eigenart einer Gruppe auch gegenüber vergleichbaren Ethnien betone, sei tragfähig und weise gegenüber Begriffen wie „ethnische Minderheit“ oder „nationale Minderheit“ analytische Vorteile auf. Auf die in der polnischen Ethnologie traditionell verbreitete diskriminierende Abstufung zwischen „ethnischer Gruppe“ und „Nation“ werde verzichtet. Für die Existenz einer ethnischen Gruppe erweise sich „Identität“ als Schlüsselbegriff, wobei jedoch der labile Charakter von Identitäten, der subjektive Faktor und die Mobilisierung von Identitäten durch den öffentlichen Diskurs berücksichtigt werden müßten. Ohne einen gemeinsamen Kommunikationsraum sei jedoch keine eine Großgruppe umfassende Identität ausbildbar. Bei der Entstehung von ethnischen Konflikten werde allgemein die artifizielle Genese und deren instrumentelle Nutzung betont; ethnische Konflikte entstünden also nicht, sondern würden jeweils gemacht, wobei jedoch ethnisch-kulturellen Differenzen fundamentale Bedeutung zukomme. Ein Beleg hierfür seien die historischen ethnischen Konflikte. Genaue Analysen von Konfliktvermeidung und -eindämmung in Grenzregionen gäben Mittel für die Beilegung ethnischer Konflikte an die Hand, eine positive Konnotation multiethnischer und -kultureller Gesellschaften helfe aber nicht weiter.

Insgesamt gibt der Band einen instruktiven Überblick über den momentanen Diskussionsstand unter polnischen Ethnologen und Soziolo-

gen zur Frage des Zusammenlebens von ethnisch-kulturellen Gruppen und zur Genese von Konflikten. Englische Zusammenfassungen der Beiträge ermöglichen auch ohne polnische Sprachkenntnisse einen Zugang.

Hans-Jürgen Bömelburg, Warschau

Dieter Blumenwitz, Internationale Schutzmechanismen zur Durchsetzung von Minderheiten- und Volksgruppenrechten. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1997, 229 S. (Forschungsergebnisse der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht. 24); Otto Luchterhandt, Nationale Minderheiten und Loyalität. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1997, 149 S. (Forschungsergebnisse der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht. 26).

Beide zur Besprechung vorliegenden Untersuchungen entstammen Ergebnissen der seit vielen Jahren tätigen Studiengruppe für Politik und Völkerrecht, die bis heute in eine Vielzahl von Monographien und Sammelbänden insbesondere zur Frage des Minderheitenschutzes und der Minderheitenrechte im internationalen Recht gemündet haben. Seit der Wende in Ostmittel- und Osteuropa vor nunmehr zehn Jahren und dem Wiedererstarken bzw. der Wiedergründung der alten ostmitteleuropäischen Nationalstaaten stehen diese Fragen zunehmend im Zentrum der Aufmerksamkeit auch der aktuellen Politik – zumindest sollte man dies erwarten. Nicht umsonst werden z.B. die Beziehungen Rußlands und der baltischen Staaten zentral von der Frage der Staatsbürgerschaft der russischen Bevölkerung im Baltikum geprägt – und z.T. immer noch belastet. Sprachengesetzgebung wie in Estland, Eigentumsübertragungen an Kirchengemeinden wie in Tschechien, Restitutionsansprüche deutscher Vertriebener, Minderheitenrechte (als Vorbedingung?) für die Aufnahme in die Europäische Union – all dies steht aktueller denn je auf der Agenda der europäischen Politik. Um so wichtiger werden Untersuchungen wie die beiden vorliegenden, die beide anstreben, für ihre Einzelthemen mit deutlichen Rückgriffen v.a. auf die Zwischenkriegszeit die rechtliche Basis für ein neues europäisches Minderheitenrecht zu analysieren.

Dieter Blumenwitz' Darstellung von „internationalen Schutzmechanismen“ zum Minderheitenrecht setzt dabei auf einen großräumigen Überblick, den er zuerst chronologisch unterteilt in die Abschnitte: Rechtsschutzmechanismen nach dem Ersten Weltkrieg (S. 29-65), ebensolche

nach dem Zweiten Weltkrieg (S. 66-147) sowie aktuelle Entwicklungen (S. 149-183). Alle drei Bereiche werden sodann systematisch abgehandelt und bieten insgesamt einen routinierten Überblick über die Rechtsformen minderheitlicher Schutzbestimmungen in Europa im Verlauf des 20. Jahrhunderts, vom Autor zurückhaltend „Forschungsbericht“ genannt.

Für die Zwischenkriegszeit steht naturgemäß das Minderheitenschutzsystem des Völkerbundes im Mittelpunkt der Darstellung (S. 31-43). Daneben befaßt sich Blumenwitz aber auch mit den bilateralen Abkommen zu Oberschlesien (S. 43-47), den Ålandinseln (S. 47ff.) und der Memelkonvention (S. 49). Besondere Abschnitte sind der Südtirolfrage (S. 51-65) gewidmet. Seinem Fazit ist dabei uneingeschränkt zuzustimmen, wenn er den Minderheitenschutz des Völkerbundes als „effizient angelegt“ (S. 147) klassifiziert, der sich aber „aus politischen Gründen nicht durchgesetzt“ habe. Die hohe Bewertung der Genfer Konvention für Oberschlesien (S. 147) mit ihrer doppelten Klagemöglichkeit für die betroffenen Minderheitenangehörigen selbst (sowohl innerstaatlich wie auch in der bilateralen Gemischten Kommission und sodann vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag) sollte dazu führen, dieses Schutzinstrument auf seine Möglichkeiten hin zu untersuchen, die so notwendigen Handlungsmaximen für die gegenwärtige Situation nationaler Gruppen in Europa abzuleiten.

Für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet der Autor zum einen bilaterale Schutzsysteme, so anhand der Verträge der Bundesrepublik mit ihren östlichen Nachbarn nach 1990 (S. 69-79). Das noch vielfach unbefriedigende Verfahren der Vereinten Nationen wird ausführlich und in kompakter Form analysiert (S. 81-124). Die Komplexität und Unübersichtlichkeit des Verfahrens wird dabei ebenso deutlich wie die bereits in der Zwischenkriegszeit immer wiederkehrende Frage nach der Praktikabilität eines globalen Minderheitenschutzsystems. Die entsprechenden Regelungsmechanismen in EU und OSZE scheinen jedenfalls – für den Historiker – nicht unbedingt geeignet, der Problematik entscheidende positive Impulse zu verleihen (s. dazu auch insbes. S. 143-146).

So bleiben auch die von Blumenwitz beschriebenen „aktuellen Entwicklungen“ auf internationaler wie nationaler Ebene (bei letzterer konzentriert auf Polen, Tschechien, die Slowakei, Ungarn und Rumänien; S. 163-181) eher Schritte auf einem Weg hin zu einem zukünftigen europäischen Minderheitenschutz (S. 149-184).

Die abschließende Dokumentensammlung (S. 191-229) stellt ein wichtiges Instrument für die Forschung, insbesondere aber für die Lehre und weitergehend Interessierte dar.

Einen ebensolchen Quellenanhang (S. 127-142) enthält der zweite zu besprechende Band, der hiermit ebenfalls empfohlen wird. Der Hamburger Völkerrechtler Otto Luchterhandt untersucht darin einen zentralen Faktor der Beziehungen eines Staates zu seinen Minderheiten: die Loyalität der Nationalitäten als Gruppen von Staatsbürgern. Auch Luchterhandt geht dabei chronologisch vor. Zuerst werden in einem historischen Teil (S. 25-55) recht kurz einige Facetten des Loyalitätsgedankens erörtert. Gerade die Darstellung der Zwischenkriegszeit hätte man sich dabei ausführlicher gewünscht, denn die vorangestellte Trennung in religiöse und nationale/ethnische Minderheiten greift im Sinne einer historischen Systematik in dieser Zeit nicht mehr. So steht als einziges Beispiel die Vertreibung der Sudetendeutschen aus der Tschechoslowakei im Mittelpunkt der Betrachtung (S. 43-55). Man hätte mehr Einzelfälle erwartet und im genannten Falle eine deutlichere Einbeziehung auch der politischen Rahmenbedingungen der Tschechoslowakei, die sich wohl mitnichten ausschließlich auf die Loyalitätsfrage als Grund für die Vertreibung nach 1945 reduzieren lassen. Die reine Binnenstruktur eines angeblich die gesamte Zwischenkriegszeit durchziehenden „Un-Verhältnisses“ zwischen tschechischem Staat und Sudetendeutschen als Grund für die Vertreibungen zu nehmen, vernachlässigt die Makrostruktur des europäischen Systems zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion, in welchem sich die Tschechoslowakei spätestens ab 1944 befand.

Das Buch besitzt seine stärksten Bereiche eindeutig in den systematischen Überlegungen zur Verankerung der staatlichen Loyalitätsforderung an die Minderheiten (S. 60-85). Die darin angelegten Überlegungen zur Vorbedingung von Loyalitätspflicht und Minderheitenrecht geben für interdisziplinäre Untersuchungen zur Minderheitenproblematik fruchtbringende Erkenntnisse. Die daran anschließenden Gedanken zu „Minderheitenverhalten im Spannungsfeld von Loyalitätsforderung und nationalem/ethnischem Selbstbestimmungswillen“ (S. 85-111) verlassen ebenfalls ausgetretene Pfade. Hierbei wären seitens der historischen Minderheitenforschung Überlegungen zum Spannungsfeld von „Selbstbestimmungswillen“ und Selbstbestimmungsrecht angebracht. Die ungeprüfte Übernahme des letzteren Begriffes verstellt auch in der modernen Minderheitenforschung vielfach noch den Blick auf die subjektiven Komponenten der Politik nationaler Bewegungen insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg.

In 14 (!) durchaus kritisch zu würdigenden „Thesen zur ‚Loyalitätspflicht von nationalen/ethnischen Minderheiten‘“ faßt Otto Luchterhandt sodann seine Ergebnisse zusammen (S. 123 ff.). Daß er dabei das Minderheitenrecht als „die Verwirklichung des Menschenrechts der Angehörigen

nationaler/ethnischer Minderheiten“ (S. 123) bezeichnet, dürfte wohl unumstritten sein. Die juristisch eindeutig beantwortete Frage nach der Wertigkeit der Loyalitätspflicht in diesem Zusammenhang bringt einen Historiker jedoch zum Widerspruch: Wenn – wie Luchterhandt meint – „der fremdnationale Staat (...) von den Angehörigen nationaler/ethnischer Minderheiten die Aufbringung von Loyalität nur fordern und erwarten (kann), wenn er ihnen gegenüber mit der Gewährleistung jener Mindeststandards in ‚Vorleistung‘ tritt“ (S. 123), so sollte man sich in der historischen Rückschau z.B. auf den Konsens der Weimarer Gesellschaft gegen den polnischen und den tschechoslowakischen Staat und die unleugbaren engsten Beziehungen Berlins zu seinen konnationalen Gruppen in Polen oder auch in der Tschechoslowakei die Frage stellen, ob man nicht auch hier das europäische Beziehungssystem unzulässig ausblendet, anders gesagt: ob nicht aus der Erfahrung der letzten 100 Jahre die *Gleichwertigkeit* beider Verpflichtungen begründet werden sollte (s. dazu auch These 11 und 12). Denn bis heute haben wir jene „Mindeststandards“, von denen Luchterhandt spricht, nicht definiert, sind sie abhängig von der jeweiligen Sichtweise der Minderheiten, der Mehrheit, des Heimatstaates wie eventueller konnationaler Staaten. Würde man Luchterhandt uneingeschränkt folgen, so bliebe in der Verbindung dieser These 4 zu seiner These 5, in welcher er die „exklusive Bindung der Minderheit an den fremdnationalen Heimatstaat“ (S. 124), d.h. die Distanzwahrung gegenüber dem konnationalen Staat, als integralen Bestandteil moderner bilateraler Nachbarschaftsverträge beschreibt, die Frage nach der Ausgestaltung *internationaler* Minderheitenschutzsysteme offen. Ein derartiges internationales System ist aber – betrachtet man seine These 6 – unabdingbar, will man eine Instanz, die sanktionierend in Loyalitätskonflikte zwischen Minderheit und Heimatstaat eingreift. Selbst die o.g. Genfer Konvention für Oberschlesien kam neben ihrem vorbildlichen bilateralen Instrumentarium mitnichten ohne eine solche nicht mehr in der Verfügung der Kombattanten stehende Instanz aus.

Vergleichbare Probleme ergeben sich bei These 8, die die Loyalitätsforderung ausschließlich auf den *einzelnen Minderheitenangehörigen* (bei korporativ organisierten Nationalitäten auch auf die Vertretungsorgane) angewendet sehen will. Dies greift nicht mehr, wenn man für nationale Minderheiten *kollektive Rechte* fordert. Auch hier wäre anhand der historischen Beispiele, insbesondere der Kulturautonomiegesetzgebung in Estland nach 1925, eine neuerliche Prüfung angebracht. Hingegen steht außer Zweifel, daß ausschließlich der in These 14 geforderte „Ausbau des internationalen Minderheitenrechts und Minderheitenschutzes“ (S. 125) eine Entspannung, ggf. sogar eine Lösung der ungebremsten nationalen

Konfliktpotentiale zwischen Minderheiten und Mehrheiten zu erreichen in der Lage sein wird. Darin primär das „wirkungsvollste Instrument zur Entschärfung von ‚Loyalitätsklauseln‘“ zu sehen, greift aus historischer Sicht dagegen zu kurz.

Sabine Bamberger-Stemmann, Lüneburg

Michael Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ von 1931–1945. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 1999, 887 S.

Um es vorab zu sagen, dieses Buch macht den Rezensenten ratlos. Zweifellos bereichert Fahlbuschs Studie mit einer Fülle von Informationen unser Wissen über die Wissenschaften im Dritten Reich, die sich unter dem Leitbegriff der „Volksforschung“ mit dem „Deutschtum“ in den Grenzgebieten Deutschlands und jenseits der Grenzen befaßten. Ihren Aufschwung hatte diese Volksforschung bereits in den 20er Jahren genommen, dabei war der politische Impuls zur Revision von Versailles im Westen wie im Osten Deutschlands unverkennbar. Fahlbusch informiert auf knapp 900 Seiten mit einem klaren Gliederungsraster handbuchartig über die fünf bzw. seit 1942 sechs „Forschungsgemeinschaften“, über ihre Organisationsstruktur und Handlungsfelder. Chronologisch teilt er seine Untersuchung in „Friedenseinsatz“ und „Kriegseinsatz“ und schließt ein kurzes Kapitel über die „Sicherstellung der Materialien“ nach 1945 an.

Dennoch stellt sich schon bei der Lektüre des Titels eine Irritation ein. Wenn man die Frage „Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik?“ als untersuchungsleitende Hypothese versteht, sollte man doch nach knapp 900 Seiten eine – zumindest vorläufige – Antwort erwarten. Eine solche Aussage sucht man jedoch vergebens. Stattdessen wiederholen sich stereotype Wertungen, aber ihre Verknüpfung bleibt mit den Befunden undeutlich. Schon in der Beschreibung der Ausgangslage (!) schreibt Fahlbusch recht apodiktisch: „Während der Kriegszeit schließlich entwickeln sich die VFG (Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften; J.H.) zu einem wissenschaftlichen Brain trust, der der SS angegliedert wurde. Die kulturhistorisch ethnographische Forschung, auch Volkstumsforschung genannt, diente der Vorbereitung des Holocaust“ (S. 20). Kaum anders liest es sich in der Zusammenfassung: Dort spricht er von einer Teilnahme „an der wissenschaftlichen Beihilfe zum Holo-

caust“ (S. 788); an anderer Stelle heißt es, die Wissenschaftler „antizipierten mit ihren Denkschriften gezielt die Vernichtung“ (S. 796). Hier zeigt sich ein Dilemma der Untersuchung, denn anscheinend versucht Fahlbusch, angestachelt durch die hitzige Diskussion der letzten Jahre, Belege für die Verwicklung der Wissenschaftler in die nationalsozialistischen Verbrechen zusammenzutragen, jedoch reichen die Ergebnisse seiner umfangreichen Recherchen zu einer hieb- und stichfesten Anklage offensichtlich nicht aus. An die Stelle der Belege durch Quellenbefunde tritt dagegen die monotone Wiederholung der Ausgangsthese. Möglicherweise hat Fahlbusch mit der Fixierung darauf eine genauere Untersuchung des Verhältnisses zwischen Politik und Wissenschaft, nach der er ebenfalls fragt, aus den Augen verloren.

Schließlich kann angewandte Wissenschaft oder wissenschaftliche Politikberatung allein wohl kaum als Skandalon bezeichnet werden, entspricht sie doch dem modernen Selbstverständnis zahlreicher Disziplinen. Bei Fahlbusch wird aus den politischen Aktivitäten der Wissenschaftler die rationale bürokratische Struktur, die das polykratische Machtgefüge des Nationalsozialismus trägt, werden die Wissenschaftler zu den eigentlichen Drahtziehern der Vernichtungspolitik. Selbst wenn diese These gesellschaftswissenschaftlich zu begründen wäre, müßte doch der Wissenschaftshistoriker fragen, wozu die Forschungen konkret dienen sollten, und vor allem, wie die NS-Behörden diese Forschungen genutzt haben. Um ein Beispiel zu nennen: Fahlbusch führt an, daß die Publikationsstelle Dahlem eine Kopie der Deutschen Volksliste führte und diese ordnete (S. 568). Welche Konsequenzen das hatte oder ob dies allein eine Sicherheitsmaßnahme der vorgesetzten Behörde, des Innenministeriums war, bleibt jedoch offen. Wichtig wäre eine Antwort auf die Frage, ob durch Listen der Publikationsstelle Personen verhaftet, selektiert oder ermordet wurden. Um nicht falsch verstanden zu werden, ich bestreite die Möglichkeit solcher Zusammenhänge nicht per se, möglicherweise hätten sich manche Wissenschaftler auch stärker in der nationalsozialistischen Besatzungs- und Vernichtungspolitik engagiert, wenn sie ihre Vorstellungen bei den entsprechenden Stellen hätten durchsetzen können, aber des Nachweises im einzelnen kann der Historiker nicht enthoben werden.

Auch unterbleibt eine Problematisierung dessen, was unter Volksforschung eigentlich zu verstehen ist. Die oben genannte Deutung hilft gewiß nicht weiter, ganz offensichtlich waren „Volksgeschichte“ oder „Volksforschung“ Schlagwörter, die auch recht konventionelle Wissenschaftsansätze aktuell erscheinen lassen sollten. Und noch ein Punkt fordert Widerspruch heraus: So schreibt Fahlbusch über die Kunsthistoriker Frey und Grundmann, sie seien deshalb bedeutend, weil sie nach 1945

dem Johann Gottfried Herder-Forschungsrat angehörten (S. 48). Sicher ist die Kontinuität über 1945 hinaus ein wichtiges Thema, dem Fahlbusch aber recht wenig Platz einräumt. Wenn jedoch aus ihrer Stellung nach 1945 auf ihre Rolle vor 1945 geschlossen wird, trägt das zur Aufklärung der nationalsozialistischen Vergangenheit weniger bei als eine Analyse des „volksgeschichtlichen“ Gehalts ihrer Arbeiten.

Es soll jedoch nicht das Positive der Studie übersehen werden: Fahlbusch schildert die Entstehungsphase des Modells „Forschungsgemeinschaft“ 1931, er macht die Parallelen in den Strukturen und die unterschiedlichen Gewichte der einzelnen regionalen Organisationen deutlich. So läßt sich erkennen, daß die Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft die weitaus größte und aktivste der volksdeutschen Forschungsgemeinschaften war, die auch deshalb eine Sonderstellung einnahm, weil sie an bereits bestehende Strukturen innerhalb der preußischen Archivverwaltung anknüpfen konnte. Deutlich werden auch die Schnittstellen zu den beteiligten Ministerien. Einleitend schreibt der Verfasser, er habe sich dieses Themas erst entäußern können, nachdem er seine Unterlagen weggeworfen hatte. Die Durcharbeitung dieser Materialfülle hat er jedoch anderen Historikern als Aufgabe überlassen. Daß sein Material genutzt wird, bleibt zu hoffen.

Jörg Hackmann, Greifswald

Bernard Linek, „Odniemczanie“ wojewodztwa śląskiego w latach 1945–1950 (w świetle materiałów wojewódzkich) („Ent-Germanisierung“ der Wojewodschaft Schlesien in den Jahren 1945–1950 [unter Berücksichtigung der Materialien des Wojewodschaftsarchivs]). Opole: Instytut Śląski 1997, 148 S.

The end of World War II seems not to have been any „hour zero“ – a new beginning in Upper Silesia. One tends to be forgetful of the fearsome continuity between the national socialist reality of the Third Reich and its communist counterpart in the Soviet bloc. Several years ago Sebastian Siebel-Achenbach pointed out this fact in his extensive study on Lower Silesia.¹ But only recently, since the dust had largely settled down after

¹ Sebastian Siebel-Achenbach, *Lower Silesia from Nazi Germany to Communist Poland, 1942–1949*. New York 1994.

the disorienting event in the form of the fall of communism in 1989, scholars began to reinterpret the half-a-century-long history of the unexpectedly short-lived „socialist camp“ in a broader comparative context.

To use the phrase of the late anthropologist especially renowned as a researcher of nationalisms of all hues, Ernest Gellner, the reality of the „really existing socialism“ was less of the officially preached internationalism than of the unholy alliance of „the Reds and the Browns“ (i.e. communists with nationalists).² Hence, to do justice to the fact, the political systems of the East Central European³ states under the Soviet dominance are described as various „national communisms or socialisms“.⁴ This term explicitly indicates close parallels with national socialism of the Third Reich. What is more, both the totalitarianisms of the Soviet Union and Hitler’s Germany showed uncanny provenances so clearly visualized by the exhibition of German and Soviet art from the 1920s and 1930s organized at Berlin in 1996.

Similarities became even more striking when during the „Great Fatherland War“ against the German invasion (1941–1945) Stalin used the nationalist mysticism of the Orthodox Church to bolster the patriotic feeling of the Russians, Ukrainians and Belorussians weakened by the random and excessive bloodletting of the purges. Moreover, the Pan-Germanist/Great-German imperialist expansionism of the Third Reich Moscow closely emulated having constructed the Soviet bloc in 1944–1948 which it legitimized with the rhetoric of „socialist internationalism“ underpinned with Pan-Slavism/Slavophilism – once so influential among the Slavic peoples of Austria-Hungary and the Dual Monarchy’s Slavic successor states.

Nationalism also proved useful in the process of Sovietization of the East Central European states of the Soviet bloc, as it gave the local Moscow-ordained communist elites a modicum of legitimacy indispensable for carrying out a successful communist take-over and fortifying their subsequent rule under the tutelage of the Soviet Union. In the case of Poland the leitmotiv of this line was the incorporation of the *deutsche Ostgebiete* (German territories east of the Oder-Neisse line) into the territory of the new Poland truncated of its eastern lands (*Kresy*) by Moscow on the basis of the Ribbentrop-Molotov Pact tacitly approved by the Allies in its part concerning the Soviet Union’s territorial gains.

² Ernest Gellner, *Nationalism*. London 1997, passim.

³ I follow the geographically malleable extent of East Central Europe as used in: *A History of East Central Europe*, hrsg. v. P.F. Sugar u. D.W. Treadgold. Seattle/London 1974 ff.

⁴ Norman Davies, *Europe: A History*. Oxford/New York 1996, S. 1308.

Neither significant Polish political groups, institutions nor statesmen either communist or anti-communist, residing in Poland or émigré, questioned the incorporation of the German lands dubbed by Poland's communist-cum-nationalist propaganda as the „Recovered⁵ or Piast⁶ Lands“ („*Ziemie Odzyskane/Piastowskie*“) in preference to the unemotional notion of the „western and northern lands“ („*ziemie zachodnie i północne*“) current in Polish publications especially after 1989. Actually the postwar Poland together with its all-important Roman Catholic Church became a docile hostage in the hands of Moscow – the only guarantor of the new *status quo* which was reaffirmed on the ground of international law only through the Two Plus Four accord (1989/90) and the Polish-German border treaty (1990).

In 1945–1949 Moscow made a deft use of not too vociferously anti-communist Polish nationalists and Polish communists of nationalist leanings, first, to seize the power in the country, and, second, to facilitate the incorporation of the *deutsche Ostgebiete*. When the goals were achieved, the somehow anti-nationalist and pro-internationalist course stipulated by the intensified Sovietization of Poland, opened with the phasing out of the Ministry of the Recovered Territories (*Ministerstwo Ziem Odzyskanych*) in 1949 and the 1951–1954 incarceration of Władysław Gomułka who had stood at the helm of the ministry. The process also entailed the influx of Soviet officers and specialists into the Polish military forces and economy, respectively. On the top of that the Red Army general Konstanty Rokossowski was made into Poland's minister of defence in 1949 and into the vice-president of Poland's Council of Ministers in 1952.

The system started to crumble with the death of Stalin (1953) and was significantly overhauled after the events of 1956 in Poland and Hungary. Rokossowski and most of the Soviet officers and specialists returned to the Soviet Union whereas Gomułka was given the control of Poland commencing the period of indirect Soviet rule in Poland which lasted until 1989 and sought legitimization in upholding this strain of Polish nationalism which was anti-German and, at least, neutral if not friendly to the Soviet Union.⁷

⁵ The adjective „recovered“ emphasizes the myth of Polish nationalism that historically and ethnically speaking all the *deutsche Ostgebiete* used to be Polish and that their „return to the Polish motherland“ was an expression of „historical justice“. Also see note 6.

⁶ The adjective „Piast“ is derived from the first Polish dynastic House of Piast whose realm relatively shortly comprised some (and *never* all) of the *deutsche Ostgebiete* before the 14th century when Poland(-Lithuania) started expanding eastward. This geographical inclination prevailed in the Polish political tradition until 1945.

⁷ Tadeusz Mołdawa, *Ludzie władzy 1944–1991* (Menschen an der Macht 1944–1991). Warszawa 1991, *passim*.

Linek's work concentrates on the period 1945–1950 when communists and nationalists worked hand in hand to further „de-Germanization“ and Polonization of the postwar Silesian Voivodeship. For the government of the new Poland, it was the most difficult region to deal with, because:

- from the geographical point of view it embraced parts of the *deutsche Ostgebiete* (i.e. the prewar Oppeln Regency) as well as Poland's prewar Silesian Voivodeship (i.e. the eastern part of Upper Silesia granted to Poland after the 1921 plebiscite) and the adjacent non-Silesian territories (i.e. mainly the Dąbrowa industrial basin which had been already incorporated into the wartime Province of Upper Silesia – largely corresponding to the postwar Silesian Voivodeship);
- from the ethnic point of view the voivodeship housed Polish settlers from central Poland, Polish expellees from the *Kresy*, local Polish population in the non-Silesian areas, the inhabitants of the prewar Silesian Voivodeship (most of whom acquired German citizenship having been inscribed onto the „Deutsche Volksliste“ [DVL]), and most of the inhabitants of the prewar Oppeln Regency (i.e. German citizens claimed by Warsaw under the label of „Autochthons“ as ethnic Poles since they were indispensable for running the Upper Silesian industry and improved populating and „proving“ „perennial Polishness“ of the *deutsche Ostgebiete*);
- from the economic point of view, the huge industrial complex (second on the continent only to the Ruhr) provided some one-third to a quarter of Poland's GDP during the immediate decades after the war, and as Germans and Soviets had been careful not to destroy it during hostilities for the sake of its valuable production, Warsaw wished to retain as much of the local population as possible in order to sustain and increase the output badly needed for reconstructing the country and then for fortifying the military prowess of the Soviet bloc.

In order to tackle the staggering diversity of the voivodeship, general Aleksander Zawadzki was nominated to the rank of the voivode. He came from the Dąbrowa industrial basin where communists had enjoyed popular support already before the war. As a non-Silesian and influential communist,⁸ he was well cut for this job which entailed a high degree of

⁸ During the war he held a plethora of top positions in the Polish forces and communist organizations in the Soviet Union; vgl. ebenda, S. 445f.

arbitrary use of power⁹ (obviously accepted by the central government) without which the policy of *faits accomplis* (at which communists excelled and thanks to which succeeded in the task of building the Soviet bloc) would not be possible. Moreover, he and his apparatus overwhelmingly derived from the Dąbrowa were undoubtedly Polish unlike the rest of the voivodeship's population. This qualification was enough to entrust Zawadzki and his supporters with homogenization of the voivodeship so that the region would become an indistinguishable part of the Polish nation-state, finally „cleansed“ of all the „alien element“.

The frightful logic of the ideology of nationalism (most rampant in the ethnically mixed areas not lending themselves to an overhaul into state entities which would correspond to their presupposed ethnic counterparts) did not show up in the Polish studies on Upper Silesia because the researchers despite their access to archival records could not write in an objective manner hampered by the censorship guarding the compliance with the orthodoxy spelled out by propaganda. Consequently, West German scholars who could not get hold of the records had to base their research on Polish publications and appended them with usually one-sided relations of *Vertriebene* (expellees from the *deutsche Ostgebiete*).¹⁰ The resultant pictures of the postwar years of Upper Silesia were then at least as much different from each other as from the reality of the period as reflected in the archival records.

Linek's monograph based on an intensive and several-year-long research on these records brings a completely new view which stands a fair chance of not only rectifying the ideologically-perpetuated myths and errors in relation to the history of Upper Silesia, but also of contributing to the reconciliation between German and Polish historiographies in this respect so as to follow the earlier statements of the politicians to this end.

Due to the fact that most decisions directed at national homogenization of the Silesian Voivodeship were taken at the voivodeship's capital of Katowice hardly ever with seeking any formal assent to them from the central government (preoccupied with the establishment of an effective administration throughout the state, expulsions of millions of Germans and battling the democratic opposition), Linek examined the holdings of the State Archives in Katowice where the records of the Silesian Voivo-

⁹ The very prominent use of this tacit prerogative of his, Zawadzki made to alter the name of the Silesian Voivodeship into the Silesian-Dąbrowa one. The latter became current in the popular speech and prevails to this day in historiography, though the change was not supported by issuance of any legal document.

¹⁰ Bernard Linek, Chapter Six, in: *The Politics of Ethnicity in Central Europe*, hrsg. v. Karl Cordell. London/New York (im Druck).

deship Office Authority („Urząd Wojewódzki Śląski“) are stored. In order to see how the decisions were implemented at the local level he delved into the holdings of the State Archives in Opole, on the five counties (*powiaty*) predominantly inhabited by the local Upper Silesian population, as well as on the municipality of Opole and the Civic Committee of the Poles in Opole Silesia¹¹ („Komitet Obywatelski Polaków Śląska Opolskiego“, KOPŚO). The KOPŚO was responsible for working out a method how to successfully ennationalize the inhabitants of the prewar Oppeln Regency claimed to be Poles by the propaganda.

The findings were appended with the perusal of governmental gazettes of the state administration of various levels and the office gazette of the Apostolic Administration of Opole Silesia besides numerous monographs.

The focus of this work is on the policy of „de-Germanization“ („odniemczanie“), therefore, it necessitates contrasting it against the term of „re-Polonization“ („repolonizacja“) frequently, though mistakenly, used as the synonym of the former. Both the terms were introduced by the official propaganda. De-Germanization denotes all sorts of activity undertaken by the state authorities and sociopolitical organizations co-operating with them, aimed at displacing the population recognized as German, and eradicating the „remains“ of German culture. The policy also included the struggle against any pro-German attitudes among the Upper Silesian population that remained in their region. On the other hand, the policy of „re-Polonization“, apart from settling Polish expellees/settlers in the *deutsche Ostgebiete* and segregating, in the case of Upper Silesia, the local population into Germans and Poles (i.e. „Autochthons“), wished to overhaul the latter into „genuine Poles“.

De-Germanization is a quite straightforward term. It accepted the reality of Upper Silesia which was overwhelmingly German in culture, language and ethnicity at least in the case of the prewar Oppeln Regency. „Re-Polonization“, quite on the contrary, implicitly assumed that Upper Silesia had always been Polish and that most of its inhabitants were ethnic Poles who even may not be aware of their Polishness but it did not make them into Germans because the „thin veneer of Germanness only covered the robust core of Polishness“. As de-Germanization was what it said, it would be more appropriate to speak rather of Polonization than „re-Polonization“ of Upper Silesia.

¹¹ The Polish interwar propaganda introduced the term of „Opole Silesia“ for designating this part of Upper Silesia which stayed with Germany, in order to avoid using the German term of „German Upper Silesia“ for this region and to „prove“ its Polishness. Thus, after 1945, it became a handy label for this part of the Silesian Voivodeship which had happened to be the prewar Oppeln Regency.

The closely related policies of de-Germanization and „re-Polonization“ stemmed from the homogenizing efforts (curbed by the Geneva Convention in 1922–1937) applied by Warsaw and Berlin to their respective parts of Upper Silesia in the interwar period and paralleled the German national policies as conducted in the enlarged wartime Province of Upper Silesia. The latter summed up in the prohibition of the Polish language, culture, education and press in every sphere of life. The next step was Germanization of place and personal names which was followed by through Germanization of the population. Moreover, on the territory of the prewar Silesian Voivodeship the population was segregated with the use of the instrument of the DVL, and those falling out of its brackets (i.e. Poles who arrived in the voivodeship in the period 1922–1939) got expelled to the Generalgouvernement. It was planned that after the war the so-achieved Germanness of the region would be reinforced with further expulsions, settling of hundreds of thousands of families from the heart of the Reich and „advanced Germanization“ of the local population through prolonged sojourns in the very same heart.¹²

The prelude to de-Germanization of Upper Silesia was the onslaught of the Red Army which from January to March 1945 engulfed almost all the region. A significant segment of the population was evacuated, fled on their own or lost their lives in the hostilities. However, most of those who worked in the industry stayed as the basin had to produce for the sake of the German war effort till the very coming of the Red Army. The intimidation of the population ensured by the calculated brutality of the front line troops, the NKVD took over the administration and extended the German system of forced labor and concentration camps in order to secure the rear.

From the chronological point of view, this is the opening scene of Li- nek's book on the cover of which there is a photo of the gutted market square of Rosenberg, which is unmistakably still a German town. Soon it was to be changed into the Polish Olesno with the coming of Polish administration, settlers and expellees as well as with the implementation of de-Germanization.

At first, de-Germanization was understood as the expulsion of the German population very much in line with the logic of building the nation-state which Zawadzki expressed having remarked „we want to build a nation-state not a nationalities' one“. Even before the Allies approved „population transfers“ at the Potsdam conference, the voivode ordered removals of Germans from farms to be given to Polish expellees, the re-

¹² Tomasz Kamusella, Chapter Five, in: *Politics* (wie Anm. 10) (im Druck).

moved ones were to be sent to forced labor camps or as free agricultural workers to the countryside. Moreover, German „ghettoes“ were to be established in urban areas.

Later when expulsions were a foregone conclusion, it was gradually prohibited for Germans to reside on the territory of the prewar Silesian Voivodeship and in the towns of the prewar Oppeln Regency. The network of camps inherited from the NKVD remained the instrument of intimidation (and in certain examples even of extermination)¹³ besides becoming the basis for segregating the population and carrying out the expulsions. The very first ones to be expelled were German civil servants, teachers, intellectuals and clergy perceived as the main bearers of German culture. It was more difficult with the rest of the population who was to be mostly retained and polonized. The majority of those inscribed on the DVL was „rehabilitated“ whereas most of the „inhabitants“ of the prewar Oppeln Regency were „verified“ as Poles. Those who in the processes of rehabilitation or verification were confirmed to be Germans had to be expelled.

At the same time it was prohibited to use German by Poles and those rehabilitated/verified as Poles, and the actions of changing German/Upper Silesian place and personal names into Polish ones commenced. The authorities were assisted in their activities by the anti-German feeling still strong among the Polish expellees and settlers flowing into the Silesian Voivodeship as well as by the intimidation of the local population afraid of expulsion.

The expulsions largely over in 1947 and the disillusion with communist Poland growing among the local population victimized by the authorities and frequently humiliated in the process of rehabilitation/verification, many of them began to feel and express their closeness with the German culture and nation rather than with „such a Poland“. Some, who had already managed to reestablish contacts with their family members in Germany, wanted to be reclassified as Germans in order to leave Poland. The voivodeship authorities dubbed this phenomenon as „recurrence of Germanness“ (*„nawrot niemczyzny“*), and identified as the culprits the following groups: the unexpelled Germans, crypto-Germans and persons of Polish origin who got germanized. Those of the two latter categories were to be identified through their behavior, i.e., if they did not remove German inscriptions, corresponded with their relatives in Germany,

¹³ Vgl. Heinz Esser, *Die Hölle von Lamsdorf. Dokumentation über ein polnisches Vernichtungslager*. Dülmen 1977; Gerhard Gruschka, *Zgoda – ein Ort des Schreckens*. Neuried 1996; John Sack, *An Eye for an Eye: The Untold Story of Jewish Revenge Against Germans in 1945*. New York 1993.

spoke in German in public or private, expressed sympathy and helped Germans and German POWs. Should culprits persist in their unorthodox behavior the authorities could warn them, change their job/flat for a worse one, remove from an office, repeal their licence to operate a company/restaurant, fine, or even send them to the forced labor camp at Gliwice especially earmarked for this group of offenders.

The aforementioned repressions would have been successful only if most of the voivodeship population had engaged themselves in spying on their neighbors. It was largely impossible in these countryside areas overwhelmingly inhabited by the local population, and even in other areas people more and more wanted to go on with their lives than to engage in a plethora of various campaigns devised by ideologues. In this situation, in October 1947, Zawadzki decided to establish „Civic Control Commissions“ (*„Obywatelskie Komisje Kontrolne“*, OKKs), in every locality. Their task was to remove all the remaining German inscriptions from buildings, houses and flats, find out shop signs with German personal names and make the owners of the establishments change them into Polish ones, control restaurants and shops to see if their owners did not use ashtrays, crockery, cutlery, coasters, packing paper, advertisements with German inscriptions and cause removal of the inscriptions, carry out similar controls in private houses and flats, and press clergy to remove German inscriptions from graves and roadside figures and crosses.

The new stage of de-Germanization was marked by certain laxness which, in spring 1948, demanded establishment of the „County Control Commissions“ (*„Powiatowe Komisje Kontrolne“*), to oversee the activities of the OKKs, as well as to probe into the issue of secret teaching of German, control change of personal names and issue opinions on pro-German attitudes and behavior during the war of persons undergoing late verification. The final removal of all the „German traces“ was to be completed by 22 July 1948 (i.e. the fourth anniversary of the establishment of the first Polish communist government). However, somewhat longer removal of German inscriptions from graves continued along with the action of cleansing the voivodeship from German books, which had commenced in April. The dearth of progress in this late de-Germanization was even noticed by the MZO, which in April recommended taking steps to abolish the German language, remove the remaining German inscriptions, polonize personal names and battle all the remains of the „Germanizing and Hitlerian ideology“.

After the transfer of Zawadzki from Katowice to the central government in October 1948, de-Germanization was pushed away to the back burner. There occurred punishment against culprits guilty of expressing

„pro-German attitudes“ still in 1949 and 1950, but less and less. Due to the official view that de-Germanization had been successfully completed, nationalism was being replaced with the rhetoric of internationalist socialism in the activities of the administration. However, the success was only partial. De-Germanization assumed removal of the external traces of German culture and doing away with pro-German attitudes. The former goal was achieved but the latter not.

Gradually more and more people used German, expressed preference for German culture over the Polish one and desire to leave for the Federal Republic of Germany (dubbed as the „true Germany“), as well as wished to renounce Polish citizenship gained through verification/rehabilitation. This growing emigratory pressure had to be relieved at the beginning of the 1950s with departures of single persons and mothers with children to their families and husbands residing either in the FRG or the GDR. It was the end of any active ennationalizing policies on the part of the Polish state in Upper Silesia. The only remaining instrument in the hands of the authorities was limitation of the emigration to both the Germanies, which unabatedly continued until 1991. Consequently, the five years of de-Germanization and „re-Polonization“ proved to be much more effective at turning Upper Silesians into Germans than many decades of Germanizing efforts which had started in earnest after the establishment of the Little German nation-state in 1871.

The thoroughly researched study of Linek not only constitutes the basis for further research into the social, political and economic reality of Upper Silesia in the latter half of the 1950s, but the very springboard for delving into the changes of the reality up to the fall of communism, as well as into the ethnic transformations of the local population of Upper Silesia. With that knowledge, one would not have been surprised by the re-emergence of the German minority in 1989 or the attempts at building an Upper Silesian nation (1997).

One can only hope that this significant contribution into the modern history of Silesia and Central Europe will be translated at least into German, because then it would not be condemned into oblivion, accessible only to a narrow group of international scholars versed in the Polish language. Also researchers interested in comparative studies on ennationalizing policies and methods of ethnic cleansing would find this book extremely useful for it is lucidly written and, above all, solidly grounded in the primary sources in the very good manner of *mitteleuropäische* scholarship.

And last but not least, it is remarkable that this publication was brought out by the Instytut Śląski, initially established in 1934 at Kato-

wice, and re-established at Opole in 1957. The very aim of the institute, which took precedence over scholarship, was to bolster Polishdom in Upper Silesia. This service-orientedness of the Instytut Śląski continued well into the first half of the 1990s despite the groundbreaking changes which followed the fall of communism. In the face of the re-emergence of the German minority in Upper Silesia, many scholars of the institute began furthering the thesis on the „inherent hypocrisy“ of the movement as if prompted exclusively by assistance flowing from Germany. Let us hope that in the second half of the decade Linek's study is a harbinger of the reversal in the Instytut Śląski's attitude from running errands for some ideologies, for the sake of the pursuit of objectivity and excellence in research.

Tomasz Kamusella, Kędzierzyn-Koźle

Maria Podlasek, Wypędzenie Niemców z terenów na wschód od Odry i Nysy Łużyckiej. Relacje świadków (Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und der Lausitzer Neiße. Zeugenberichte). Warszawa: Wydawnictwo Polsko-Niemieckie 1995, 203 S., 16 Abbildungen.

Die Bedeutung dieses schmalen und bescheiden aufgemachten Buches liegt für den deutschen Leser nicht so sehr in dem, was es ihm inhaltlich mitzuteilen hat, denn es stützt sich im wesentlichen auf deutschsprachige Veröffentlichungen, die dem Interessierten hierzulande schon seit längerem bekannt sein können; wichtig ist es vielmehr im Hinblick auf die Rolle, die es in der innerpolnischen Diskussion spielt. Podlasek hat einen der ersten seriösen und mutigen Versuche unternommen, das jahrzehntelang tabuisierte Thema der Vertreibung der Deutschen – auch unter diesem Begriff – offen gegenüber ihren Landsleuten anzusprechen, ihnen naheulegen, doch einmal „in die Haut eines Deutschen“¹ zu schlüpfen, die Ereignisse nicht nur mit der Absicht historisch-politischer Rechtfertigung zu betrachten, sondern sich den Schicksalen der betroffenen Menschen zu stellen.

¹ Vgl. Maria Podlasek, W skórce Niemca (In der Haut des Deutschen), in: Polityka Nr. 20 vom 15. Mai 1993, S. 16-22; der Artikel rief eine heftige Leserbriefdebatte hervor.

Die Autorin rezipiert vor allem den ersten Band (in drei Teilbänden) der „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“, der dem heute zu Polen gehörenden Territorium und dem nördlichen Ostpreußen gewidmet ist,² und fügt ihrer eigenen Darstellung umfangreiche Zitate aus den Erlebnisberichten bei. Damit würdigt sie auch den wissenschaftlichen Wert dieser Quellensammlung, die Sachkennern in Polen ja auch schon vor 1989 bekannt war, aber seit ihrer Erstveröffentlichung in der Regel nur als revanchistisches Machwerk verunglimpft wurde. Es ist bewundernswert, daß es der Verfasserin gelungen ist, die wichtigsten Aussagen der fast 2000 Seiten, die allein Band I der „Dokumentation der Vertreibung“ umfaßt, auf weniger als 200 Seiten wiederzugeben; daß dabei manche Differenzierung unterbleibt, auch Vereinfachungen oder Irrtümer vorkommen, ist verständlich. Das Buch kann und will die weitere Forschung und öffentliche Diskussion nur anregen, nicht ersetzen.

Zwei Drittel des Umfangs nimmt die Schilderung des Vertreibungsvorgangs zwischen 1944 und 1951 ein, wobei sich selbst die Gliederung an die „Einleitende Darstellung“ der „Dokumentation der Vertreibung“ (vgl. ebenda, Bd. I, 1, S. XIII) anlehnt, für die seinerzeit Martin Broszat verantwortlich zeichnete. Zunächst wird die militärische Lage in den Ostprovinzen 1944/45 umrissen, die Angst der deutschen Bevölkerung vor der Roten Armee von der Autorin schon grundsätzlich, besonders aber nach dem ersten sowjetischen Angriff auf Ostpreußen im Oktober 1944 und den Vorgängen in Nemmersdorf als verständlich bezeichnet. Es folgt eine Charakteristik der Fluchtbewegungen aus Ostpreußen, Westpreußen und Danzig, Schlesien sowie Pommern und Ostbrandenburg. Hier unterläuft Podlasek allerdings ein Fehler, denn sie spricht so gut wie gar nicht von Pommern (das unter diesem Aspekt eher mit Westpreußen zusammengehört), sondern – wie es die „Dokumentation der Vertreibung“ auch *expressis verbis* tut – von den westpolnischen Gebieten, insbesondere dem Posener Land, die nur der Kriegsverlauf in einen sachlichen Zusammenhang mit Ostbrandenburg brachte.

Das Kapitel „Verbrechen der Roten Armee an der deutschen Zivilbevölkerung“ behandelt die Erziehung zum Haß gegen den Feind, die Vergewaltigungen, die Exekutionen, Raub und Plünderungen und die Deportationen (Zwangverschleppungen). Die komplizierte, weiterer Untersuchungen dringend bedürftige „Doppelherrschaft“ von sowjetischer

² Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, in Verb. mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow u. Hans Rothfels bearb. v. Theodor Schieder, hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene. Bd. I, 1-3: Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. München 1984 (Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954).

(bei Podlasek immer: russischer) Militär- und polnischer Zivilverwaltung wird angesprochen. Obwohl der Verfasserin eine kritische Haltung gegenüber dem russisch-sowjetischen Vorgehen vielleicht leichter fällt, verschweigt sie auch die düsteren Umstände der Übernahme der Oder-Neiße-Gebiete durch Polen nicht: die Schikanen und Gewalttaten gegen die deutsche Bevölkerung, die Lager, die juristische Diskriminierung als „Volksfeinde“; die behauptete „Rückkehr in die wiedergewonnenen Gebiete“ ist für sie ohnehin ein Mythos. Sie thematisiert die „wilden“ Vertreibungen, die es bereits seit dem Frühjahr 1945, also schon vor der Potsdamer Konferenz, gab, dann die formal legalisierten Aussiedlungen nach dieser. Die Versuche zur „Verifikation“ der als autochthon bezeichneten Bevölkerung vor allem Oberschlesiens und Masurens werden als problematisch erkannt. Erwägungen zur Gesamtzahl der Opfer der Vertreibung beschließen den Band.

Dem Hauptteil hat die Verfasserin Ausführungen zur internationalen (interessanterweise nicht: völkerrechtlichen) Legitimation der Aussiedlung der Deutschen vorangestellt. Dabei ist es begrüßenswert, daß sie zwar die schon geläufige Formel benutzt, Polen sei Objekt, nicht Subjekt der Entscheidungen gewesen, die zu seiner Westverschiebung geführt hätten, die diesbezüglichen polnischen Interessen aber nicht verschweigt, hatte doch auch die Exilregierung in London schon seit Kriegsbeginn als Reaktion auf den deutschen Angriff Ostpreußen und Danzig, Oberschlesien und Teile Pommerns gefordert und Gedanken dieser Art erst dann zurückhaltender geäußert, als deutlich wurde, daß der Preis für die Ausdehnung nach Norden und Westen der dauerhafte Verlust der polnischen Ostgebiete an die Sowjetunion sein sollte (vgl. S. 34 ff.). Weniger zufriedenstellend, weil hier eine komplizierte Thematik allzu gerafft referiert wird, ist Kapitel I.4, in dem die Lage und das Verhalten der deutschen Minderheiten in Polen und der Tschechoslowakei zwischen den Weltkriegen zur Begründung einer Radikallösung herangezogen werden.

Besonders erstaunt, daß sich die sonst so kompetente und urteilssichere Autorin in der historischen Geographie offenbar nur unzulänglich orientiert. Man gewinnt den Eindruck, Posen und Westpreußen seien nicht etwa durch den Posener Aufstand und den Versailler Vertrag, sondern nach Volksabstimmungen an Polen gelangt. Der Name Westpreußen fällt an dieser Stelle (S. 41) gar nicht, statt dessen ist von Ermland, Masuren und dem Weichselgebiet (Powiśle, der rechts der Weichsel gelegene Teil Westpreußens, der nach 1920 beim Deutschen Reich blieb) die Rede, die nach der – tatsächlich doch für Polen blamablen – Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 so zwischen beiden Ländern geteilt worden seien, daß Polen 66% des Territoriums erhalten habe. Später (S. 180f., Anm. 1) werden

Ost- und Westpreußen eigens, aber ebenfalls falsch definiert: Westpreußen wird auf das linke Weichselufer beschränkt, zu Ostpreußen sollen schon seit 1879 (als beide Provinzen wieder getrennt verwaltet wurden) die Kreise rechts der Weichsel, ja selbst die des Kulmer Landes (die nie ostpreußisch waren) gehört haben. Kartenskizzen der in der Zwischenkriegszeit gültigen Verwaltungsgliederung und der während des Zweiten Weltkriegs vorgenommenen Veränderungen hätten für mehr Klarheit sorgen können. Es wird hieran aber auch deutlich, wie sehr die nationalsozialistische Expansionspolitik die Vorstellungen davon verwirrt hat, was eigentlich einmal „deutsche Ostgebiete“ waren (die polnische Literatur neigt dazu, auch den Unterschied zwischen den Bezeichnungen „Deutsches Reich“ und „Drittes Reich“ nicht sehr wichtig zu nehmen), und daß es illusionär war, wenn man nach 1945 in Deutschland meinte, zu den „Grenzen von 1937“ zurückkehren zu können, als habe es die jedes Maß übersteigenden Umwälzungen der Zwischenzeit nicht gegeben.

Horst-Dieter von Enzberg, Lüneburg

Leszek Belzyt, Między Polską a Niemcami. Weryfikacja narodowościowa i jej następstwa na Warmii, Mazurach i Powiślu w latach 1945–1950 (Zwischen Polen und Deutschland. Die nationale Verifikation und ihre Folgen im Ermland, in Masuren und im Weichselgebiet in den Jahren 1945–1950). Toruń: Verlag Adam Marszałek 1996, 226 S. (2. Aufl. mit korrigiertem Titel: *Pomiędzy Polską i Niemcami*, 1999).*

Nach der Übernahme der Gebiete der ehemaligen östlichen deutschen Provinzen durch Polen im Jahre 1945 war die Politik der zentralen und der lokalen Verwaltungen ein wichtiges Instrument der Einflußnahme auf das Bewußtsein der damals als „einheimisch“ bzw. „autochthon“ bezeichneten Bevölkerung, also der Bevölkerung, die der damaligen polnischen Meinung zufolge – allerdings nicht näher definierbare – „polnische Wurzeln“ hatte. Als eine ihrer Hauptaufgaben betrachtete sie die Festlegung der Konzeption und der Durchführung einer sogenannten nationalen Verifikation, die von dieser Bevölkerung verlangte, eine nationale und staatliche Option zu treffen. Diesem Prozeß, der sich im Ermland, in Masuren und im Weichselgebiet, also in den südlichen Teilen der ehemali-

* Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck.

gen ostpreußischen Provinz (in den Grenzen der Jahre 1920–1945, daher auch das Weichselgebiet umfassend), abspielte, ist die Arbeit von Leszek Belzyt gewidmet.

Sie hat ihre eigene Geschichte. Der Autor war in der 80er Jahren an der Kopernikus-Universität in Toruń tätig und schrieb dort seine Dissertation über die nationale Verifikation. Eine Veröffentlichung der Arbeit war zu dieser Zeit ohne eine weitgehende Zensur, die zu einer Sinnentstellung der Gedanken des Autors geführt hätte, unmöglich. Auch später hatte Leszek Belzyt, der nach Deutschland ausreiste, keine Möglichkeit, seine Arbeit zu publizieren und konnte nur ihre grundsätzlichen Schlußfolgerungen veröffentlichen.¹ Sie erschien erst im Jahre 1996, was ihre Aussagekraft zweifellos minderte. Schon vorher kam ein Buch von Andrzej Sakson² heraus, in dem das Problem der Verifikation, die natürlich nur ein Problem von vielen war, angesprochen wurde. Auch erschien eine Arbeit, die sich auf den gesamten Prozeß der Verifikation in Polen bezog, aber diese kann man als mißlungen bezeichnen. Ihr Autor Jan Misztal konzentrierte sich hauptsächlich auf das ihm gut bekannte Opperlner Schlesien, das ihn schon beschäftigt hatte. Ermland und Masuren und erst recht das Weichselgebiet betrachtete er nur sehr oberflächlich.³ Diese Veröffentlichung stellt also keine Konkurrenz zu der hier besprochenen Arbeit dar.

Die zeitliche Beschränkung auf die Jahre 1945–1950 ist verständlich. Sie wird einerseits durch den Anschluß der den Autor interessierenden Gebiete an Polen und die sofort akut werdende Frage der Verleihung der Staatsbürgerschaft an die neuen Einwohner sowie andererseits durch die offizielle Beendigung der nationalen Verifikation zum Ende des Jahres 1950 bestimmt, mit der das Problem als erledigt betrachtet wurde. Die Folgen der Verifikation traten natürlich erst später ein, was von dem Autor auch berücksichtigt wurde, weshalb seine Erörterungen im letzten Kapitel bis in das Jahr 1960 reichen.

Die Arbeit ist in sechs chronologisch-thematisch strukturierte Kapitel unterteilt. Die beiden ersten, „Die polnische Bevölkerung in Ostpreußen (1920–1945)“ und „Der Bezirk Masuren in den ersten Monaten des Jahres 1945“, stellen im Prinzip eine umfangreiche Einführung dar. Das erste Ka-

¹ L. Belzyt, Zum Verfahren der nationalen Verifikation in den Gebieten des ehemaligen Ostpreußens 1945–1950, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 39 (1990), S. 247–269.

² A. Sakson, Mazurzy – społeczność pogranicza (Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes). Poznań 1990 (Ziemia zachodnie – Studia i materiały. 15).

³ J. Misztal, Weryfikacja narodowościowa na Ziemiach Odzyskanych (Die nationale Verifikation in den wiedergewonnenen Gebieten). Warszawa 1990.

pitel ist eine Reflexion über Anzahl und Status der polnischsprachigen Bevölkerung in Ostpreußen; auch werden hier die polnische Bewegung, die Ereignisse, die sich in Działdowo und Umgebung abspielten, und die Kriegszeit angesprochen. Der Autor setzt zwar die Benutzung der polnischen Sprache nicht mit einem gleichartigen nationalen Bewußtsein gleich; es hat jedoch den Anschein, daß er die Funktionalität und Bedeutung der polnischen Bewegung zu stark hervorhebt. Das ist dadurch zu erklären, daß er sich dabei auf die vorhandene Literatur stützt, die eine sehr kritische Betrachtung erfordert. Er selbst führte dazu keine eigenen Untersuchungen durch. Im zweiten Kapitel weist er zutreffend darauf hin, daß die neue Regierung zum Zeitpunkt der Übernahme des Ermlandes, Masurens und des Weichselgebiets keine einheitliche und verbindende Nationalpolitik hatte, was in der Konsequenz u.a. zu einer wesentlichen Verzögerung bei der Verkündung grundlegender gesetzlicher Regelungen im Hinblick auf die einheimische Bevölkerung im gesamten Bereich der sogenannten wiedergewonnenen Gebiete führte. Andererseits blieb der immer noch nur mangelhaft erforschte Zeitraum der Tätigkeit russischer Kommandanturen sowie der Bildung einer polnischen Verwaltung, die sich in Gewaltanwendung gegenüber der einheimischen Bevölkerung, in einem organisatorischen und juristischen Chaos, in Korruption und mangelnder Vorbereitung der Verwaltungsorgane auf eine Tätigkeit unter ganz neuen Bedingungen äußerte, nicht ohne Einfluß auf die späteren Resultate der polnischen Nationalpolitik.

Die folgenden drei Kapitel beschreiben die eigentliche Verifikationsaktion: „Der erste Zeitraum einer nationalen Verifikation (die sogenannte Registrierung, April 1945–April 1946)“, „Die Verifizierungsaktion im Ermland, in Masuren und im Weichselgebiet (April–Oktober 1946)“, „Die Verifizierung der polnischen einheimischen Bevölkerung des Weichselgebiets, des Ermlandes und Masurens in der Zeit von Oktober 1946 bis in das Jahr 1950“.

Ab Mitte des Jahre 1945 begann man damit, die einheimische Bevölkerung zu registrieren, was Grundlage der Verleihung der polnischen Staatsbürgerschaft war. Diese Aktion wurde in einer Zeit von völligem Chaos und ständiger Gewalteinwirkungen unter extrem schwierigen Bedingungen durchgeführt. Ihr wurden ca. 70 000 Menschen, also fast 50% derjenigen, die bis zur Beendigung dieses Prozesses im Jahre 1950 verifiziert wurden, unter Anwendung unterschiedlicher Methoden unterzogen. Im April 1946 wurden die juristischen Grundlagen für eine Verifikation geschaffen. Von diesem Zeitpunkt an war sie mit der automatischen Verleihung der polnischen Staatsbürgerschaft verbunden. Über eine polnische Nationalzugehörigkeit entschieden besondere Kommissionen;

später – ab Herbst 1946 – wurde die Verifikation vollständig von den Starosteien übernommen. Während dieses zweiten Zeitraums verlief der Prozeß sehr zögerlich, und zum Ende des Jahres 1946 blieben über 40000 Personen übrig, die sich ihm noch nicht unterzogen hatten. Für sie wurde in den Jahren 1948/49 eine Aktion der sogenannten „Großen Verifikation“ durchgeführt, die sich auf die Prinzipien der Gewaltanwendung und der Ausübung eines unverhohlenen Zwangs unter Anwendung drastischer Mittel stützte. Trotz alledem setzten ihr einige tausend Menschen entschiedenen Widerstand entgegen. Gleichwohl wurde der Prozeß im Jahre 1950 für abgeschlossen erklärt. Der Autor stellt diese Vorgänge vor dem Hintergrund der Konzeptionen und des unentschlossenen Verhaltens der von aktuellen politischen Ereignissen abhängigen und sie unter gesamtwirtschaftlichen Aspekten betrachtenden polnischen Regierung, der unterschiedlichen Einstellung der einzelnen politischen Kräfte der einheimischen Bevölkerung gegenüber und schließlich der Einstellung der einheimischen Bevölkerung selbst zu diesen Ereignissen dar. Er verweist auch auf die Dichotomie zwischen den theoretischen Grundlagen und den übergeordneten Voraussetzungen der Polonisierungspolitik einerseits und der Einstellung der polnischen Bevölkerung zu den Masuren und Ermländern andererseits, die sie trotz aller propagandistischen Parolen ablehnten.

Recht oberflächlich dagegen werden die Rolle der evangelischen und der katholischen Kirche sowie die Konflikte zwischen Katholiken und Protestanten dargestellt, obwohl diese Probleme außerordentlich kompliziert sind und einer näheren Erforschung bedürfen. Der Autor konnte dies aus verständlichen Gründen nicht tun, und so wurde dieser Problembereich nur angerissen. Zu knapp wird wohl auch auf die repressive Seite der Verifikation und der damit eng verbundenen Polonisierungsaktionen eingegangen. Aber auch das hätte eine eingehende Auswertung der dem Autor damals unzugänglichen Akten des staatlichen Machtapparats erfordert.

Die Schlußfolgerungen des Autors sind eindeutig: Trotz einer freiwilligen oder in den meisten Fällen erzwungenen Entscheidung für die polnische Staatsangehörigkeit identifizierten sich die sogenannten „Autochthonen“ nicht mit den neuen staatlichen Strukturen; die in den Verifikationsprozessen angewandten Methoden stärkten vielmehr ihr deutsches Nationalgefühl und stießen auch die wenigen vom Polentum ab, die sich bereits mit ihm identifizierten oder zumindest bereit waren, dies zu tun. Die „Wahl mit den Füßen“, die nach 1956 weit verbreitet war, hatte ihre Ursachen auch im Ablauf dieser Prozesse.

Abschließend einige kleine Anmerkungen. Etwas ungeschickt scheint der Titel der Arbeit formuliert zu sein. Die Verifikation fand in den Jah-

ren 1945–1950 statt; ihre Folgen jedoch erstrecken sich auch auf die Jahre danach. Daher wäre folgender Titel logischer: „Die nationale Verifikation (...) in den Jahren 1945–1950 und ihre Folgen“. Der Autor nahm zwar einige Arbeiten in die Bibliographie auf, die erst nach der Abfassung seiner Abhandlung herausgegeben wurden (von Andrzej Sakson, Jan Misztal, Czesław Osekowski, Michał Lis), benutzte sie aber offenbar nicht. Dies stellt sich – insbesondere im Hinblick auf das Schicksal dieses Buches – als gänzlich überflüssige Vorgehensweise dar. Unnötig erscheint auch der Quellenanhang, der Fragmente von fünf Dokumenten beinhaltet, die in den Text hätten integriert werden können, um die Überlegungen des Autors zu belegen. Völlig unerklärlich ist es, daß in diesem Buch, bei dem es sich doch um eine wissenschaftliche Veröffentlichung handelt, Verzeichnisse fehlen. Unangenehm fallen eine mangelhafte Korrektur (siehe den Fehler auf der Titelseite in der 1. Auflage!) sowie die Verwendung des Begriffs „Messe“ für die evangelischen Gottesdienste auf. Mehrfach benutzt der Autor die Bezeichnung „Repolonisierung“ für Vorgänge, die ganz eindeutig den Namen „Polonisierung“ oder sogar „Zwangspolonisierung“ verdient hätten.

Das Buch von Leszek Belzyt ist – obwohl verspätet erschienen (was nicht vom Autor zu vertreten ist, wie deutlich hervorgehoben werden muß) – wichtig und notwendig. Es wird der Wissenschaft sicherlich noch viele Jahre dienen, denn es trägt viel zu einer Antwort auf die noch immer nicht vollständig geklärten Fragen der Einstellung des Staates und der polnischen Gesellschaft zu der im Jahre 1945 übernommenen Bevölkerung bei.

Grzegorz Jasiński, Olsztyn

Grzegorz Strauchold, Polska ludność rodzima ziem zachodnich i północnych. Opinie nie tylko publiczne lat 1944–1948 (Die polnische einheimische Bevölkerung der West- und Nordgebiete. Nicht nur öffentliche Meinungen 1944–1948), Olsztyn: Ośrodek Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego 1995, 182 S. (Rozprawy i Materiały Ośrodka Badań Naukowych im. Wojciecha Kętrzyńskiego. 151).

Als Polen 1945 in den Besitz der Gebiete des Deutschen Reiches jenseits von Oder und Neiße kam, gelangten damit in die neuen Grenzen des nach Westen verschobenen polnischen Staates in Oberschlesien, in Pom-

mern, in Masuren und im Ermland Bevölkerungsgruppen, die aufgrund ihrer slawischen Vorfahren und der hier auch in den 1920er und 1930er Jahren zumindest bei Teilen der älteren Generation noch als Umgangssprache gebräuchlichen slawischen Dialekte von polnischer Seite als Polen betrachtet wurden. Besonders zahlreich war diese Gruppe in Oberschlesien, wo sich unter ihnen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch eine gewisse polnisch-nationale Mobilisierung entwickelt hatte. Weniger stark war diese bei den evangelischen Masuren gewesen. Gleichzeitig war jedoch der Germanisierungsprozeß immer weiter vorangeschritten. Nationale Identifizierungen großer Teile dieser Bevölkerungsgruppen blieben jedoch fließend. Oft waren regionale Identitäten bedeutsamer als nationale, oder die vorhandenen nationalen Identifizierungen zeigten Widersprüche zu den gängigen Vorstellungen von „deutsch“ und „polnisch“, wenn z.B. viele Oberschlesier und Masuren in der Familie oder in den Dörfern einen slawischen Dialekt sprachen und sich zugleich stark mit dem deutschen Staat identifizierten.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts jedoch waren das „erwachende“ polnische Nationalbewußtsein von Teilen dieser Bevölkerungsgruppen und die von ihnen bewahrte slawische Sprache und Kultur trotz der schon jahrhundertelangen Trennung vom polnischen Staat und des langwährenden deutschen Einflusses von der polnischen Gesellschaft in den verschiedenen Teilungsgebieten als Beweis für die große Widerstandskraft des einfachen polnischen Volkes, des „lud“, gegen die Germanisierung interpretiert worden und hatten einen wesentlichen Faktor für die Entstehung des Mythos von der nationalen Kraft des polnischen „lud“ gebildet. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten diese als polnisch betrachteten und sich teilweise tatsächlich polnisch identifizierenden Bevölkerungsgruppen ein Argument für weitergehende territoriale Ansprüche Polens gegenüber Deutschland dargestellt.

Im Mittelpunkt der Arbeit des Breslauer Historikers Grzegorz Strauchold stehen nun die Ansichten, die in den Jahren 1944 bis 1948 in der polnischen Presse über diese Gruppe der „Autochthonen“ oder der „einheimischen Bevölkerung“ („ludność rodzima“), wie sie dann bezeichnet wurde, zu finden waren. Die zeitlichen Zäsuren sind dabei durch die Einsetzung der kommunistisch dominierten polnischen Regierung durch die Sowjetunion im Juli 1944 in Lublin und die vollständige Durchsetzung der kommunistischen Herrschaft nach sowjetischem Vorbild 1948 begründet. Damit wurde der vorher noch vorhandene, allerdings schon durch Zensurmaßnahmen erheblich eingeschränkte Meinungspluralismus beseitigt.

Strauchold beschränkt sich jedoch nicht auf die Analyse der Presse, sondern stellt sie auf der Grundlage von archivalischen Quellen, in erster

Linie aus dem Bereich der Warschauer Ministerien, in den Kontext der Politik der polnischen Regierung gegenüber den „Autochthonen“.

Die Arbeit ist thematisch gegliedert. Strauchold behandelt nacheinander in jeweils eigenen Abschnitten die staatliche Politik gegenüber der „einheimischen Bevölkerung“, ihr Bild in der Publizistik vom Juli 1944 bis zur polnischen Machtübernahme in den „wiedergewonnenen Gebieten“ im Frühjahr 1945, die „Verifizierung“ der „Autochthonen“, die Maßnahmen zu ihrer „Repolonisierung“ sowie das Problem des Zusammenlebens der verschiedenen Bevölkerungsgruppen in den neuen polnischen Westgebieten und ihre gesellschaftliche Integration.

1944 und in der ersten Jahreshälfte 1945 gab es in der Öffentlichkeit und in der Regierung kaum ein Bewußtsein für das Problem der „Autochthonen“. Man ging wie selbstverständlich von ihrem Polentum aus. Tatsächlich wurden die „Autochthonen“ für die staatlichen Behörden erst im Zusammenhang mit der Deportation der Deutschen zu einem Problem, da nun entschieden werden mußte, wer als Deutscher zu deportieren war und wer als Pole bleiben konnte. Hier setzte nun die sog. „Verifizierung“ ein, ein Verfahren, bei dem entschieden wurde, wer Pole sei und damit die polnische Staatsbürgerschaft erhalten solle und wer nicht und damit der Deportation und dem Verlust des Eigentums anheimfiel. Das Interesse, eine gewisse Wirtschaftsleistung zu erhalten und den Deutschen nicht „eigentlich“ polnische Menschen zu überlassen, führte dazu, daß die Kriterien für die „Verifizierung“ als Polen relativ weit gefaßt wurden (S. 53 ff.).

Tatsächlich verstanden sich aber viele der Verifizierten als deutsch, konnten nicht oder nur wenig polnisch und wurden durch zahlreiche schlechte Erfahrungen mit der neuen polnischen Herrschaft in ihrer ablehnenden Haltung noch bestärkt. Die Not und die zahlreichen Akte der Gewalt und des Unrechts, denen auch die „autochthone“ Bevölkerung von sowjetischer und polnischer Seite ausgesetzt gewesen war, hatte die Identifizierung mit Deutschland vielfach noch verstärkt. Von den zuwandernden Polen wurden die „Autochthonen“ oft als Deutsche betrachtet und entsprechend behandelt, während die schlechten ökonomischen Verhältnisse, die Willkür der Behörden und die mangelnde Sicherheit das negative deutsche Stereotyp von der „polnischen Wirtschaft“ in den Augen der „einheimischen Bevölkerung“ bestätigten. Die Folge war bei den Schlesiern und Masuren eine steigende Identifizierung mit Deutschland, auch wenn sie vorher nur schwach vorhanden gewesen oder durch den Krieg und die Niederlage in eine Krise geraten war. Viele der Verifizierten wollten nun nach Deutschland ausreisen. Für besondere Beunruhigung der polnischen Behörden und der Publizistik sorgte, daß bei dem

Referendum am 30. Juni 1946 eine große Zahl der Verifizierten auf die Frage über die Zustimmung zur Verschiebung der polnischen Westgrenze mit „Nein“ geantwortet hatte (S. 90). Vor dem Hintergrund der Erfahrungen des Kriegs und der deutschen Okkupation Polens gab es auf polnischer Seite eine große Unduldsamkeit gegenüber der von vielen Verifizierten verwendeten deutschen Sprache und den Elementen deutscher Kultur, die unter ihnen vorhanden waren. Die als Polen Verifizierten sollten nun erst zu „richtigen“ Polen gemacht werden. Der in diese Richtung steigende Druck auf die „Autochthonen“, die „Entdeutschung“ („odniemczanie“) und „Repolonisierung“, führte bei ihnen aber zu einer weiteren Vergrößerung der Distanz zum polnischen Staat (S. 95 ff.). Hinzu kamen noch die Konflikte mit den polnischen Zuwanderern, von denen der gravierendste wohl derjenige um die „umstrittenen Höfe“ war. Hierbei handelte es sich um Bauernhöfe, die von den Zuwanderern in Besitz genommen worden waren, deren Besitzer dann aber als Polen verifiziert wurden und nun die Rückgabe beanspruchten (S. 86 ff.).

Strauchold zeigt in sehr überzeugender Weise die Haltung der polnischen Publizistik, die umstrittenen Fragen und die Gemeinsamkeiten in den Ansichten der unterschiedlichen politischen Gruppierungen und der verschiedenen Autoren, die sich mit der „ludność rodzima“ beschäftigten. Er behandelt damit die polnische Haltung gegenüber einer Bevölkerungsgruppe, deren Bild im polnischen nationalen Diskurs seit dem Ende des 19. Jahrhunderts hoch ideologisiert war, die sich dann aber in der Wirklichkeit, als sie in den polnischen Staat integriert werden sollte, als sehr anders erwies, als der nationale Diskurs sie gezeichnet hatte.

Etwas unbefriedigend bleibt Straucholds Verwendung des Begriffs der „polska ludność rodzima“. Das heißt keineswegs, daß er etwa diese Bevölkerungsgruppe für Polen beanspruchen und die Polonisierungspolitik gutheißen würde. Aber er begreift diesen Ausdruck nicht wirklich als Konstrukt der nationalen Ideologie. Mit entsprechend geringer Distanz verwendet er diesen oder ähnliche Begriffe. Die Ansätze zu einer Reflexion in der Einleitung bleiben ohne wirkliche Konsequenz für den folgenden Text (S. 5).¹

Diese kritische Bemerkung stellt jedoch nicht in Frage, daß es sich bei dieser Arbeit um einen wesentlichen weiteren Schritt in der Erforschung dieses für die deutsch-polnischen Beziehungen so wichtigen Zeitraums handelt. Sie erschließt neue Materialien und zeigt die Facetten der polni-

¹ Vgl. die Rezension Bernard Lineks in: *Śląsk Opolski* 7 (1997), Nr. 4 (28), S. 74-79, und die Antwort Straucholds darauf in: *Ebenda* 8 (1998), Nr. 1 (30), S. 57ff. Strauchold macht hier allerdings deutlich, daß er den Begriff „polska ludność rodzima“ nicht selbst für den Titel vorgesehen hatte.

schen Haltung und ihren Wandel gegenüber den „Autochthonen“ in dieser Periode. Sie gehört auch zu den ersten polnischen Arbeiten, die dieses Thema in der neuen Phase der deutsch-polnischen Beziehungen seit 1989/90 ohne ideologische Beschränkungen und nationale Rechtfertigungen mit einem Interesse an Objektivität behandeln.

Kai Struve, Marburg

Mathias Niendorf, Minderheiten an der Grenze. Deutsche und Polen in den Kreisen Flatow (Złotów) und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) 1900–1939. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1997, 461 S. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien. 6).

Dissertationen zu lesen, ist in mancher Hinsicht sehr lehrreich – insbesondere deshalb, weil die guten von ihnen einen Blick auf den „Zeitgeist“ vermitteln: für die Geschichtswissenschaft, konkreter gesagt, auf den an der „Forschungsfront“ derzeit beliebtesten methodologischen Ansatz. Bei der vorliegenden Kieler Dissertation von Mathias Niendorf, die in der Reihe des Deutschen Historischen Instituts Warschau erschienen ist, an dem der Verfasser jetzt arbeitet, zeigt sich dieses Faktum deutlich. Erklärtermaßen repräsentiert die Arbeit „eher den Typus einer alltags- als einer strukturbezogenen Regionalgeschichte“, sie ist ein Stück der „neuen Kulturgeschichte“. Die Aufgabe, die sich der Verfasser stellt, zielt auf die möglichst umfassende Untersuchung einer kleinen Region im Bereich deutsch-polnischer Mischbevölkerung dies- und jenseits der Staatsgrenze zwischen der Weimarer Republik und der Zweiten Republik Polen ab.

Der von Niendorf untersuchte Kreis Flatow lag (vor dem Ersten Weltkrieg) am südwestlichen Rand der preußischen Provinz Westpreußen, auf halbem Wege zwischen Berlin und Allenstein, zwischen Posen und Stolp oder zwischen Schneidemühl und Tuchel, dort – so die Kapitelüberschrift der „Einführung in die Region“ –, „wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen“. Nach der Grenzziehung des Versailler Vertrags wurde der Kreis – das macht ihn nun wiederum zu einem außerordentlich interessanten Untersuchungsgegenstand – zwischen dem Reich und Polen aufgeteilt; es entstanden zwei Teilkreise: Flatow (heute Złotów) diessseits und Zempelburg (Sępólno Krajeńskie) jenseits der Grenze.

Der Verfasser verdankt seine Kenntnisse über die Region nicht zuletzt seiner Mitarbeit an der zweibändigen Dokumentenedition „Deutsche

und Polen zwischen den Kriegen. Minderheitenstatus und ‚Volkstumskampf‘ im Grenzgebiet (1920–1939)“, hrsg. v. Rudolf Jaworski und Marian Wojciechowski. München 1997, in der der Doppelkreis Flatow-Zempelburg neben fünf weiteren entlang der deutsch-polnischen Grenze die Testfälle bildeten.

In der vorliegenden Arbeit werden zunächst dieser Kreis bzw. die beiden Teilkreise als eine vormoderne Gegend charakterisiert, die jahrhundertlang an irgendwelchen Grenzen lag und keine gemeinsame „Identität“ hatte, eine Gegend, wo in archaischer Weise „Reich“ und „Arm“ wichtiger waren als ethnische oder gar nationale Kategorien. Noch in unserem Jahrhundert wurden dort die Deutschen als „lutrzy“ (Lutheraner) identifiziert, und man sagte, „er spricht katholisch“, wenn man polnisch meinte.

Schon in der Einleitung, aber auch im Hauptteil der Untersuchung, der zunächst den gemeinsamen Kreis Flatow bis 1914 behandelt, dann dessen Teilung und hernach die beiden Teilkreise in der Zwischenkriegszeit, läßt der Verfasser – entsprechend dem theoretischen Ansatz – quantitative Quellen (z.B. eine singuläre private Volkszählung) eher außer acht und sieht Gegenüberstellungen von Nationalitäten bis auf zwei Stellen hinter dem Komma als wenig aussagekräftig an, weil die tatsächlichen Lebensverhältnisse eben eine andere Wirklichkeit widerspiegeln, als sie sich mit hier „deutsch“ und dort „polnisch“ wiedergeben läßt. Ökonomische, familiäre, religiöse oder Nachbarschaftsbindungen waren, dies zeigt die Untersuchung mit großer Deutlichkeit, hier oft stärker als die importierte Kategorie „Nation“.

Daß ein alltagsgeschichtlicher Ansatz dem Thema angemessen ist, beweist der Vergleich mit der Dokumentation amtlicher Quellen. Während dort eher von Ausschreitungen zwischen Polen und Deutschen die Rede ist, wird durch die hier verwendete Methode, die freilich mannigfache Schwierigkeiten bietet, deutlich, wie man eben doch Tag für Tag miteinander ausgekommen ist. Selbst Statistiken werden hier, eingepackt in biographische Bilder, lebendig und Schichtunterschiede faßbar. Vor allem werden die Statistiken daraufhin hinterfragt, wie sie zustande gekommen sind; so zeigt sich gerade bei der Frage nach der Muttersprache eine ganze Palette von Manipulationsmöglichkeiten.

Es beeindruckt, wie sehr sich das Bild ändert, wenn man erst einmal die bisher in der Nationalismusforschung überwiegend untersuchte Perspektive der großen und in viel stärkerem Maße nationalisierten Städte verläßt. Gerade in den Kleinstädten, mehr noch in den Dörfern, begann die Verdrängung der traditionellen Identifizierungsmuster durch die dorthin importierte Nation erst um die Jahrhundertwende, und es dauerte bis unmit-

telbar an die Schwelle des Krieges von 1939, bis diese Gemeinsamkeit auf Kosten der „Nationsbildung durch Trennung“ zusehends verblaßte.

Es ist nicht möglich, die Vielzahl von Aspekten zu referieren, die der Verfasser in dieser kleinen Welt in Hinsicht auf seine beiden Hauptthemen „Grenze“ und „Minderheit“ – jedes ein Kosmos für sich – aufzuspüren und differenziert darzustellen vermag: Natürlich handelt es sich bei dieser Arbeit auch, wie bei jeder Grenzen-Studie, über einen Beitrag zum Zentrum-Peripherie-Problem; es mischt sich in das deutsch-polnische Thema das jüdische (es gab sogar einen veritablen Ritualmordverdacht mit der darauffolgenden Hysterisierung bestimmter Gesellschaftskreise); die Unsicherheit der Monate zwischen Kriegsende und endgültiger Grenzziehung wird eindrucksvoll beschrieben; einen besonderen Aspekt bildet der „Pastorennationalismus“; da gibt es das obligate Schulproblem, die Einwirkung von Ostmarkenverein hier und polnischer Nationalbewegung dort, Ostflucht, Osthilfe, Agrarreform, die unterschiedlich wirksame preußisch-deutsche und polnische Minderheitenpolitik, Berufssolidarität etwa von Handwerkern oder Lehrern über die ethnische Grenze hinweg, schließlich aber dann die „Eskalation“ des Jahres 1939.

Gerade auf der lokalen Ebene erweisen sich gemeinhin die Vereine als Exerzierfeld der „Trennung durch Nationalismus“. Es ist aufregend zu beobachten, wie lange in den untersuchten Kreisen der nationale Utraquismus von Schützenverein, Feuerwehr usw. trotz aller Verlockungen und allen Druckes beibehalten wurde. Als geradezu modellhaft erscheint bei der Behandlung lokaler Vereine ein nur wenig in den Akten greifbarer, aus örtlichen polnischen und deutschen Honoratioren zusammengesetzter geselliger, ja parodistischer „Zebelferajn“ in Zempelburg, in dem ein Säbel eine namensgebende Rolle spielte; dieser „Zebelferajn“ bestand bis in die zweite Hälfte der 30er Jahre.

Besonders spannend sind die beiden „Zwischenbilanzen“ nach den Kapiteln über die Teilkreise: über Probleme des Rollentauschs zwischen Staatsnation und Minderheit und über den Topos des Renegaten.

Viele Beobachtungen des Verfassers legen Vergleiche zu den österreichisch-tschechischen Studien über Dörfer an der Grenze nahe, die unter Leitung von Hanns Haas in den letzten Jahren durchgeführt wurden; Niendorfs Studie scheint dieses Projekt nicht gekannt zu haben. Beide Autoren sind aber in einem vor kurzem in Marburg erschienenen Band über „Grenzen in Ostmitteleuropa“ gemeinsam aufgetreten und haben sich spätestens auf diese Weise kennengelernt.

Daß sich in der Zwischenkriegszeit Deutsche und Polen „nicht als in sich geschlossene Blöcke konfrontal gegenüberstanden, sondern daß sich ihre Lebenswelten vielfach überschneiden“ und daß ein nationaler Dualis-

mus außerdem „durch eine Vielzahl konkurrierender Loyalitäten“ gedämpft wurde, ist – für den untersuchten Raum – eine wichtige resümierende Beobachtung des vorliegenden inhaltsreichen und anregend lesbaren Werkes. Daß der Verfasser diesem Urteil die Konfrontation von Tschechen und Deutschen in den böhmischen Ländern als Kontrast gegenüberstellt, stimmt nachdenklich: Möglicherweise könnte ein genaueres Hinsehen diesen Eindruck, der die einschlägige Literatur durchzieht, ebenso differenzieren und relativieren? Aber tatsächlich erscheint ein deutsch-tschechischer „Zebelferajn“ auf der Ebene beispielsweise einer nordböhmischen Provinzstadt als kaum vorstellbar ...

Jedenfalls führt der von Niendorf eingeschlagene Weg in eine Richtung, die künftige Untersuchungen – an anderen exemplarischen Stellen Ostmitteleuropas, wo sich ebenfalls ehemals „Fuchs und Hase gute Nacht sagten“ – weiterverfolgen sollten. Nur so wird es möglich sein, das starre und in vielem verzerrte Bild einer generellen und übermächtigen nationalen Konfrontation im 20. Jahrhundert in Bewegung zu bringen.

Hans Lemberg, Marburg a.d.L.

H. Chałupczak, T. Browarek, N. Zielińska, *Mniejszości narodowe w Polsce. Materiały do bibliografii 1990–1996* (Nationale Minderheiten in Polen. Bibliographische Materialien 1990–1996). Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej 1998, 140 S.; H. Chałupczak, T. Browarek, *Mniejszości narodowe w Polsce 1918–1995* (Nationale Minderheiten in Polen 1918–1995). Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej 1998, 323 S.; *Mniejszości Narodowe w Polsce* (Nationale Minderheiten in Polen), Red. v. Zbigniew Kurcz. Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1997, 210 S., ill. (Acta Universitatis Wratislaviensis. 1940); Zbigniew Kurcz, *Mniejszość niemiecka w Polsce* (Die deutsche Minderheit in Polen). Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego 1995, 275 S. (Acta Universitatis Wratislaviensis. 1759); *Mniejszości narodowe w Polsce. Praktyka po 1989 r.* (Die nationalen Minderheiten in Polen. Die Praxis nach 1989), Red. v. B. Berdychowska. Warszawa: Wydawnictwo Sejmowe 1998, 296 S.; *W starej i nowej ojczyźnie. Mniejszości narodowe w Gdańsku po II wojnie światowej* (In der alten und in der neuen Heimat. Die nationalen Minderheiten in Gdańsk nach dem Zweiten Weltkrieg), Red. v. I. Hałagida. Gdańsk: Wydawnictwo Związku Niezależnej Młodzieży Ukraińskiej 1997, 102 S.; *Pomerania Ethnica. Mniejszości*

narodowe i etniczne na Pomorzu Zachodnim (Pomerania Ethnica. Nationale und ethnische Minderheiten in Hinterpommern), Red. v. M. Giedrojć u. J. Mieczkowski. Szczecin: Wydawnictwo AMP Paweł Majewski 1998, 253 S.*

Der bekannte polnische Schriftsteller und Publizist Jerzy Stempowski, der seit 1945 in der Schweiz lebt, hat in seinem berühmten und wunderschönen Essay „W dolinie Dniestru“ („Im Tal des Dnestr“) die beeindruckenden Worte geschrieben: „Der riesige Teil Europas, der zwischen der Ostsee, dem Schwarzen Meer und der Adria liegt, war ein einziges, großes Schachfeld der Völker; voller Inseln, Enklaven und den merkwürdigsten Kombinationen von Mischbevölkerungen. An vielen Orten sprach jedes Dorf, jede gesellschaftliche Gruppe und fast jeder Berufszweig seine eigene Sprache.“ Diese für unseren Teil Europas charakteristische Erfahrung ist mit dem Ende des Kataklysmus des Zweiten Weltkrieges nicht erloschen – ganz im Gegenteil. Die in Bewegung gesetzten Prozesse der Demokratisierung haben uns noch einmal vor die Frage nach der Aktualität und der gesellschaftlichen Bedeutung nationaler Identität sowie der Rolle, die nationale Minderheiten spielen können, gestellt.

Wenn man definieren wollte, welche der gesellschaftlichen Erscheinungen in den letzten Jahren das besondere Interesse der polnischen Wissenschaftler, insbesondere der Historiker und der Soziologen sowie der Publizisten, hervorrief, müsste man zweifellos auf die Problematik der nationalen Minderheiten – deren Umfang, ihre Beteiligung am öffentlichen Leben, den Schutz ihrer Rechte, die Chancen der Bewahrung und der Pflege ihrer eigenen Kultur usw. – hinweisen. Einen Beweis dafür liefern vor allen Dingen die wachsende Zahl wissenschaftlicher Arbeiten, von Tagungen, Seminaren und öffentlichen Diskussionen, die der Situation der Minderheiten gewidmet sind, wie auch die immer häufiger erscheinenden Artikel in gesellschaftlich-kulturellen Zeitschriften und in der Tagespresse. Das Bild, das sich in diesen Publikationen widerspiegelt, ist meist eine Mischung aus historischen Abwägungen, aus den Ergebnissen soziologischer Untersuchungen und von aktuellen Reportagen. (Probleme wie beispielsweise die der Denkmäler, der Friedhöfe, des Schutzes des kulturellen Erbes sowie der Erziehungsrechte rufen immer noch Streitigkeiten hervor, die von Journalisten gerne aufgegriffen werden.)

Eine Darstellung der aktuellen Ergebnisse der sich den Minderheiten widmenden polnischen Wissenschaft und Publizistik sollte man bei den Bibliographien beginnen.

* Aus dem Polnischen übersetzt von Barbara Glowe, Lübeck.

Henryk Chałupczak, Tomasz Browarczyk und Nina Ziemilska haben eine Publikation mit dem Titel „Mniejszości narodowe w Polsce. Materiały do bibliografii 1990–1996“ verfaßt.¹ Sie stellt zur Zeit die vollständigste Zusammenstellung der den Minderheiten gewidmeten Arbeiten dar, die nach dem demokratischen Umbruch herausgegeben wurden. Auf 140 Seiten konnten die Autoren über 2000 bibliographische Positionen auflisten, bei denen es sich nicht nur um Bücher, Sammelwerke oder Periodika handelt, sondern auch um Artikel aus den wichtigsten polnischen Wochenzeitschriften und einigen Tageszeitungen.

Das erste Kapitel, in dem Abhandlungen über die Geschichte der Minderheiten, ihre Zahl, den Schutz ihrer Rechte und ihre Verteilung auf die einzelnen Regionen zu finden sind, dient der „allgemeinen Darstellung“. Darüber hinaus finden wir hier Erörterungen zur Erziehung, z.B. dazu, wie man zur Toleranz gegenüber ethnischen Unterschieden erziehen kann, zum Verhältnis der einzelnen politischen Gruppen und Kreise zu den Minderheiten und schließlich zur Rolle der Minderheiten im Kontext der internationalen Politik.

In den folgenden Kapiteln werden Arbeiten über die zwölf gegenwärtig in Polen lebenden Minderheiten vorgestellt. Dabei fanden die Autoren nur wenige Arbeiten – jeweils bis zu etwa einem Dutzend – über Armenier, Tschechen, Griechen, Mazedonier, Karäer, Russen und Slowaken. Das Interesse der Forscher an diesen kleinen gesellschaftlichen Gruppen ist tatsächlich verhältnismäßig gering. Es ist jedoch fraglich, ob die Autoren wirklich alle wichtigen Arbeiten zusammentragen konnten. Armenier, Tschechen und Karäer rufen immer wieder das Interesse von Forschern und Publizisten hervor, und die Zahl der ihnen gewidmeten Arbeiten ist sicherlich größer als fünf oder acht.

Etwas umfangreicher werden die Weißrussen, die Zigeuner und die Litauer dargestellt, bei denen einige Dutzend Publikationen genannt werden. Die eindeutig größte Zahl von Publikationen wird im Hinblick auf Ukrainer (163 Positionen), Deutsche (500 Positionen) und Juden (770 Positionen) genannt. Dies zeigt am deutlichsten, welche Minderheiten sich in den letzten Jahren des lebhaftesten Interesses erfreuten; es könnte vielleicht aber auch von den immer noch bestehenden Problemen im Verhältnis zwischen diesen Gruppen und der polnischen Mehrheit zeugen.

Die Autoren nahmen sich – wie in der Einleitung erwähnt – vor, in ihrer Bibliographie nicht nur die nötigsten Informationen darüber, was in

¹ H. Chałupczak, T. Browarczyk, N. Zielińska, *Mniejszości narodowe w Polsce. Materiały do bibliografii 1990–1996* (Nationale Minderheiten in Polen. Bibliographische Materialien 1990–1996). Lublin 1998.

den letzten Jahren über eine bestimmte Minderheit geschrieben wurde, für Forscher, Studenten und Journalisten zu liefern, sondern auch sowohl auf bereits eingehend erörterte Fragen wie auch auf solche hinzuweisen, die noch einer Bearbeitung harren. Das Buch erfüllt mit Sicherheit seine Aufgabe, und jeder an der Problematik der nationalen Minderheiten in Polen Interessierte kann und sollte zu ihm greifen.

Unter den synthetischen Arbeiten, die den nationalen Minderheiten gewidmet sind, ist zunächst die Arbeit zweier der schon genannten Autoren, nämlich Chałupczak und Browarek, zu erwähnen, die den Titel „Mniejszości narodowe w Polsce 1918–1995“ trägt.² Es handelt sich um ein stattliches, über 300 Seiten umfassendes Werk, das nach Absicht der Autoren als erstes polnisches Lehrbuch über die Minderheitenproblematik auf polnischem Gebiet während des gesamten 20. Jahrhunderts hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, für Studenten bestimmt ist. Den Lehrbuchcharakter macht auch der Aufbau der einzelnen Kapitel deutlich, die jeweils mit einer Zusammenfassung und der Angabe der für ein weiteres, selbständiges Studium über die Minderheitenproblematik hilfreichen Literatur enden.

Die beiden einführenden Kapitel haben allgemeinen Charakter und befassen sich mit Anzahl und Verteilung der Minderheiten vor und nach dem Jahr 1945 sowie deren rechtlichem Status. Im ersten Kapitel gehen die Autoren vor allen Dingen auf die bei der Schätzung der Größe nationaler Minderheiten auftretenden Schwierigkeiten ein. Dabei weisen sie auf die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen der Volkszählungen hin, analysieren die beiden polnischen Volkszählungen aus den Jahren 1921 und 1931 und zeigen die in diesem Zusammenhang angewandten unterschiedlichen Kriterien bei der Zählung der Minderheiten auf, die zu einer offensichtlichen Manipulation der Daten führten. Im weiteren Verlauf analysieren sie detailliert und kritisch die verfügbaren Archivmaterialien sowie die vorliegenden wissenschaftlichen Publikationen und versuchen, die Statistiken über die nationalen Minderheiten vor und nach 1945 zu erläutern.

Im zweiten Kapitel werden die Veränderungen aufgezeigt, die sich hinsichtlich der rechtlichen Stellung der Minderheiten in Polen in der Zwischenkriegszeit und in der Nachkriegszeit vollzogen (weitgefaßte bürgerliche Rechte und Freiheiten, die Möglichkeit, sich der eigenen Sprache zu bedienen, Zugang zur ethnischen Erziehung, Schreibweise von Vor- und Nachnamen, das Recht auf Religionsausübung in der eigenen Sprache

² H. Chałupczak, T. Browarek, *Mniejszości narodowe w Polsce 1918–1995* (Nationale Minderheiten in Polen 1918–1995). Lublin 1998.

usw.). Dabei wird sowohl auf internationale Vereinbarungen (Schutz im Rahmen des Völkerbundes, der Vereinten Nationen, des Europäischen Rates, der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa), auf bilaterale Abkommen als auch auf innerstaatliche Regelungen hingewiesen.

Die fünf folgenden Kapitel sind den wichtigsten nationalen Minderheiten Polens, also den Ukrainern, den Weißrussen, den Deutschen, den Juden und den Litauern, gewidmet. Dabei ist in jedem der Kapitel neben einer Zusammenfassung und den Literaturangaben ein einheitlicher Schlüssel für die Beschreibung der jeweiligen Minderheit zu finden: die Genese der Konzentrationsgebiete, die gesellschaftliche Struktur, das politische Leben, das Schulwesen, das wirtschaftliche Leben, Presse und Verlage, Konfessionen und das Verhältnis zum polnischen Staat. Ein derart klarer Aufbau erleichtert die unterschiedlichsten Vergleiche – zwischen den Minderheiten selbst sowie zwischen deren Situation vor und nach dem Kriege.

Ein anderer, mehr synthetischer Aufbau wird im achten Kapitel angewandt, in dem die übrigen Minderheiten, die Russen, die Tschechen, die Slowaken, die Armenier, die Tataren, die Karäer, die Zigeuner, die Griechen und die Mazedonier, beschrieben werden.

Die drei folgenden Kapitel haben wieder mehr allgemeinen Charakter. Die Autoren gehen hier vor allem auf das Verhältnis der einzelnen politischen Lager zu den Minderheitenfragen ein. Sie berücksichtigen dabei das nationale Lager, die Volksbewegung und die sozialistische Bewegung, das Piłsudski-Lager und schließlich die kommunistische Bewegung. Wertvoll erscheint die Beschreibung des Verhältnisses der gegenwärtigen politischen Bewegungen in Polen zur Minderheitenfrage, wobei deren Darstellung als Nachfolger der politischen Vorkriegskreise sicherlich strittig ist. Es mag dahinstehen, wie man die polnische Politik nach 1989 und die zahlreichen Deklarationen der politischen Führungskräfte in ihrem Willen zur Fortsetzung vorkriegspolitischer Traditionen beurteilt; nur schwer kann man jedoch die ZchN („National-Christliche Vereinigung“) mit den Nationaldemokraten unter R. Dmowski, die SdRP („Sozialdemokratische Partei der Republik Polen“) mit der PPS („Polnische Sozialistische Partei“) oder die KPN („Konföderation für ein unabhängiges Polen“) mit dem Piłsudski-Lager vergleichen. Besonders schwer fällt es, dies im Hinblick auf das Verhältnis dieser Lager zu den nationalen Minderheiten zu tun, weil sich die Realität der II. von jener der III. Republik Polen doch ganz grundsätzlich unterscheidet.

Besondere Aufmerksamkeit verdient das zehnte Kapitel, in dem die Politik der polnischen Staatsmacht den Minderheiten gegenüber vor, wäh-

rend und nach dem Krieg dargestellt wird. Vielfach handelt es sich dabei bis zum heutigen Tage um Reizthemen, die heftig umstritten sind, z.B. was das polnisch-ukrainische oder das polnisch-jüdische Verhältnis betrifft. Nach der Lektüre dieses Kapitels ist jedoch leicht festzustellen, wie erheblich die Veränderungen in der Minderheitenpolitik nach dem demokratischen Umbruch im Jahre 1989 waren. Das wird auch im letzten Kapitel dokumentiert, das sich mit der Beteiligung der Minderheiten an den Wahlen und an der Arbeit des polnischen Parlaments beschäftigt. Hier finden wir Informationen über den Umfang der Mitarbeit von Vertretern der Minderheiten im Sejm und im Senat der Republik Polen sowie vor 1939 im Schlesischen Sejm. An dieser Stelle sei auf die wenig bekannte Tatsache hingewiesen, daß die Liste des „Blocks der nationalen Minderheiten der Republik Polen“, in dem die Mehrzahl der Juden, Deutschen, Weißrussen und Russen sowie ein Teil der Ukrainer vereinigt waren, bei den ersten das ganze Land umfassenden Wahlen zum polnischen Parlament im Jahre 1922 hinter der Liste der polnischen Nationalisten den zweiten Platz belegte.

Nach 1945 gab es für die Vertreter der nationalen Minderheiten keine Möglichkeit, sich an der parlamentarischen Arbeit zu beteiligen. Getrennte Wahllisten der Minderheiten gab es erst im Jahre 1989. Vor den auf dieses Jahr folgenden Wahlen im Jahre 1991 wurden besondere Vorrechte für die Minderheiten eingeführt, und seitdem erhalten die Vertreter dieser Kreise ihren festen Platz im polnischen Parlament (einige von ihnen wurden auch über Parteilisten gewählt). In den „Schlußbemerkungen“ gehen die Autoren noch einmal in synthetischer Weise auf den Umfang der Minderheiten im heutigen Polen, deren wichtigste Organisationen, die Problematik des Unterrichts in den Muttersprachen, die Presse und die Beteiligung am politischen Leben ein.

Mit Sicherheit kann man festhalten, daß das hier besprochene Buch ein Beispiel für eine gelungene Arbeit ist, die die schwierige Problematik ehrlich darstellt und sich nicht nur an Studenten und Wissenschaftler, sondern auch an einen breiteren Kreis von Lesern richtet.

Ganz anders als das oben besprochene Buch stellt sich das Sammelwerk unter der Redaktion von Zbigniew Kurz mit dem Titel „Mniejszości narodowe w Polsce“ dar.³ In der „Einleitung“ hebt der Redakteur des Bandes hervor, daß die Frage der Minderheiten nicht frei sei von emotionalen Belastungen und politischen Verknüpfungen, um so mehr, als „die Definition des Forschungsgegenstandes selbst gleichzeitig eine Auswahl

³ Mniejszości narodowe w Polsce (Nationale Minderheiten in Polen), Red. v. Z. Kurz. Wrocław 1997.

darstellt, die wertenden Charakter hat“.⁴ Deshalb sollten sich diejenigen, die sich der Erforschung dieser Problematik verschrieben hätten, einerseits vor einem z.B. der Staatspolitik gegenüber angeschlagenen defätistischen oder vorwurfsvollen Ton in acht nehmen und andererseits vor Lob und Tadel gegenüber den Minderheiten und insbesondere gegenüber ihren Führern hüten. Ausgewogenheit und Objektivität seien bei der Erforschung dieser Sphäre gesellschaftlicher Erscheinungen immer schwer zu erreichen, insbesondere dann, wenn man die gegenwärtige Wirklichkeit und die Aktivitäten nationaler Minderheiten, ihr politisches Engagement und ihr Verhältnis zum Staat beschreibe. Und gerade das tun die Artikel in dem hier zu besprechenden Band.

Kurcz geht von der Feststellung aus, daß „die im Jahre 1989 initiierten demokratischen Veränderungen unter Beweis gestellt haben, daß die nationalen Fragen in Ostmitteleuropa nicht dauerhaft gelöst und auch während der über Jahrzehnte andauernden gesellschaftlichen Erfahrung mit dem realen Sozialismus nicht ausgelöscht worden sind“.⁵ Wie er feststellt, hätten uns die Ereignisse eines jeden Jahres und eines jeden Monats nach 1989 im Gegenteil davon überzeugt, daß wir es mit einer Renaissance und einer Manifestierung des nationalen Gefühls in einer manchmal sehr brutalen Form zu tun hätten. In diesem Zusammenhang seien die Rolle und die Position der nationalen Minderheiten sowie deren Verhältnis zum Staat und zu den führenden politischen Kräften ein guter Gradmesser der Demokratisierung des Systems und der gesellschaftlichen Toleranz. Die einzelnen Kapitel des zu besprechenden Buches beschäftigen sich damit, wie sich dies im heutigen Polen darstellt.

Das erste Kapitel ist von Adam Sadowski, einem bekannten Kenner des östlichen Grenzgebietes der Republik Polen, verfaßt. Der Titel des Aufsatzes legt seinen thematischen Umfang fest: „Die Einwohner des nordöstlichen Polen – konfessionelle und nationale Zusammensetzung“. Territorial wird das Gebiet der heutigen Wojewodschaft Podlasie und der ermländisch-masurischen Wojewodschaft behandelt. Der Autor stellt die einzelnen Gruppen (hauptsächlich die Weißrussen, aber auch die Litauer, die Russen, die Ukrainer, die Lemken, die Masuren und die Ermländer) vor und beschreibt nicht nur deren Nachkriegsschicksal und die heutige Situation, sondern charakterisiert auch die gegenseitigen Relationen zwischen ihnen. Dabei ist zu bedenken, daß es sich bei dieser Region wohl um diejenige mit der größten Nationalitätenvielfalt im heutigen Polen handelt, wobei ein Teil der Einwohner dieses Gebietes als einheimische

⁴ Ebenda, S. 15.

⁵ Ebenda, S. 8.

Bevölkerung anzusehen ist und es sich bei dem anderen Teil um – nicht immer freiwillige – Emigranten der Zeit nach 1945 handelt. Hervorragend ist in diesem Text die Darstellung der konfessionellen Vielfalt dieser Ecke Polens gelungen, wobei aufgezeigt wird, daß die nationalen Abgrenzungen nicht mit den religiösen Unterschieden übereinstimmen. Die Stereotype über die notwendige Unterordnung der Konfession unter die nationale Identität (z.B. Pole = Katholik) sind erheblich zu differenzieren. Der Autor zählt auf, daß es neben der katholischen Kirche 21 Konfessionen und religiöse Gruppierungen gibt, die in diesem Gebiet ihre Gläubigen haben. Die zahlenmäßig stärksten sind die Polnisch-Autokephale Orthodoxe Kirche (über 270 000 Gläubige), die Evangelisch-Augsburgische Kirche (über 4 500 Gläubige) und die Altrituale Östliche Kirche (nahezu 2 000 Gläubige). Darüber hinaus gibt es Methodisten, Muslime, Baptisten und andere.⁶ Gleichzeitig weist er darauf hin, daß z.B. die orthodoxe Bevölkerung in fünf unterschiedliche Kategorien ethnischer Zugehörigkeit zerfällt, von denen nur zwei mit dem Weißrussentum in Verbindung stehen.

In dem Text Sadowskis wird auch auf eine spezifische Bevölkerungsgruppe aus dem weißrussisch-ukrainischen Grenzgebiet hingewiesen, die sich trotz ihrer früheren weißrussischen Deklaration heute infolge der Situation in Weißrußland und der verstärkten Aktivität der ukrainischen Elite zur ukrainischen Kultur bekennt. Dies ist ein interessantes Beispiel für die fließenden Grenzen nationaler Einstellungen in einem kulturellen Grenzgebiet.

Mit den Ukrainern beschäftigt sich der folgende Text von Rościśław Żerelik, der sich nicht nur auf die Ereignisse des Jahres 1947 („Aktion Weichsel“) und ihre Folgen konzentriert, sondern auch auf die Rolle der ukrainischen Minderheit im heutigen Polen eingeht und auf die Veränderungen, die sich in ihr vollzogen. U.a. beschreibt er die Herstellung neuer Bindungen in dieser Gemeinschaft, ihre Verwurzelung in den neuen „kleinen Heimaten“ und die unter den demokratischen Verhältnissen aufgenommenen politischen Aktivitäten. Daneben macht er auf den sich seit Anfang der 80er Jahre vollziehenden Generationswechsel in der Elite dieser Gesellschaftsgruppe aufmerksam. Diese Elite beteiligt sich ohne jede Komplexe am gesellschaftlichen Leben, was sowohl mit ihrer politischen Aktivität als auch mit der Schaffung neuer Organisationen zu belegen ist. Dabei übersieht der Autor auch die Reizthemen wie z.B. die polnisch-ukrainischen Konflikte in Przemyśl nicht und hebt hervor, daß zwei Probleme bislang nicht gelöst worden sind: die Beseitigung der Folgen der „Aktion Weichsel“ (vor allem der ökonomischen) und die Rehabilitation

⁶ Ebenda, S. 20.

der Gefangenen der stalinistischen Lager, vor allem des Lagers in Jaworzno. Abschließend stellt er fest: „Das ukrainische Problem ist im Hinblick auf die Zahl und die Zerstreung dieser Minderheit kein großes Problem. Es hat jedoch gesellschaftliche, politische und moralische Dimensionen. Das Verhältnis des polnischen Staates zu der Minderheit bildet auch den Maßstab der Demokratisierung, mit der die Ukrainer so sehr rechnen.“⁷

Sehr interessant ist der folgende Text von Jerzy Żurko, der sich mit der Gemeinschaft der Lemken beschäftigt. Der Autor beginnt mit den am wenigsten kontroversen Themen und stellt zunächst die ursprünglichen ethnographischen Grenzen der Lemken, ihre Verteilung in Polen nach der „Aktion Weichsel“, ihre Zahl, ihre Sprache und ihre Literatur vor. Dabei gerät er dann aber auch in den Streit hinein, der nicht nur in der Gemeinschaft der Lemken selbst, sondern auch unter Wissenschaftlern geführt wird. Der Autor bemerkt: „Die Sprache, der sich die Lemken bedienen, zählt zur Gruppe der ostslawischen Sprachen und gehörte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sicherlich zu den Dialekten der ukrainischen Sprache. Viele Sprachwissenschaftler halten diese Sprache bis heute für einen solchen Dialekt. Zu berücksichtigen ist jedoch die Entwicklung dieser Sprache. (...) Die Zerstreung der Lemken innerhalb Polens nach dem Jahre 1947 führte dazu, daß in dieser Sprache plötzlich viele polnische, aber zum Beispiel auch viele englische Worte auftauchten. So fing sie an, sich von der literarischen ukrainischen Sprache immer mehr zu unterscheiden.“⁸ Es wurden Bemühungen unternommen, die die Ausarbeitung eines einheitlichen Standards für eine literarische Sprache der Lemken anstrebten, die bis heute von der Mehrzahl der lemkenischen Schriftsteller und Publizisten benutzt wird. Dabei ist hervorzuheben, daß die Problematik der Sprache der Lemken in diesem Teil Europas und in Polen selbst nicht einzigartig ist, denn auch der Streit um die Stellung der kaschubischen Sprache ist hier immer noch lebendig.

Die Frage der Sprache ist natürlich unmittelbar mit der Bewußtseins- und Identitätsoption der Lemken verbunden. Der Autor, der insoweit früheren Forschungen folgt, weist auf das Bestehen von vier Optionen innerhalb dieser Gemeinschaft hin: einer propolnischen Option, einer ukrainischen („Ich bin ausschließlich Ukrainer und nicht Lemke“) oder einer proukrainischen („Ich bin ein Lemke, aber die Lemken sind eine ethnische Gruppe innerhalb des ukrainischen Volkes“) Option und schließlich einer Option zum Lemkentum („Ich bin ein Lemke und nichts weiter“). Bis 1989 wurde die Diskussion um die Identität der Lem-

⁷ Ebenda, S. 49.

⁸ Ebenda, S. 53.

ken unterdrückt. Mit um so größerer Kraft brach sie nach dem demokratischen Umbruch hervor; es stellte sich die Frage des „Bestehens“ oder der „Bildung“ eines karpatho-ruthenischen Volkes, das sowohl von den Ukrainern als auch von den Slowaken und Polen losgelöst sei. Der Autor weist in seinem Text auf die politischen Bedingungen dieser Prozesse hin und beschreibt das wechselvolle gesellschaftliche Leben der Lemken nach 1990, die Rolle der ukrainischen katholischen Kirche, die Assimilationsprozesse im polnischen Umfeld und die Relationen zur ukrainischen Bewegung sowie die Zerwürfnisse innerhalb der nur kleinen Gruppe der Führer der Lemken usw. Auf jeden Fall macht uns dieser Text deutlich, daß die ethnischen und völkerbildenden Prozesse in diesem Teil Europas noch nicht abgeschlossen sind und daß die ethnische Zusammensetzung hier noch sehr dynamisch ist.

In dem folgenden Text beschreiben Helena Datner und Małgorzata Melchior die jüdische Gesellschaftsgruppe. Schon die Überschrift selbst ist ungemein aussagekräftig und charakterisiert das Schicksal der jüdischen Gemeinschaft nach 1945 sehr gut: „Die Juden im heutigen Polen. Abwesenheit und Rückkehr“. Im ersten Teil des Beitrages beschreiben die Autorinnen die komplizierte Problematik der Unterscheidungskriterien für Juden und deren Zugehörigkeit zu dieser Gruppe. (Mit anderen Worten: Wer ist als Jude anzusehen, wer wird als Jude angesehen und wer hält sich für einen Juden? – Am interessantesten dabei ist, daß die Antworten auf diese drei Fragen nicht miteinander übereinstimmen müssen!) Im zweiten Teil erinnern die Autorinnen an einige Elemente der Nachkriegsgeschichte der Juden in Polen, und das nicht nur vor dem Hintergrund der politischen, sondern auch der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ereignisse. Dieser Teil der Geschichte der jüdischen Gemeinschaft ist am wenigsten bekannt. Gewöhnlich kennt man allenfalls das Pogrom von Kielce im Jahre 1946 oder die Ereignisse des März 1968. Das Schicksal dieser gesellschaftlichen Gruppe stellt sich jedoch als viel komplizierter und dramatischer dar, wenn man berücksichtigt, mit welchen fürchterlichen Erfahrungen sie den Krieg hinter sich ließ. Im dritten Teil zeichnen die Verfasserinnen sehr kompetent ein Bild der heute in Polen lebenden Juden und der Typologie von deren eigener Einstellung dem Judentum gegenüber. Sie unterscheiden dabei drei Kategorien der Identitätsoption (eine „gleichgültige“, eine „negative“ und eine „positive“ Option), wobei sie darauf hinweisen, daß diese in jeder Generation der polnischen Juden auftreten. Die Einstellung wird nicht nur vom Alter (also von der Erinnerung an die Welt der polnischen Juden in der Vorkriegszeit), sondern auch zum Verhältnis zur „jiddischen Kultur“, zur Religion, zum Staat Israel, zu Polen und zur polnischen Kultur, zur politischen Wirklichkeit der Nachkriegszeit usw. be-

einflußt. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Erscheinung einer „Wiederentdeckung“ oder mitunter sogar einer neophytischen Manifestierung eigener religiöser oder ethnischer Identität durch junge Juden, die meistens zufällig von ihrer Abstammung erfuhren. Abschließend stellen die Autorinnen verschiedene Formen gesellschaftlicher, kultureller, sozialer und religiöser Aktivitäten der Juden vor und fügen im Anhang ein Verzeichnis der gegenwärtig in Polen tätigen jüdischen Organisationen hinzu.

Drei weitere Aufsätze beschäftigen sich mit dem deutsch-polnischen Grenzgebiet. Kurcz, der im übrigen Autor einer Monographie über die heutige deutsche Minderheit in Polen ist,⁹ stellt auf synthetische Weise die Genese der „Wiedergeburt“ dieser Minderheit, ihre Organisationsstrukturen sowie – was besonders interessant ist – die Erwartungen der Funktionäre der Minderheit im Hinblick auf die Religionsausübung, die Pflege der deutschen Kultur, die Erziehung, den Zugang zu den Massenmedien usw. dar. Er greift noch einmal die Problematik der zahlenmäßigen Stärke der deutschen Minderheit auf, die von so erheblicher Bedeutung ist, daß sie in verschiedenen politischen Verlautbarungen als Argument bei der Bestimmung der Rolle und der Ziele des deutsch-polnischen Verhältnisses benutzt wird. Kurcz, der sich insoweit auf eigene, sehr umfangreiche Untersuchungen stützt, stellt fest, daß die Minderheitenorganisationen Ende des Jahres 1996 ca. 300 000 Mitglieder hatten, wobei er darauf aufmerksam macht, daß nach 1996 Austritte aus diesen Organisationen zu verzeichnen waren. Gemessen an den Mitgliedsbeiträgen wurde auch die aktive Unterstützung durch die Mitglieder geringer. Der Autor geht jedoch noch weiter und behauptet, daß die Angaben über die zahlenmäßige Stärke der Deutschen in Polen meistens nur auf lockeren Spekulationen beruhen und ihre Zahl in Wirklichkeit weniger als 300 000 betragen könnte. Zur Begründung dieser These nennt er fünf Argumente, u.a. den Umstand der hohen Konjunkturabhängigkeit der Einstellung der einheimischen Bevölkerung, die gleichzeitige Zugehörigkeit ein und derselben Person oder Familie zu mehreren Organisationen, die Zurechnung von Personen, die außerhalb Polens leben, zum Mitgliederbestand der Organisationen usw. Gleichzeitig hebt er aber hervor, daß ein nicht näher zu beziffernder Teil der Bevölkerung, der sich mit der deutschen Kultur und der deutschen Nation identifiziert, zu keinem Verband gehört, was suggerieren könnte, daß die tatsächliche Zahl der Deutschen in Polen noch größer sein könnte. (Auf dieses Argument berufen sich die Funktionäre der Minderheit sehr gern.) In einer Situation, in der man über keine glaubwürdigen Nationalstatistiken verfügt,

⁹ Z. Kurcz, *Mniejszość niemiecka w Polsce* (Die deutsche Minderheit in Polen). Wrocław 1995.

wird die Zahl der deutschen Minderheit nach Meinung von Kurcz auch weiter ein Gegenstand von Diskussionen und Streitigkeiten – oft mit politischem Hintergrund – sein.

Maria Szmieja beschreibt auf hervorragende Weise in ihrem Beitrag mit dem aussagekräftigen Titel „Warum die Opper Schlesier keine Polen sein wollen“ die komplizierten Prozesse im deutsch-polnischen Grenzgebiet. Die Literatur zu diesem Problem ist sehr umfangreich, aber die Autorin erwähnt hiervon in den Anmerkungen nur einen sehr bescheidenen Teil. In den Eingangsbemerkungen stellt sie fest, daß „die Schlesier als eine Gruppe des kulturellen Grenzgebiets sowohl mit der polnischen Nation als auch mit der deutschen und der tschechischen Nation verbunden sind. Sie unterscheiden sich jedoch erheblich von diesen Nationen“.¹⁰ Diese einfache Wahrheit bereitet den Beamten und Politikern (auf beiden Seiten der Grenze!), die lediglich eindeutige Optionen und Einstellungen anerkennen, sehr oft Schwierigkeiten. In einem Grenzgebiet sind die Labilität der nationalen Einstellung, deren Mehrdeutigkeit oder gar ein im Laufe der Zeit vorgenommener Wechsel ein fester Bestandteil des geschichtlichen Dramas. Szmieja unterstützt also die These, daß die Schlesier als eigene ethnische Gruppe anzusehen seien, die im Lauf der Geschichte und in den Grenzen der unterschiedlichen staatlichen Systeme zweier Nationen existieren mußte (wobei hinzuzufügen ist, daß diese sich nicht um die kulturelle Eigenständigkeit der Einwohner Schlesiens kümmerten und sie nicht anerkannten). Die Autorin meint, daß uns nur eine Akzeptanz dieser These die Möglichkeit biete, die komplexen Einstellungen der Schlesier gegenüber dem polnischen Staat und der polnischen Kultur mit ihrer Distanz und Wechselhaftigkeit zu verstehen. Sie weist dabei auf eine sichtbare Evolution dieser Einstellung hin, die sich in der Umbruchszeit zwischen den 80er und 90er Jahren vollzogen habe, als man damit begann, die Tradition der polnischen nationalen Bewegung im Gebiet von Opole mit Schweigen zu übergehen und statt dessen immer häufiger das Drama der ersten Nachkriegsjahre – der Verfolgungen, der Vertreibungen, der Verifikation usw. – in den Vordergrund stellte, wobei man gerne auf die Verbindung Schlesiens und des Schlesiertums zu Deutschland und zur deutschen Kultur hinwies. Szmieja läßt keine Zweifel daran aufkommen, daß die nach 1945 von der polnischen Politik begangenen Fehler in Verbindung mit der Aktivität interessierter deutscher Kreise zu einer ganz wesentlichen Entwicklung in der Einstellung der Schlesier und zu deren Hinwendung zum Deutschtum

¹⁰ M. Szmieja, *Dlaczego Ślązacy z Opolszczyzny nie chcą być Polakami* (Warum die Opper Schlesier keine Polen sein wollen), in: *Mniejszości narodowe* (wie Anm. 3), S. 107.

beigetragen haben (dazu kommen wichtige staatsbürgerschaftsrechtliche sowie wirtschaftliche Fragen). Abschließend hebt sie hervor, daß auf diese Weise „die deutsche nationale Option für sie – die Schlesier – zu einer Chance wurde, die Position ihrer Gruppe in der Region zu stärken. Als Vertreter der einem großen Nachbarvolk entstammenden Minderheit erregten sie Aufmerksamkeit, ihre Meinung wurde als gesellschaftlich bedeutsam anerkannt und ihre kulturelle Eigenart erfuhr Beachtung“.¹¹ Ihr gesellschaftlicher Aufstieg war also mit der Abwendung vom Polentum verbunden. Hierin liegen das Paradoxe und die Tragik der jüngsten Geschichte des Opolner Schlesiens.

Szmieja weist auf die fatale Politik der polnischen Regierung gegenüber der einheimischen Bevölkerung als eine der Ursachen für die Wahl einer deutschen Option durch diese Bevölkerung hin. Über die Mechanismen dieser Politik erfahren wir in dem nachfolgenden Aufsatz des hier besprochenen Buches, verfaßt von A. Sakson unter der Überschrift „Der geheime Plan der Aussiedlungen der einheimischen (masurischen) Bevölkerung aus dem Jahre 1952 im Spiegel der Dokumente des Archiwum Akt Nowych (Archiv Neuer Akten) in Warszawa“. Eine gekürzte Version dieses Artikels war von ihm bereits in der Zeitung „Pomerania“ veröffentlicht worden;¹² jetzt wurden diesem Text jedoch Originaldokumente angefügt, die das Verhältnis der damaligen polnischen Regierung zur einheimischen Bevölkerung umfassend darstellen. An dieser Stelle ist hervorzuheben, daß die Regierung damals nicht nur diejenigen Masuren oder Ermländer, die die Entgegennahme von Personalausweisen abgelehnt hatten, in die Ostbeskiden umzusiedeln beabsichtigten, sondern auch die Kaschuben aus der Wojewodschaft Koszalin.

Die weiteren fünf Aufsätze befassen sich mit in Polen lebenden kleinen nationalen Gemeinschaften. G. Pełczyński schreibt über die spezifische Identität der seit Hunderten von Jahren in der Republik Polen in der Diaspora lebenden polnischen Armenier. Nach 1945 verließ die Mehrheit von ihnen die früheren Ostgebiete und siedelte sich hauptsächlich in Kraków, Warszawa, in Schlesien und Gdańsk an. Damals wurden drei religiöse Zentren der Armenier gegründet, wobei anzumerken ist, daß gerade wegen der starken ethnischen Assimilierung dieser Volksgruppe die eigene Kirche zum Erkennungszeichen wurde. Diese Zentren entstanden in Kraków, in Gliwice und in Gdańsk, wo auch eine armenische Marienkultstätte existiert. Pełczyński, der den hohen Grad der Assimilation und

¹¹ Ebenda, S. 116.

¹² A. Sakson, Nieznany plan wysiedleń ludności mazurskiej z 1952. roku (Der unbekannt Plan der Aussiedlungen der masurischen Bevölkerung aus dem Jahre 1952), in: Pomerania (1995), Nr. 10, S. 25 ff.

der Integration hervorhebt, macht auf die Spezifik der armenischen Bevölkerung aufmerksam, zu der neben der Konfession auch das Bewußtsein ihrer adligen Herkunft, der jahrhundertelangen Verbindung mit Polen und der polnischen Kultur sowie der Stolz auf die vielen Persönlichkeiten gehören, die eine Rolle in der polnischen Geschichte spielten und die armenische Wurzeln hatten. Der Autor führt an, daß man die Zahl der polnischen Armenier heute auf ca. 10 000 bis 15 000 Personen schätzen kann und daß Anfang der 80er Jahre eine Renaissance der armenischen Kultur begann, als in Warszawa, Kraków und Gdańsk Interessenverbände der armenischen Kultur entstanden, die unter dem Patronat der Polnischen Völkerkundegesellschaft arbeiteten.

In den folgenden Texten beschreiben Piotr Wróblewski die Gruppe der Nachkommen tschechischer und calvinistischer Ansiedler vom Anfang des 19. Jahrhunderts in Zelów, Kazimierz Pudło die politischen Flüchtlinge aus Griechenland, die nach dem Sieg der rechtsgerichteten Regierung im Jahre 1948 nach Polen kamen, und Józef Ciągwa die Slowaken in den Jahren 1920–1996. Bemerkenswert ist auch der Aufsatz von Andrzej Mirga über „die Roma in der neueren Geschichte Polens“. Der Autor macht auf die Tatsache aufmerksam, daß dies immer noch die am wenigsten beachtete und beschriebene Gruppe ist, die in Polen lebt. Er beginnt seine Ausführungen mit der frühesten Geschichte und der Suche nach den Wurzeln der negativen Stereotype, die die Roma schon im Mittelalter belasteten, wobei er auf das immer feindliche Verhältnis des Staates zu dieser Bevölkerungsgruppe hinweist. Nach 1945 unternahm der Staat ganz bewußt Integrations- und Assimilierungsversuche, denen die „Steigerung der Produktivität“ der Roma dienen sollte. Mit anderen Worten: Sie sollten zur Aufgabe der nomadischen Lebensweise und zur Annahme einer festen Arbeit gezwungen werden. In der Ausführung erwies sich dies jedoch als nicht so einfach, denn erst Mitte der 70er Jahre gelang es endgültig, die Roma zur Aufgabe ihres Wanderlebens zu zwingen. Der Autor schreibt: „Es kam so zum Ende einer bestimmten Epoche in der Geschichte der Roma in Polen. Sie wurden administrativ einem bestimmten Ort zugeordnet, es wurde ihnen zumindest de jure eine nicht aus Zigeunern bestehende Nachbarschaft aufgezwungen, und sie wurden so zu einem Bestandteil der lokalen Gesellschaften.“¹³ Wirklichkeitsnah beschreibt der Autor die aufeinanderfolgenden verschlungenen Wege der kommunistischen Regierungspolitik gegenüber den Roma, wobei er sich auf Archivquellen und eine reiche Literatur stützt; er erinnert an Vorfälle aus dem Jahre 1981 in Oświęcim und Konin, die sich gegen die Zigeuner

¹³ Mniejszości narodowe (wie Anm. 3), S. 157.

richteten, und versucht, ihren gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Hintergrund zu analysieren. (Die Roma bereicherten sich dank ständiger legaler und illegaler Migrationen, was unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Krise zu einer Kumulation der früheren Vorurteile führte.) Wie man sieht, war das Jahr 1981 nicht nur das Jahr des Triumphes der „Solidarność“, sondern auch eine Zeit des Ausbruchs eines vielschichtigen Hasses „allem Fremden“ gegenüber. Die Folge war eine verstärkte Emigration der Roma, hauptsächlich in die skandinavischen Länder und die Bundesrepublik Deutschland. Aber auch danach gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Roma und der polnischen Mehrheit nicht vorteilhafter, obwohl es nicht mehr zu offenen Konflikten kam. Besser könnte man das wohl als „Nebeneinanderleben“ bezeichnen. Der demokratische Umbruch brachte einerseits eine Belebung der Kultur der Roma. (Im Jahr 1990 fand in Warszawa der erste Kongreß der Roma statt, und die Festivals der Zigeunerkultur in Ciechocinek erfreuen sich großen Zuspruchs.) Auch entstand die Vereinigung der Roma in Polen. Gleichzeitig kam es andererseits aber zu einem erneuten Aggressionsausbruch, der durch einen ganz unbedeutenden Vorfall verursacht wurde. Dieses Ereignis wird in der Regel mit der Bezeichnung „die Vorfälle von Wlawa“ versehen. Der Autor versucht, diese Vorfälle nicht nur mittels einer faktographischen Aufzeichnung, sondern auch vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Konflikttheorie darzustellen.

Das Gesamtwerk wird durch Zusammenfassungen in englischer, deutscher und russischer Sprache sowie durch einige Illustrationen abgeschlossen. Wenn man etwas kritisch anmerken wollte, könnte man bedauern, daß sowohl ein umfassendes Personenverzeichnis als auch ein Verzeichnis der Minderheitenorganisationen fehlen. Es ist jedoch ohne jede Einschränkung festzustellen, daß es sich hier zweifellos um einen der interessantesten Bände zur Frage der Minderheiten in Polen handelt, der in den letzten Jahren erschienen ist.

Während in dem soeben besprochenen Werk besonders auf das Schicksal der Minderheiten nach 1945 bis zum heutigen Tage eingegangen wird, hat ein weiteres, vom Zentrum für Internationale Beziehungen des Instituts für Öffentliche Angelegenheiten gemeinsam mit dem Sejm-Verlag herausgegebenes Buch einen noch aktuelleren Charakter. Davon zeugt schon sein Titel: „Mniejszości narodowe w Polsce. Praktyka po 1989 r.“.¹⁴ Redakteurin dieses Bandes ist Bogumiła Berdychowska, die schon deshalb als besonders kompetent anzusehen ist, weil sie mehrere Jahre im

¹⁴ *Mniejszości narodowe w Polsce. Praktyka po 1989 r.* (Die nationalen Minderheiten in Polen. Die Praxis nach 1989), Red. v. B. Berdychowska. Warszawa 1998.

„Büro für Fragen der Nationalen Minderheiten“ des Kultur- und Kunstministeriums tätig war.

Das Buch besteht aus acht Kapiteln, deren Autoren sich auf die Veränderungen konzentrierten, die sich in den Jahren 1989–1996 bei den Minderheiten vollzogen. Lediglich das umfangreiche, 70 Seiten umfassende erste Kapitel hat allgemeinen Charakter. Sławomir Łodziński, der u.a. als Experte des Sejm für die Fragen der Minderheiten gilt, hat dieses Kapitel unter die Überschrift „Den eigenen Schatten überspringen – Juristische, institutionelle und gesellschaftliche Aspekte der Politik des polnischen Staates gegenüber den nationalen Minderheiten in den Jahren 1989–1997“ gestellt. Er gibt allgemeine Hinweise zu den Veränderungen der nationalen Struktur nach 1945 (und erklärt dabei auch den Umstand der Unterschiede bei den Schätzungen der Minderheitenzahlen) sowie zur staatlichen Politik gegenüber den Minderheiten bis 1989 und in der Zeit danach. (U.a. schreibt er über die Einberufung einer Sejm-Kommission für nationale und ethnische Minderheiten schon im Jahre 1989 und über die Berücksichtigung der Minderheitenproblematik in der Regierungserklärung des ersten Premierministers der „Solidarność“, T. Mazowiecki.) Das hauptsächlichliche Gewicht wird jedoch u.a. auf die folgenden Themenkreise gelegt: der Status der Minderheiten im polnischen Rechtssystem seit 1989 (Internationales Recht, Verfassungsregelungen, bilaterale Abkommen sowie der Entwurf eines Gesetzes über die nationalen Minderheiten), Institutionen, die sich mit Minderheiten beschäftigen (z.B. Ministerien, Sejm-Kommission, Bevollmächtigte der Wojewoden usw.), die Möglichkeiten des Unterrichts in den nationalen Sprachen sowie der Organisation des politischen Lebens und der Beteiligung daran und schließlich das kulturelle und religiöse Leben der Minderheiten. Dabei widmet der Autor auch der Wahrnehmung der Minderheiten durch die polnische Gesellschaft, den Stereotypen, den Vorurteilen und der Distanz zu den einzelnen nationalen Gruppen große Aufmerksamkeit. Zusammenfassend schreibt Łodziński zutreffend, daß „die Veränderungen in der staatlichen Politik gegenüber den nationalen Minderheiten in den 90er Jahren auch durch Veränderungen in der Haltung dieser Gemeinschaften selbst in ihrem Verhältnis zur ‚Mehrheit der Gesellschaft‘ begleitet wurden. Der demokratische Umbruch des Jahres 1989 führte zu einer Öffnung auf beiden Seiten – bei den Minderheiten und bei der Mehrheit. Es fällt jedoch schwer, von einer generellen Tendenz zu sprechen, weil die gesellschaftliche Situation einer jeden einzelnen Minderheit unterschiedlich ist, wobei es jedoch eine wichtige Tatsache ist, daß im Prinzip keiner mehr deren nationalen Status verneint. Die Einstellung der Polen zu den Minderheiten wurde offener und ‚wärmer‘, aber die Distanz zu einigen der Grup-

pen, insbesondere zu den Ukrainern und den Roma, ist immer noch sehr groß“.¹⁵

Die weiteren Kapitel befassen sich dann schon konkret mit den hauptsächlichlichen Minderheitengruppen, d.h. mit den Deutschen, den Ukrainern, den Weißrussen, den Litauern, den Slowaken und den Juden, wobei ein einheitliches Schema eingehalten wird, das folgende Themen umfaßt: den rechtlichen Status, die Organisationen der Minderheiten, ihre Beteiligung am öffentlichen Leben, ihre finanzielle Lage, die zur Entwicklung der Kultur durchgeführten Maßnahmen, den Zugang zu den Massenmedien, das Schulwesen und die Religion, Fragen der Sprache und der Schreibweise von Vor- und Nachnamen und schließlich Konflikte und strittige Themen (wie sich herausstellt, gibt es davon immer noch genug – die Gotteshäuser, die Denkmäler, die Friedhöfe, die Ortsnamen und die Schreibweise von Namen, die Problematik der Liturgie in der Heimatsprache, der Zugang zu den Medien, die Förderung des Schulwesens der Minderheiten usw.). In einem gesonderten Kapitel werden andere, kleine Minderheitengruppen angesprochen: die Armenier, die Karäer, die Tataren und die Altgläubigen.

Die Lektüre dieses Buches überzeugt von der Richtigkeit der Feststellung Łodzińskis, daß die Situation einer jeden einzelnen Gruppe unterschiedlich ist. Sie ist davon abhängig, ob die Minderheit in der Diaspora oder innerhalb ihrer Gemeinschaft lebt, ob es sich um eine einheimische Gruppe handelt oder ob sie aus anderen polnischen Gebieten kam, wie groß die Gruppe ist, ob sie eine eigene, in erster Linie humanistisch gebildete Intelligenz besitzt, die in aller Regel die Führungsgruppe bildet, welche historischen Erfahrungen im Verhältnis zu den Polen und dem polnischen Staat gemacht wurden usw. Jede dieser Gruppen hat auch ihre eigenen, spezifischen Probleme und Erwartungen gegenüber der Regierungsmacht und den Selbstverwaltungsorganen. Alle Minderheitenkreise vertreten jedoch konsequent die Forderung nach einem besonderen Gesetz, das sich mit den nationalen und ethnischen Minderheiten befaßt.

Eine Erforschung der nationalen Minderheiten findet jedoch nicht nur auf Gesamtpolen bezogen statt. Viele polnische Regionen haben ihre eigenen, spezifischen Nationalitätenprobleme und erwecken deshalb bei den Wissenschaftlern ein nicht abnehmendes Interesse – so auch Pommern. In diesem Zusammenhang seien zwei Publikationen über die Danziger Pommern und über die Westpommern erwähnt. Bei der ersten handelt es sich um ein Buch mit dem Titel „W starej i nowej ojczyźnie. Mniejszości narodowe w Gdańsku po II wojnie światowej“, herausgege-

¹⁵ Ebenda, S. 79.

ben vom Verband der unabhängigen ukrainischen Jugend in Gdańsk im Jahre 1997.¹⁶ Diese Arbeit beinhaltet neben einer Einleitung von Tadeusz Stegner, der schon seit vielen Jahren die Forschungen zur nationalen Problematik im Danziger Zentrum vorantreibt, sieben weitere Kapitel. Helena Głogowska schreibt über „die Weißrussen in Gdańsk und Umgebung nach 1945“ und stellt die besonders interessanten Aktivitäten der weißrussischen Bevölkerung in Gdańsk nach 1989 vor (Ausstellungen zur Literatur der nationalen Minderheit, Gründung eines Jugendtheaters, Veranstaltungen mit folkloristischen Gruppen usw.). Mit der deutschen Bevölkerung beschäftigen sich zwei Artikel. Maciej Hejger beschreibt das Schicksal der Deutschen in der Wojewodschaft Gdańsk in den Jahren 1945–1947, wobei er sich auf die gesellschaftliche Stellung dieser Gruppe in der Bevölkerung konzentriert (Beschäftigung, Versorgung, gesundheitliche Situation, das Verhältnis der polnischen Bevölkerung und der Wojewodschaftsverwaltung zu dieser Minderheit usw.). Einen ganz anderen Charakter hat der Text von Gerhard Olter unter dem Titel „Die deutsche Minderheit in der Wojewodschaft Gdańsk – die letzten zehn Jahre“. Eigentlich handelt es sich hierbei um eine Erinnerung und einen dokumentarischen Text, der von einem der Hauptfunktionäre der Minderheit, dem Sekretär des Verbandes der Deutschen Minderheit in Gdańsk, verfaßt wurde. Obwohl er sich in seiner Form von den anderen in diesem Buch veröffentlichten Texten unterscheidet, ist er zweifellos von großer Bedeutung. Er stellt die Bedingungen und den Prozeß der Wiederbelebung der deutschen Minderheit in Gdańsk und in Pommern sowie die Tätigkeit der diese Bevölkerungsgruppe vereinigenden Organisationen glaubhaft dar. Dabei bildet er ein wichtiges Zeugnis, das um so wichtiger ist, als bis zum heutigen Tage noch keine monographische Arbeit entstanden ist, welche die deutsche Minderheit im Danziger Pommern behandelt.

Die zwei folgenden Texte beschäftigen sich mit für Gdańsk spezifischen Gruppen, den Armeniern (Andrzej Chodubski) und den Tataren (Selim Chazbijewicz). Insbesondere der zweite Text hat fast den Charakter einer Chronik des Schicksals der tatarischen Gemeinschaft in Gdańsk nach dem Zweiten Weltkrieg.

Igor Hałagida ist Verfasser eines Aufsatzes, der sich mit „der gesellschaftlichen, kulturellen und bildungspolitischen Tätigkeit der Ukrainer in der Wojewodschaft Gdańsk nach 1945“ beschäftigt, wobei die besondere Bedeutung dieses Textes darin liegt, daß bisher im öffentlichen Be-

¹⁶ W starej i nowej ojczyźnie. Mniejszości narodowe w Gdańsku po II wojnie światowej (In der alten und in der neuen Heimat. Die nationalen Minderheiten in Gdańsk nach dem Zweiten Weltkrieg), Red. v. I. Hałagida. Gdańsk 1997.

wußtsein eher davon ausgegangen wurde, daß die Ukrainer ausschließlich in die sogenannten nördlichen und westlichen Gebiete umgesiedelt worden seien. Über die ukrainische Gesellschaftsgruppe in Gdańsk und der Wojewodschaft Gdańsk war bisher wenig bekannt. (Der Autor blickt in die Zwischenkriegszeit zurück und weist darauf hin, daß sich schon damals in Gdańsk ein wichtiges Zentrum der Emigration der Ukrainer befand, die sich gegen die Polen verschworen hatten.)

Ein gleichermaßen unbekanntes Blatt der Geschichte stellt das Nachkriegsschicksal der Juden dar. Damit beschäftigt sich der letzte Aufsatz des Buches, geschrieben von Grzegorz Berendt, der sich u.a. mit den weltlichen und religiösen jüdischen Organisationen in der Wojewodschaft Gdańsk beschäftigt. Der Autor geht auf den Neubeginn jüdischen Lebens nach 1945 und seine Weiterentwicklung bis zum Ende der 40er Jahre ein, als es wegen des aufkommenden Stalinismus fast vollständig zum Erlöschen kam. Er weist auf die Stellung der Stadt als des Ortes hin, von dem die polnischen Juden oft in den Westen und nach Israel emigrierten. Darüber hinaus beschreibt er die Reaktivierung des religiösen Lebens nach 1956 sowie das schwierige Verhältnis dieser kleinen Gruppe zur Wojewodschafts- und Stadtverwaltung. Die 90er Jahre brachten eine erneute Renaissance für das Leben der jüdischen Gemeinschaft, wovon die Neugründung der jüdischen Glaubensgemeinschaft der Republik Polen mit Sitz in Gdańsk im März 1994 zeugt.

Das Gesamtwerk stellt – obwohl es nicht sehr umfangreich ist – sicherlich einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der ethnischen Karte Pomerns in den letzten Jahrzehnten dar.

Das letzte Buch, das hier besprochen werden soll, ist der in Szczecin herausgegebene Studienband mit dem Titel „Pomerania Ethnica. Mniejszości narodowe i etniczne na Pomorzu Zachodnim“.¹⁷ In ihm befinden sich insgesamt 26 Aufsätze, die in sechs Gruppen unterteilt sind. Die erste Gruppe befaßt sich mit dem Verhältnis zwischen der Politik und den nationalen Minderheiten. Hervorzuheben sind hier zwei Texte: „Die nationalen Minderheiten in den Programmen der politischen Gruppen in den Jahren 1989–1990“ von M. Giedrojć (hier wird aufgezeigt, wie die nationale Frage die polnische politische Szene zum Zeitpunkt des Beginns der polnischen Demokratisierung teilte) und ein Artikel von S. Łodziński, der sich mit der Frage der polnischen Staatsbürgerschaft nach 1989 beschäftigt. Der Autor schreibt u.a. über Fragen der polnischen Staatsbür-

¹⁷ Pomerania Ethnica. Mniejszości narodowe i etniczne na Pomorzu Zachodnim (Pomerania Ethnica. Nationale und ethnische Minderheiten in Hinterpommern), Red. v. M. Giedrojć u. J. Mieczkowski. Szczecin 1998.

gerschaft der Repatriierten aus den Gebieten der ehemaligen UdSSR, der Staatsbürgerschaft der nationalen Minderheiten und der Immigranten usw.

Der zwei Artikel umfassende zweite Teil beschäftigt sich mit ethnischen Fragen in Hinterpommern vor 1945. E. Włodarczyk verifiziert das allgemeine Meinungsbild über die Geschichte der Gruppe der Polen in Szczecin und deren Bedeutung für das Leben der Stadt vor 1939, W. Stepiński schreibt über die Genese des Begriffs der sogenannten „polnischen Gefahr“ in Pommern, der vor dem Ausbruch des Krieges eine erhebliche Rolle in der deutschen Politik gegenüber den Polen spielte.

Der dritte Teil hat allgemeineren Charakter. In drei Artikeln finden sich Anmerkungen zur nationalen Struktur in Hinterpommern nach 1945 (Z. Chmielwski), zur nationalen Politik in diesem Gebiet (A. Chodubski) sowie zu den Barrieren einer gesellschaftlichen Integration in den Jahren 1945–1956 (C. Osękowski). Zwangsläufig mußte hier das Thema der deutschen Bevölkerung auftauchen, mit der sich vier gesonderte Artikel im vierten Teil beschäftigen. Jeder von ihnen enthält eine Fülle neuer Informationen. Z. Romanow beschreibt den Kampf der polnischen Verwaltung gegen die deutsche Sprache in den von Autochthonen bewohnten westlichen und nördlichen Gebieten. Dieser Kampf war eine der Ursachen für die Stärkung des Verbundenheitsgefühls dieser Bevölkerung mit der deutschen Sprache! P. Madajczyk, der sich auf reiches Quellenmaterial stützt, berichtet dagegen über die Veränderungen in der Situation der Deutschen in Polen infolge der Ereignisse des Oktobers 1956 und ihre Reaktion auf diese Veränderungen, wobei er besonders die Wojewodschaft Koszalin berücksichtigt, in der sich zur damaligen Zeit einer der stärksten Konzentrationspunkte der deutschen Bevölkerung befand. Lohnend ist auch die Lektüre des Textes von M. Czerwiński, der sich einen genauen Überblick über die „Pommersche Zeitung“, also das Organ der Pommerschen Landsmannschaft, verschaffte und aufzeigt, wie in ihr die Wiederbelebung und die Tätigkeit der deutschen Minderheit in Westpommern beschrieben werden.

Der fünfte Teil ist den Kaschuben gewidmet. Neben zwei Texten über die Slovinzen (V. Tkacz und W. Łysiak)¹⁸ befindet sich hier auch ein Artikel von J. Borzyszkowski mit dem Titel „Die Kaschuben nach 1945“. Hervorzuheben ist, daß dies in der polnischen Literatur derzeit der erste

¹⁸ Beide Artikel wurden auch in einer deutschsprachigen Fassung veröffentlicht. Vgl. W. Łysiak, Das Drama der Slovinzen und der Geschichtsprozeß, in: *TransOdra. Deutsch-polnisches Informationsbulletin* 18 (1998), S. 160-166; V. Tkacz, Kluki (Klücken) als Heimat. Beziehungen zwischen der autochthonen Bevölkerung und dem Slovinzischen Dorfmuseum, in: *Ebenda*, S. 167-172.

Versuch einer synthetischen Betrachtung der Geschichte der kaschubischen Gemeinschaft in Gesamtpommern nach dem Zweiten Weltkrieg ist.

Mit den Ukrainern beschäftigen sich drei Artikel im sechsten Teil, wobei der Text von P. Andrusieczko mit dem Titel „Das ständige Dilemma der Identität der Ukrainer in Hinterpommern nach 1989“ von besonderer Wichtigkeit ist. Der Autor hebt die Tatsache hervor, daß die Ukrainer nach 1956 versuchten, ihre eigene Kultur im Rahmen der bestehenden Bedingungen zu entfalten. Die Änderung dieser Bedingungen im Jahre 1989 zwang sie jedoch zur Veränderung ihrer Handlungsstrategie und stellte diese gesellschaftliche Gruppe gleichzeitig vor die Frage: „Wer wollen wir in unserer neuen, kleinen Heimat sein, wie ist unsere Rolle in Pommern, und wie sollte sie sein, was ist unsere private und was unsere ideologische Heimat?“ Diese Fragen stellen sich vor allen Dingen der jungen Generation. An dieser Stelle könnte man z.B. auf die Tatsache hinweisen, daß immerhin 50% der Jugendlichen aus dem Lyzeum in Biały Bór der Feststellung widersprachen, daß ihre Heimat Polen sei, und nur 9,4% sich zu zwei gleichberechtigten Heimaten – zu Polen und zur Ukraine – bekannten. Für die Jugendlichen stellt das Ostbeskiden-Gebirge jedoch nicht mehr die Heimat dar, was für die ältere Generation noch selbstverständlich ist. Aber auch Pommern ist nicht Heimat. Der Autor stellt fest – indem er sich auf das Ergebnis eigener Forschungen beruft –, daß „der Prozeß des Hineinwachsens schon angefangen hat und, wie es scheint, gar nicht einmal den Verlust der eigenen Identität bedeuten muß“.¹⁹ Obwohl dieser Prozeß die ältere Generation eigentlich nicht umfaßt und auch von einem Teil der Jugendlichen abgelehnt wird, ist einem Teil der ukrainischen Elite schon jetzt bewußt, daß sie dieses Gebiet nicht so ohne weiteres verlassen kann und sich deshalb in der Sorge um die eigene nationale Identität bei der Schaffung einer örtlichen Kultur und Tradition einbringen muß.

Der letzte und umfangreichste Teil des Buches trägt den sehr allgemeinen Titel „Das ethnische Mosaik Pommerns“. Hier finden wir sieben Texte, die sich mit den Juden, den Griechen und den Mazedoniern, den Tataren, den Weißrussen, den Zigeunern, der Französischen Nationalen Gemeinde in Szczecin in den Jahren 1989–1997 sowie mit dem Zuzug von Ausländern nach Hinterpommern in den 90er Jahren beschäftigen. Das Buch schließt mit einem Überblick über die Entwicklung der Statuten für die einzelnen in Hinterpommern tätigen Minderheitenorganisationen.

¹⁹ P. Andrusieczko, Dylematy tożsamości Ukraińców na Pomorzu Zachodnim po 1989 (Das ständige Dilemma der Identität der Ukrainer in Westpommern nach 1989), in: *Pomerania Ethnica* (wie Anm. 17), S. 183.

Obwohl man zu den einzelnen Texten durchaus auch kritische Anmerkungen machen könnte, handelt es sich jedoch sicherlich um die vollständigste Präsentation der nationalen Problematik in Hinterpommern. Sie macht auch die Notwendigkeit weiterer Forschungen deutlich, insbesondere vor dem Hintergrund der Herausbildung eines neuen Gesichts der pommerschen Gesellschaft nach den Verwaltungsveränderungen und der Schaffung zweier neuer selbständiger Regionen an der Ostsee.

Die vorgestellten Publikationen stellen nur einige ausgewählte Beispiele aus einem reichen wissenschaftlichen Schrifttum dar, das sich mit den Minderheiten beschäftigt und in den letzten zwei Jahren erschien. Mit Sicherheit kann man sagen, daß das Interesse an der Minderheitenproblematik zumindest im Bereich der Wissenschaft nicht abgenommen hat. Eine andere Frage ist aber, ob und wie sich dies auf die gesellschaftliche Haltung der Polen übertragen läßt.

Cezary Obracht-Prondzyński, Gdańsk

Polacy i Niemcy pół wieku później. Księga pamiątkowa dla Mieczysława Pszona (Polen und Deutsche ein halbes Jahrhundert später. Gedenkbuch für Mieczysław Pszon), hrsg. v. Wojciech Pięciak. Kraków: Znak 1996, 552 S., 12 Illustrationen.*

Das Buch „Polacy i Niemcy pół wieku później“ sollte eine Jubiläumsausgabe darstellen: Es wurde in Zusammenhang mit dem anstehenden 80. Geburtstag von Mieczysław Pszon geschrieben, einem Publizisten, der seit drei Jahrzehnten am Krakauer katholischen „Tygodnik Powstaniecki“ mitarbeitet. Pszon war eine ungewöhnliche Persönlichkeit, ein engagierter Katholik, während des Zweiten Weltkrieges Teilnehmer am deutschfeindlichen Widerstand in der „Landesarmee“ („Armia Krajowa“). Nach dem Krieg baute er durch Jahrzehnte an den schwierigen und heiklen Brücken der polnisch-deutschen Verständigung. Infolge der demokratischen Umwandlungen 1989 wurde er zum polnischen Diplomaten ernannt. Er bereitete mit der deutschen Seite ein Treffen von Bundeskanzler Helmut Kohl mit dem ersten nichtkommunistischen Premierminister Polens, Tadeusz Mazowiecki, vor.

* Die vorliegende Rezension ist eine veränderte und erweiterte Version der Buchbesprechung, die 1998 in „Odra“ auf polnisch publiziert wurde.

Es gelang nicht, den Band vor dem Tode des Jubilars vorzubereiten und herauszugeben. Der Band geriet zu einem ungewöhnlichen Andenken an ihn. Für jüngere Leser ist das Buch eine Fundgrube des Wissens über ungewöhnliche Schicksale – Schicksale nicht nur von Pszon, dessen Tagebücher das Buch enthält, und über den Autoren wie der schon verstorbene Redakteur des „Tygodnik Powszechny“, Jerzy Turowicz, und der in Deutschland bekannte Władysław Bartoszewski schreiben: über den Teilnehmer am deutschfeindlichen Widerstand, den Mitveranstalter der Hilfsaktion für Juden und für durch Nazischergen ermordete polnische Bürger, den Gefangenen deutscher Konzentrationslager, der während der kommunistischen Regierung starken Repressionen ausgesetzt war. Das Buch bildet eine Sammlung der Aussagen von zehn Polen und Deutschen (westlich und östlich der Berliner Mauer) über die Entstehung des kunstvollen Gewebes der polnisch-deutschen Verhältnisse nach der Tragödie des großen Krieges. Diese Tätigkeit wurde durch polnische Kommunisten erschwert, die sich nicht für die echt menschlichen, inoffiziellen Brücken zwischen den Deutschen und den Polen interessierten – Vertretern der Nationen, die sich für beeinträchtigt hielten, beeinträchtigt durch die Nachbarn, sowohl während des Krieges als auch in den späteren Jahren.

Der Band, der von einem Kenner der polnisch-deutschen Beziehungen, dem Publizisten Wojciech Pęciak herausgegeben wurde, ist thematisch gegliedert: „Anfänge“, „Menschen und Schicksale“, „Gedächtnis“, „Vertreibung, Aussiedlung“, „Meine verlorene Heimat“, „Wir reichen ihnen die Hand“. Diese Titel bilden eine logische Reihe, angefangen bei einzelnen Reflexionen der Polen und Deutschen, die ihre neueste Geschichte nicht vergessen, sondern sich bemühen, vorsichtige Kontakte anzuknüpfen. Sie versuchen auch den entsetzlichen Ballast der Kriegsjahre abzuwerfen – die Last der Erinnerungen an die „Zeit der Verachtung“ und der verlorenen Heimat, die nicht nur die Deutschen, sondern auch die Polen aus dem ehemaligen Ostpolen infolge des Krieges verloren. In den Jahren des polnischen „Taufweters“ nach dem Tode Stalins und seit dem Ende der 50er Jahre fanden erste Gespräche, Besuche inoffizieller Vertreter beider Seiten statt. Die frische Erinnerung an den Krieg und die Kraft der gesammelten gegenseitigen Stereotype war immer noch groß. Das riesige gegenseitige Mißtrauen, entfacht durch allgegenwärtige Propaganda des totalitären, kommunistischen polnischen Staates, war sehr schwer zu ersetzen durch ein anderes, verständnisvolleres Bild vom Nachbarn. Auch in dem demokratischen Teil Deutschlands hielten sich lange Zeit polenfeindliche Resentiments, die sich durch das Problem der Grenzen Deutschlands zugespitzt hatten. Die Initiativen, die damals von polnischen und deutschen christlichen Funktionären unternommen wurden, brachten jedoch lang-

sam Ergebnisse. Darüber äußern sich in vorliegendem Band viele bekannte Personen, Intellektuelle, Politiker und Soziologen, die sich im Aufbau der Verständigung durch die Jahrzehnte engagierten. Zu nennen sind einige wenige wie Stanisław Stomma, Klaus von Bismarck, Józefa Hannelowa, Karl Dedecius, Dorota Simonides, Marion Gräfin Dönhoff.

Das Buch ist mit Illustrationen versehen und editorisch sorgfältig bearbeitet. Der Leser kann in kurzen Notationen erfahren, wer die Autoren der gedruckten Texte sind. Jüngere Leser können somit die eigenartige „Geographie“ der Herkunft der polnischen Autoren kennenlernen, unter denen einige aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten stammen, die nach dem Krieg an die Sowjetunion verloren wurden, und der deutschen Autoren, die aus der Bundesrepublik Deutschland, aber auch aus der Deutschen Demokratischen Republik stammen. Dies ist besonders wertvoll für die polnischen Leser, die im kommunistischen Teil Deutschlands oftmals keine beachtenswerten Persönlichkeiten wahrnehmen konnten – Ergebnis eines weiteren negativen Stereotyps, das die Unterschätzung der direkt an Polen grenzenden ostdeutschen Gesellschaft zur Folge hatte. Die Deutsche Demokratische Republik war bei den Polen nicht nur für ihre allgegenwärtige politische Polizei („Stasi“) bekannt, sondern auch für den Massenkonformismus ihrer Bürger. Aber gerade dort – unter schwierigen Bedingungen – wurden Initiativen unternommen, die nicht weniger bedeutend waren als jene aus dem Westen Deutschlands. Von diesen Personen (und ihren Initiativen) ist v. a. Ludwig Mehlhorn zu nennen, Oppositioneller und Teilnehmer an der bekannten „Aktion Sühnezeichen“ sowie Autor einer interessanten Skizze über Pszon, die in diesem Buch mit dem denkwürdigen Titel „Die graue Eminenz“ veröffentlicht wurde.

Das zu besprechende Gedenkbuch ist – im Unterschied zu ähnlichen und oft schwer lesbaren wissenschaftlichen Veröffentlichungen – für den breiteren Leserkreis verständlich. Es zeigt die schwierige, vieljährige Arbeit und Entwicklung, Versuche der gegenseitigen Verständigung, die durch Vertreter feindlicher Nationen unternommen wurden, die diffizilen Anfänge, die gegenwärtig unter ganz neuen Bedingungen realisiert werden: Der demokratische deutsche Staat ist wieder vereinigt, und Polen hat die Demokratie gewonnen. Wenn man heute die zahlreichen und freien polnisch-deutschen Kontakte beobachtet, muß man an diejenigen Personen erinnern, die sich im letzten halben Jahrhundert bemühten, eine christliche und menschliche Verständigung zwischen Polen und Deutschen aufzubauen. Das Buch „Polacy i Niemcy“ ist ein ausgezeichnete Beweis dafür.

Grzegorz Strauchold, Wrocław

Tożsamość polska i otwartość na inne społeczeństwa (Die polnische Identität und das Problem des Verhältnisses zu anderen Gesellschaften), Red. v. Leon Dyczewski. Lublin: Redakcja Wydawnictw Katolickiego Uniwersytetu Lubelskiego 1996, 170 S.

Die Katholische Universität in Lublin (KUL) ist eine kleine Hochschule, die jedoch auf einigen Wissenschaftsgebieten bemerkenswerte Leistungen hervorgebracht hat. Unter anderem sind hier die Forschungsergebnisse des Lehrstuhls für Kulturosoziologie unter Leitung von Leon Dyczewski zu erwähnen. Im Dezember 1994 veranstaltete der Lehrstuhl eine Tagung unter dem Titel „Die kulturelle Identität der polnischen Gesellschaft und die Frage ihres offenen Verhältnisses zur Kultur anderer Gesellschaften“. Der präsentierte Band beinhaltet sieben dort vorgestellte Vorträge sowie zusätzlich einen Beitrag von Leon Dyczewski, „Die Einstellung eines Christen gegenüber einer anderen Kultur und Religion“, der nicht zur Konferenz gehörte. Darin wird das offene Verhältnis von Maximilian Maria Kolbe, der 1994 100 Jahre alt geworden wäre, zur japanischen Kultur und dortigen Religion dargelegt. Der Herausgeber argumentiert in der Einleitung, daß die Thematik dieses Aufsatzes sehr gut zum allgemeinen Buchthema passe und den Sammelband eindeutig bereichere.

Die drei ersten Beiträge – Leon Dyczewski, „Die Nation als Kulturfaktor“, Jerzy Bartmiński, „Die Sprache als Träger der nationalen Identität und Erscheinung des Verhältnisses zu den anderen“, Dariusz Wadowski, „Der Mythos als der Schlußstein der Zeit und des Raumes“ – sind ganz allgemeinen Themen wie den Definitionen von Nation, Kultur und Sprache gewidmet. Die Verfasser analysieren diese Grundbegriffe im polnischen Kontext und beschreiben gleichzeitig die Rolle der definierten Faktoren für die polnische kulturelle Identität. Der vierte Beitrag von Irena Bukowska-Floreńska, „Der regionale und außerregionale Charakter der Spiele und Feste“, zeigt universelle und spezifische Aspekte der Festlichkeiten im Oppelner Schlesien. Die Autorin versucht hier, die kulturelle Andersartigkeit dieser Region zu betonen und die Rolle der spielerischen Veranstaltungen bei der Gestaltung der regionalen Kultur und Identität zu bestimmen.

In drei daran anschließenden Aufsätzen wird die Frage nach der Rolle der katholischen Kirche und Religion in der Entfaltung der kulturellen Identität der polnischen Gesellschaft untersucht. Marian Rudecki schreibt dabei über „Universalität und Regionalismus der katholischen Kirche in Polen“, Jerzy Kłoczowski über die „Orden in Polen als Träger der europäischen Werte und ihr Anteil an der Entstehung der polnischen

Kultur“, und Leon Dyczewski stellt die Persönlichkeit des im oben bereits erwähnten Beitrag heiliggesprochenen Maximilian Maria Kolbe vor. Den Band beschließt die Arbeit von Andrzej Jurga, „Über das Wesen der Fernsehkunst, ihren polnischen und universellen Charakter“. Der letzte Aufsatz unterscheidet sich von den anderen, ist jedoch vor allem deswegen wichtig für das Gesamtthema, weil das Fernsehen heute die größte Rolle unter den Kommunikationsmedien und gleichzeitig bei der Gestaltung der Kultur spielt.

Der Sammelband schöpft auf keinen Fall das im Titel anvisierte Thema vollständig aus. Die einzelnen Referate bilden interessante Versuche, verschiedene soziologische (und theologische)¹ Kategorien zu ordnen und die Diskussion zu diesen Fragen anzuregen. Für Historiker – vor allem der Zeitgeschichte – ist die Lektüre ebenfalls empfehlenswert. Die Autoren gehen in ihren Ausführungen an mehreren Stellen weiter in die Vergangenheit zurück, doch gelingt es ihnen nicht, Fehler zu vermeiden. Leon Dyczewski nennt beispielsweise im ersten Beitrag als Beweis für die ethnische und religiöse Pluralität des polnisch-litauischen Staates im 16. Jahrhundert die Gründung der „Jüdischen Akademie – Jeszybot“ 1505 in Lublin, die die zweite Hochschule in der „Rzeczpospolita“ (nach der Krakauer Universität) und gleichzeitig die einzige dieser Art in Europa gewesen sei (S. 27f.). Als Lubliner „Patriot“ hat er vergessen, daß zur gleichen Zeit auch in Krakau eine jüdische Hochschule („Talmudakademie“ – „jeschiba“) entstand, die sogar größere Bedeutung als die Schule von Lublin für das intellektuelle Leben der Juden in Europa besaß.² Im selben Aufsatz nennt der Verfasser bei den ethnischen Gruppen, die im polnischen Staat im 16. Jahrhundert lebten, auch Ruthenen (Rusini) und Ukrainer (Ukraińcy) – also zwei verschiedene Ethnien (S. 27), könnte man meinen. In der Zwischenkriegszeit sprachen nach Dyczewskis Darlegungen die Ukrainer in Polen ruthenisch und nicht ukrainisch („ruski język“, S. 28). In Wirklichkeit ist dies dieselbe Gruppe, die in früheren Perioden (Mittelalter und Frühe Neuzeit) als „Ruthenen“ sowie später als „Ukrainer“ bezeichnet wird.³ Außerdem wäre es besser, die nichtpolni-

¹ Theologischen Themen ist der gesamte Beitrag von Marian Rusecki, Lehrstuhlinhaber für Fundamentaltheologie und Christologie an der Katholischen Universität in Lublin, gewidmet.

² Vgl. z.B. Jacob Goldberg, Metropolen und Zentren der Judenschaft in Polen, in: Metropolen im Wandel. Zentralität in Ostmitteleuropa an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit, hrsg. v. Evamaria Engel (u.a.). Berlin 1995, S. 135-143, hier S. 138f.

³ Diese Meinung zur klaren Unterscheidung zwischen den Ruthenen und den Ukrainern vertritt eindeutig der Verfasser des zweiten Beitrages, Jerzy Barmiński, auf S. 47.

schen Gruppen im heutigen Polen als nationale und nicht ethnische Minderheiten zu bezeichnen (S. 28).

In der Mehrheit der Beiträge ist die Tendenz zu erkennen, die Rolle der katholischen Kirche bei der Gestaltung der polnischen Kultur überzubetonen. An mehreren Stellen entsteht der Eindruck, für die Autoren bestehe die polnische Gesellschaft lediglich aus einer Nation und einer Religion. Wenn dies für die Nation zahlenmäßig fast stimmt (etwa 95% Polen), so ist es für die Religion eher problematisch. Offiziell gehören zwar ungefähr 90% der polnischen Bürger der katholischen Kirche an, ein Teil davon geht jedoch nur aus konjunkturellen Gründen in die Kirche. In diesem Fall sollte bei der Einschätzung der Rolle dieser Religion vorsichtiger argumentiert werden.

Beachtenswert sind besonders die Ausführungen zum Einfluß des Fernsehens auf die Formung der heutigen Kultur in Polen. Neben Andrzej Jurga äußert auch Leon Dyczewski seine Meinung dazu (im ersten Beitrag). Ihre Kritik an dem in Polen gesendeten Programm beruht auf interessanten Beobachtungen. Die kassandrahaften Prognosen der beiden Verfasser zum kulturellen Niveau der jüngeren Generationen der polnischen Gesellschaft sind dabei offensichtlich nicht übertrieben.

Abschließend muß festgestellt werden, daß die Sammlung der Beiträge keine geschlossene Einheit bildet. Einzelne, thematisch breit gestreute Referate können, trotz ihrer Schwächen, für Soziologen und Historiker jedoch von Nutzen sein.

Leszek Belzyt, Leipzig

Wojciech Jaruzelski, Hinter den Türen der Macht. Der Anfang vom Ende einer Herrschaft. Leipzig: Militzke Verlag 1996, 479 S. (Militzke Biographie).

Der Titel der 1992 erschienenen polnischen Originalausgabe „Stan wojenny – dlaczego ...“ („Warum das Kriegsrecht?“) weist deutlicher als der der deutschen Übersetzung auf den Inhalt dieses Buches hin. Obwohl Jaruzelski einleitend betont, sein Buch sei „kein Entwurf für eine Verteidigungsrede“ (S. 10), dient die ganze Darstellung letztlich dem Zweck, seine Entscheidung zu rechtfertigen, in der Nacht vom 12. auf den 13. Dezember 1981 den Ausnahmezustand über Polen zu verhängen; dieser wurde in der damaligen polnischen Verfassung mit dem „äußerst un-

glücklich“ (S. 449) gewählten Begriff „*stan wojenny*“ bezeichnet, was wörtlich sogar „Kriegszustand“ heißt, im allgemeinen aber mit „Kriegsrecht“ übersetzt wird. Hat der umstrittene Autor schon im ersten Band seiner Memoiren¹ versucht, durch die Schilderung seines in der Tat nicht leichten und für einen großen Teil der Polen seiner Generation in gewisser Weise typischen Lebensweges Verständnis für sein Denken und Handeln zu wecken, so widmet er hier ein noch umfangreicheres Werk dem einen Jahr, das der Ausrufung des Kriegsrechts voranging: „Mein Buch beschreibt die Ereignisse vor dem 13. Dezember: das Ende einer Etappe und den Beginn einer neuen.“ (S. 465)

In 43 narrativ angelegten Kapiteln, in denen er aber immer wieder in allgemeinere Betrachtungen, Bekenntnisse und Personencharakteristiken abschweift, behandelt Jaruzelski vor allem die Zeit, seit er im Februar 1981 zusätzlich zum Amt des Verteidigungsministers das des Premiers übernahm, eine Entscheidung, die er „als einen der größten Irrtümer in meinem Leben“ (S. 24) bezeichnet. Er zeichnet ein düsteres Bild des wirtschaftlichen Niedergangs Polens, den er auf die unsolide, auf ausländische Kredite gestützte Wirtschaftspolitik der Ära Gierek, die Arbeitsniederlegungen und überhöhten sozialen Forderungen seit dem Sommer 1980 sowie die Drosselung der Wirtschaftshilfe aus Ost und West zurückführt. Ohne Fehler der „alten Ordnung“ und dogmatischer Kreise in der PVAP zu leugnen, sieht er die Hauptverantwortung für die Krise doch bei der „*Solidarność*“, die sich entgegen ihren Zusicherungen zunehmend von einer Gewerkschaft in eine politische Bewegung verwandelt, auf Konfrontation gesetzt und Gesprächsangebote der Regierung entweder ausgeschlagen oder nicht konstruktiv umgesetzt habe. So seien selbst die Vermittlungsbemühungen des Episkopats, dessen Haltung der Verfasser sehr positiv bewertet, letztlich erfolglos geblieben: „Hätten sich alle Funktionäre der ‚*Solidarność*‘ die mäßigen Hinweise der Kirche (...) wirklich zu Herzen genommen, wäre die Ausrufung des Kriegsrechts nicht nötig gewesen. Wir hätten uns bis zur Zeit der Perestrojka ‚durchgewurschtelt‘ (sic!) – und auch sie wäre vielleicht früher angebrochen.“ (S. 102)

Diese Situation sei von den Verbündeten, insbesondere der Sowjetführung, mit größtem Mißfallen und Mißtrauen beobachtet worden; immer drängender sei gefordert worden, der Entwicklung energisch Einhalt zu gebieten. Das Versprechen „brüderlicher Hilfe“ sei dabei als Androhung einer Intervention zu verstehen gewesen, auf deren Vorbereitung es zahl-

¹ Wojciech Jaruzelski, *Mein Leben für Polen. Erinnerungen*. Mit einem Gespräch zwischen Wojciech Jaruzelski und Adam Michnik. München 1993.

reiche Hinweise gegeben habe. Insofern sei die Verhängung des Kriegsrechts in der gegebenen Lage die letzte Möglichkeit zu einer innerpolnischen Lösung der Krise gewesen, da der Einsatz ausländischer Truppen in Polen (die nicht alle erst hätten einmarschieren müssen, Tausende von Sowjetsoldaten waren ja im Land stationiert) zu einer Katastrophe nicht absehbaren Ausmaßes geführt hätte. Den letzten Anstoß für die Entscheidung hätten radikale Stellungnahmen des am 11. und 12. Dezember 1981 in Danzig tagenden Landesausschusses der „Solidarność“ und der Aufruf zu einer Großdemonstration gegeben, die am 17. Dezember in Warschau hätte stattfinden sollen.

Jaruzelski resümiert: „Die Einführung des Kriegsrechts bedeutete folgendes: erstens wurde der Anarchisierung, dem Zerfall des Staates sowie dem lawinenartigen, nicht mehr steuerbaren Gang der Ereignisse Einhalt geboten und ein brudermörderischer Konflikt verhindert; zweitens kam es nicht zu einer wirtschaftlichen Katastrophe mit all ihren schmerzhaften sozialen und unmittelbaren gesundheitlichen Folgen besonders in der Winterperiode; drittens sicherten wir uns die Möglichkeit, weiterhin souverän zu handeln und vor allem die Reform der Wirtschaft sowie des gesellschaftspolitischen Systems in Angriff zu nehmen; schließlich – und das ist das Wichtigste – verhinderten wir eine Intervention von außen. Bei allen anderen Lösungsvarianten hätte Polen alles verlieren können. Durch das Kriegsrecht verlor es viel. Es wurde jedoch nicht aller Möglichkeiten beraubt; diese eröffneten wir uns später selber.“ (S. 449)

Nun ist durchaus umstritten, ob es wirklich nur die Alternative „Einführung des Kriegsrechts oder Intervention von außen“ gegeben hat. Adam Michnik, damals Antipode des Generals, heute angeblich sogar dessen „Duzfreund“ (S. 242, Anm. 202), wendet sich zwar gegen die Formulierung vom „kleineren Übel“, bejaht aber eine Mitverantwortung von „Solidarność“ und die Alternative „Kriegsrecht oder Intervention“.² Auch Dieter Bingen zweifelt nicht an der Realität der Interventionsdrohung, zumal entsprechende Absichten vor allem der DDR-Führung jetzt eindeutig belegt sind.³ Dagegen meint Wilfried Loth: „Die Dokumente in den Archiven von Moskau, Warschau und Ost-Berlin sprechen eine andere Sprache. Sie zeigen eine Sowjetführung, die gegenüber 1968 dazugelernt hatte. Breschnew und sein Politbüro waren 1980/81 bereits auf dem Weg zur Perestrojka. Darum war der Handlungsspielraum der Polen grö-

² Vgl. ebenda, S. 377-382.

³ Vgl. Dieter Bingen, Die Polenpolitik der Bonner Republik von Adenauer bis Kohl 1949–1991. Baden-Baden 1998 (Schriftenreihe des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien. 33), S. 199-220, hier bes. S. 204 u. 208 (mit weiterführenden Literaturhinweisen).

ßer, als man im Westen glaubte. (...) Gewiß mußte Jaruzelski zur Verhängung des Kriegsrechts lange gedrängt werden, von seinen Sicherheitskräften ebenso wie von der sowjetischen Führung. Die Entscheidung traf er aber schließlich allein. Als unangefochtener Oberkommandierender der Streitkräfte und Regierungschef mit patriotischem Leumund hätte er es auch in der Hand gehabt, sich an die Spitze der Reformbewegung zu stellen und 1981 schon einzuleiten, was er 1989 unter viel ungünstigeren Bedingungen auf den Weg brachte: den Übergang zur Demokratie.“⁴

Das sind weitreichende Thesen, die ohne genaue Kenntnis der verfügbaren Quellen nicht abschließend zu bewerten sind. Richtig ist aber sicher, daß Jaruzelski auch aufgrund eigener Überzeugungen und als Repräsentant des damals herrschenden Systems und Apparats handelte: „Natürlich, wir verteidigten die damalige Gesellschaftsform, aber vor allem den real existierenden Staat, seine Souveränität, so beschränkt sie auch sein mochte.“ (S. 215) Wiederholt bringt er sein Festhalten an gewissermaßen zeitlosen „sozialistischen Werten“, seine damalige Bejahung der Ordnung von Jalta zum Ausdruck: „Die Logik der Teilung der Welt war rücksichtslos, ja brutal. In Teheran, Jalta und Potsdam war ‚A‘ gesagt worden. Vor dem historischen Umbruch in der Gorbatschow-Ära mußte man ‚B‘ sagen.“ (S. 75) Stark identifiziert er sich mit der Westverschiebung Polens: „Wir haben (...) für den Preis des Verlustes eines bestimmten Teils unserer Souveränität eine außerordentlich günstige Grenzfestlegung erhalten.“ (S. 308) Trotz seiner schweren Jugendjahre in der Sowjetunion scheinen ihm Russen immer nähergestanden zu haben als Deutsche. Von deren Entwicklung in der Nachkriegszeit konnte er allerdings auch kaum eine realistische Vorstellung gewinnen. Sehr bezeichnend ist in diesem Zusammenhang sein Hinweis, er sei erst 1991 „zum ersten Mal in den westlich der Elbe gelegenen Teil Europas“ (S. 347) gekommen.

Immerhin: Daß Jaruzelski später nicht nur am „Runden Tisch“ saß, sondern als Staatspräsident neben einem nichtkommunistischen Ministerpräsidenten amtierte, schließlich nach einer freien Wahl seinem Hauptgegner der Jahre 1980/81 Platz machte und als Pensionär Zeit zum Memoirenschreiben und zu Auftritten in Talk-Shows fand, umreißt seine besondere geschichtliche Stellung, etwa im Vergleich mit den Schicksalen von Erich Honecker oder Nicolae Ceauşescu.

Horst-Dieter von Enzberg, Lüneburg

⁴ Wilfried Loth, Eine sowjetische Intervention abgewendet? Als Jaruzelski in Polen das Kriegsrecht ausrief, fiel der westliche Protest matt aus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 256 vom 4. November 1998, S. 11.

Masovia. Pismo poświęcone dziejom Mazur (Masovia. Zeitschrift für die Geschichte Masurens), hrsg. v. Stowarzyszenie „Wspólnota Mazurska“ u. Archiwum Mazurskie, Red. v. Grzegorz Białuński. Bd. 1, Giżycko 1997, 235 S.

In der letzten Dekade hat sich in Masuren ein beachtlicher kultureller Regionalismus entwickelt, der behende die alten nationalen und ideologischen Ackergrenzen übersprungen hat. Er hat die polykulturellen Fäden der Vergangenheit aufgenommen und auf ihr aufbauend in Kontakten nach Deutschland, Litauen und Rußland (Kaliningradszkaja oblast') das alte regionale Bezugsfeld Ostpreußens neu konstituiert. Einen entscheidenden Anteil daran hat die Zeitschrift „Borussia“, die – von dem gleichnamigen Verein in Allenstein herausgegeben – dem Typus einer literarisch-gelehrten Zeitschrift neue Impulse gegeben und zugleich die Debatte über den Regionalismus in Polen befruchtet hat. Die hier vorliegende Zeitschrift „Masovia“ bezieht sich ebenfalls auf die ostpreußisch-masurische Tradition, folgt aber einer anderen Orientierung: Sie ist heimatkundlich ausgerichtet und läßt sich mit den Veröffentlichungen lokaler oder regionaler deutscher Geschichtsvereine vergleichen. Mit ihrem Namen knüpft sie an die Zeitschrift gleichen Namens an, die von 1895 bis 1928 ebenfalls in Lötzen/Giżycko erschien. Das „Masurische Archiv“ als Herausgeber der neuen Zeitschrift wurde 1995 im Zusammenhang mit einem deutsch-polnischen Forschungsprojekt über symbolische Aneignung und interethnische Beziehungen in Masuren gegründet. Die Zeitschrift ist außerdem mit der „Masurischen Gemeinschaft“ verbunden, die auf dem Titelblatt als Herausgeber genannt, ansonsten aber im Vorwort nicht weiter erwähnt wird.

Das erste Heft der Zeitschrift gliedert sich in die Abschnitte „Vergangenheit“, „Gegenwart“, „Quellen“, „Ideen“ und enthält außerdem die Rubriken Rezensionen und Chronik sowie Mitteilungen. Der erste Aufsatz befaßt sich mit dem Kirchspiel Sorquitten und gibt einen Überblick über die Abfolge der adligen Patronatsherren und der Pastoren. Grzegorz Jasiński befaßt sich mit der 1896 gegründeten polnischen „Masurischen Volkspartei“ und ihren Zeitschriften. Ryszard Tomkiewicz schildert die ersten Nachkriegsjahre in Lötzen anhand lokaler Archivalien und Erinnerungsberichte.

Bei den gegenwartsbezogenen Arbeiten untersucht Tomasz Marciniak den Alkoholkonsum in Masuren. Seine Ergebnisse beruhen auf Feldforschungen in der früheren Wojewodschaft Suwałki. Marciniak stellt eine spezifische Form masurischen Alkoholkonsums fest, die er durch die

Grenzlage (Schmuggel), Sommertourismus, Arbeitslosigkeit sowie ethnische (ukrainische) und kulturell-historische Spezifika des gesellschaftlichen „Alkoholisierens“ gekennzeichnet sieht. Mathias Wagner, wie Marciniaak Mitarbeiter des oben genannten Forschungsprojektes, gibt in einem Erfahrungsbericht Eindrücke aus seinem einjährigen Feldforschungsaufenthalt in Masuren wieder.

Der Quellenteil enthält zwei Beiträge zu archäologischen Quellen in Lötzen und Umgebung sowie zu eisenzeitlichen Siedlungen in Masuren. Weiter beschreibt Wojciech Łukowski die Lebensgeschichte eines in der „Aktion Weichsel“ 1947 nach Masuren Umgesiedelten.

Der Abschnitt „Ideen“ enthält einen Beitrag von Janusz Jasiński über Ostpreußen in polnischer Sicht und einen Beitrag von Lesław Koćwin über Region und Regionalismus am Beispiel der Grafschaft Glatz.

Die Richtung der neuen Zeitschrift ist durch die erste Ausgabe hinreichend vorgegeben, und sie mag für weitere Folgen tragfähig sein. Freilich stellen sich mit Blick auf die oben genannte Zeitschrift „Borussia“ und die etablierten „Komunikaty Mazursko-Warmińskie“ des Kętrzyński-Instituts in Allenstein doch Zweifel ein, ob sich neben diesen beiden Zeitschriften ein weiteres historisch-regionalkundliches Periodikum wird halten können, das sich masurischer Identität verschrieben hat. Nachsatz (April 2001): Da mittlerweile jedoch schon der dritte Band der Zeitschrift erschienen ist, kann diese Befürchtung als widerlegt gelten.

Jörg Hackmann, Greifswald

Als Russe in Ostpreußen. Sowjetische Umsiedler über ihren Neubeginn in Königsberg/Kaliningrad nach 1945, hrsg. v. Eckhard Matthes. Ostfildern vor Stuttgart: edition tertium 1999, 504 S., Abbildungen.

Der Herausgeber dieses umfangreichen Buches, Eckhard Matthes, war von 1982 bis 1996 Direktor des Instituts Nordostdeutsches Kulturwerk in Lüneburg. Seit Februar 1992, also nach den Zeiten der Wende, hielt er sich länger in Kaliningrad/Königsberg auf. Dabei entdeckte er die Möglichkeit, im Zusammenwirken mit russischen Kollegen ein Projekt zu verfolgen, durch die Methode der „oral history“ die Erlebnisse und Erfahrungen russischer Neusiedler im ehemaligen nördlichen Ostpreußen festzuhalten, zu bewahren und einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu

machen. Er ist daher wie kaum ein anderer dazu geeignet, das vorliegende Werk in deutscher Sprache herauszugeben.

Denn das Werk ist das Ergebnis eines Forschungsprojekts, das unter der Leitung von Jurij Vladimirovič Kostjačov, Doktor der historischen Wissenschaften und Dozent am Lehrstuhl für Geschichte des Auslands an der Staatlichen Universität Kaliningrad, gestanden hatte. Das Projekt erstreckte sich über mehrere Jahre; von 1990 bis 1991 wurden in 51 Orten des Gebiets Kaliningrad über 300 Interviews mit sowjetischen Neusiedlern durchgeführt. Den strengen Regeln einer methodisch einwandfreien „oral history“ entsprechend, wurde jedes einzelne Interview schriftlich gefaßt und den Interviewten zur Unterschrift vorgelegt. Die Auskünfte wurden in der Regel bereitwillig gegeben; als Schwierigkeit erwies sich nur die Tatsache, daß die Erlebnisse der Betroffenen fast ein halbes Jahrhundert zurücklagen. 1992 wurde das Projekt abgeschlossen, und das Material lag in Kaliningrad als Manuskript fertig vor.

Seitdem läßt das Erscheinen der russischen Ausgabe auf sich warten. Daß eine deutsche Ausgabe jetzt veröffentlicht werden konnte, ist in hohem Maße dem Herausgeber Eckhard Matthes zu verdanken. Im Anhang schildert er sehr ausführlich, doch leider etwas unpräzise den Weg „Vom Projekt zum Buch“ (S. 409-416), der dann schließlich doch zum verdienten Erfolg führte.

Den Hauptteil des Buches geben natürlich die Interviews ab, die von 180 Gesprächspartnern gewonnen wurden und wiedergegeben sind. Außer einem Prolog („Neue Schicksale“, S. 16-28) und einem Epilog („Was geschah mit dem Erbe?“, S. 374-377) sind die Aussagen der Neusiedler in neun Kapitel gegliedert: „So fing es an“; „Der Umzug“; „Der Alltag der Neusiedler“; „Ernährung und Handel“; „Landwirtschaft“; „Wiederaufbau der Städte und der Industrie“; „Regierung und Verwaltung – Das gesellschaftliche Leben“; „Kultur – Bildung – Religion“; „Die Deutschen“. Die subjektiven Aussagen werden ergänzt durch 102 auszugsweise wiedergegebene Quellen, die zur Objektivierung der Aussagen beitragen: Verordnungen der sowjetischen Besatzungsmacht, Auszüge aus der „Kaliningrader Pravda“ und andere Dokumente. Großen Wert können auch die beigegebenen Photos beanspruchen; sie haben eine hohe Aussagekraft, die den Text eindrucksvoll ergänzen.

Aus den neun Kapiteln der Interview-Ergebnisse seien hier drei ausgewählt – zunächst „Der Umzug“ der russischen Neusiedler (S. 49-75). In das Kaliningrader Gebiet wurden Neusiedler aus vielen Orten Zentralrußlands gebracht (dazu die Karte im Umschlag des Buches). Für zahlreiche Familien war der erste Eindruck der neuen Heimat nahezu traumatisch: Erinnerungen an den Krieg standen auf, obwohl viele den Krieg nicht ak-

tiv miterlebt hatten. Daher wurde bei dem Aufbruch aus der alten Heimat alles mögliche mitgenommen, viel von dem Hausrat, einschließlich Nähmaschinen und anderes Hausgerät. Vom platten Lande wurde auch Vieh mitgeführt, vor allem Kühe, Schweine und Hühner. Das fiel nicht weiter auf, da für den Transport ohnehin nur Güterwagen bereitstanden. Manches wurde unterwegs verkauft, aber allerlei Vieh überstand den Transport und konnte den Neubeginn in Ostpreußen aus dem Stall heraus mitgestalten.

Die Stimmung während der langen Bahnfahrt war übrigens vielfach optimistisch; der Krieg war vorüber, und man konnte einer friedlichen Zukunft ins Auge schauen. Für viele Jüngere bedeutete der „Umzug“ auch eine Herausforderung. In der russischen Bevölkerung entstand das Wort von den „500-Fröhlichen Zügen“, die so hießen, weil sie lange unterwegs waren und bei jeder kleinen Gelegenheit anhalten mußten.

Doch der Optimismus der Umsiedler schwand rapide bei der Ankunft in Ostpreußen, vor allem in Königsberg. Die Wahrnehmung einer verbrannten, fast völlig zerstörten Stadt, in der Ratten durch die Straßen liefen, bot für die Ankommenden ein grausiges Nachkriegs-Szenario, auf das sie keinesfalls vorbereitet worden waren. So konnten sich die Neusiedler erst allmählich in der neuen Umgebung zurechtfinden, auf dem Lande eher als in Königsberg selbst. Aber auch in den Dörfern fielen ihnen die ungewohnten roten Dachziegel auf, mit denen die erhaltenen Häuser gedeckt waren. Der durch den Krieg erweckte Haß auf die deutschen „Faschisten“ verschwand übrigens rasch; und die ersten Begegnungen mit den verbliebenen Deutschen, die Krieg und Belagerung überlebt hatten, wiesen auf eine zukünftige Normalität hin. Sie wurden allerdings durch die verordnete Aussiedlung aller Deutschen im Jahre 1948 jäh abgebrochen.

Als zweites Beispiel sei das Kapitel „Regierung und Verwaltung – Das gesellschaftliche Leben“ (S. 207-249) herausgegriffen. In den Interviews taucht als erstes das für die Neusiedler unbegreifliche Phänomen der Grenze auf, einer Grenze nach Polen, von der die aus Zentralrußland kommenden Menschen nicht die geringste Vorstellung mitbrachten. Auch die eingerichteten Sperrzonen sowie die Ausgangsregelung für Königsberg, das nur mit Passierscheinen betreten werden durfte, stieß bei den Neusiedlern auf völliges Unverständnis. Andererseits waren sie in ihrer Heimat schon früh zur „Wachsamkeit“ erzogen worden und konnten dadurch manchen „Diversanten“ habhaft machen (z.B. S. 120).

Regiert wurden Stadt und Gebiet Kaliningrad, wie Königsberg seit dem 4. Juli 1946 hieß, von Militärkommandanten (als erster Generalmajor M.V. Smirnov) und danach von höheren Angehörigen der Zivilverwaltung. Das Ganze war zunächst ein Provisorium, welches sich erst allmäh-

lich zu einer geordneten Verwaltung entwickelte. Als erstes mußten die Leichen deutscher Soldaten und die vielen Pferdekadaver beseitigt werden; erst dann war, wenn auch in geringem Umfang, die Einrichtung einer wenn auch bescheidenen Infrastruktur möglich. Das Gebiet Kaliningrad war in 15 Kreise eingeteilt, die jeder mit seiner eigenen, lokalen Situation eine besondere Problematik darstellte. Hier reguläre Verhältnisse einzurichten, brauchte seine Zeit.

Die Militärbefehlshaber wurden später von Bürgermeistern und Gebietsvorsitzenden abgelöst. Dabei spielte die Kommunistische Partei eine bestimmende Rolle. Einer dieser Gebietsvorsitzenden war Vasilij Ėfimovič Černyšev (S. 229f.), dessen Bedeutung in der sowjetischen Nachkriegsgeschichte weit über Kaliningrad hinausreichte. Die rasch gegründete Jugendorganisation Komsomol erlangte in wenigen Monaten eine wichtige Bedeutung. Neben dem Aufbau und der Kontrolle des Handels war hier auch die medizinische Versorgung der Bevölkerung gefordert. Die Aufgaben waren schwer; aber es gab in den Sommermonaten auch so etwas wie eine Lagerfeuerromantik. – Die verordneten Demonstrationen, wie etwa zum 1. Mai, stießen bei der neuen Bevölkerung auf Akzeptanz, aber aus den beigegeführten Photos wird deutlich, wie bescheiden sich ein solcher Umzug ausmachte.

Die Beschreibung eines dritten Kapitels, „Die Deutschen“ (S. 306-373), des längsten unter den neun Kapiteln, muß von einem besonders heiklen Gegenstand ausgehen; es ist das umfangreichste und wohl auch das wichtigste Kapitel des ganzen Bandes. Aus den Interviews wird deutlich, daß die Neusiedler aus der Sowjetunion auf eine zahlenmäßig nicht geringe deutsche Bevölkerung trafen, die trotz aller Beschwerden Belagerung und Endkampf im Krieg überlebt hatte. Sie verteilte sich auf die Stadt Königsberg und auf das weite Land. Hier stießen in Krieg und Nachkriegszeit zwei Kulturen aufeinander. Viele Angehörige der deutschen Bevölkerung lebten damals „in Kellern und Mansarden“. Es gab viele Obdachlose; und der extrem harte Winter 1946/47, ein „grausamer Winter“ (S. 319), forderte seine Opfer. Aber Todesfälle waren schon im Herbst 1945 an der Tagesordnung. Im Oktober 1945 starben 768 Personen. Den Kindern, die die Leichname ihrer Angehörigen auf dem Schlitten zum Friedhof brachten, entgegnete eine Russin, die befragt wurde, nur: „In Leningrad sind während der Blockade mehr von uns gestorben.“ (S. 324)

Im ganzen ergibt sich in diesem wichtigen Kapitel ein facettenreiches Bild. Zwar gab es zu Beginn der Besetzung vereinzelt deutschen Widerstand gegen die Russen; es gab auf der anderen Seite auch Vergewaltigungen und immer wieder Plünderungen durch die Angehörigen der So-

wjetarmee (S. 349 ff.). Erst allmählich konnte man sich arrangieren, wenn auch zunächst nur notdürftig. Auch Kriegsgefangene der Deutschen Wehrmacht – man liest es mit einigem Erstaunen – arbeiteten am Wiederaufbau der Stadt Königsberg; es hat den Anschein, daß es ihnen gar nicht einmal so schlecht erging. Bereits 1947 wurden sie nach Deutschland entlassen.

Auch für die verbliebene deutsche Bevölkerung schlug die Stunde der Übersiedlung nach Deutschland, ausgelöst durch zwei Erlasse Stalins vom 11. Oktober 1947 und vom 15. Februar 1948. In drei Etappen vom Spätherbst 1947 bis zum Herbst 1948 mußte sie Ostpreußen verlassen. Immerhin waren Stadt und Land ihre Heimat; und aus den Befragungen geht hervor, daß viele „nicht wegfahren“ wollten. Aber zurückgeblieben von ihnen ist kaum jemand. Schon im Jahre 1947 erreichte die Massenumsiedlung von Sowjetbürgern nach Kaliningrad und ins Gebiet Kaliningrad einen neuen Höhepunkt. Es entstand ein nicht nur politisch höchst merkwürdiges Gebilde außerhalb der Sowjetunion und Rußlands, das sich seine Eigenart bis heute bewahrt hat.

Der Anhang des Buches ist umfangreich; er enthält Verzeichnisse über die Interviewpartner, über die benutzten Archive und über die beteiligten russischen Minderheiten. Von den Indices sei vor allem der geographische Index (S. 481-493) erwähnt, der wegen der vielen Umbenennungen von Ortschaften äußerst wichtig ist. Für die eroberten und dann eingegliederten Orte wurden von russischer Seite meist Kunstworte verwendet; so steht z.B. *Železnodorožnyj* für Gerdauen, *Družba* für Allenburg, und Preußisch Eylau heißt *Bagrationovsk*.

Das Ganze ist zu einer Art Lesebuch geworden, das immer wieder zur Lektüre einlädt. Autoren und Herausgeber haben, soweit erkennbar, eine dreifache Leistung erbracht. Was die Fakten betrifft, so wird unsere Kenntnis über das nördliche Ostpreußen von 1945 bis 1950 auf vielfältige Weise bereichert, vor allem auch deshalb, weil den vielen Aussagen auch Quellenauszüge beigegeben sind. – Zugleich liegt hier, nimmt man alles zusammen, ein Fallbeispiel über die Theorie der Besatzungspolitik vor, wie sie in den Jahren nach 1945 allenthalben stattfand. – Schließlich ist das Buch ein gutes Beispiel dafür, zu welchen fundierten Ergebnissen eine methodisch sorgsam durchgeführte „oral history“ führen kann.

Es bleibt nur noch der Wunsch, daß die russische Ausgabe dieses wertvollen Buches alsbald erscheinen möge.

Klaus Meyer, Berlin

Die Autoren der Abhandlungen

Barbara Eßer, Siegfriedstr. 79, 33615 Bielefeld.

Geboren 1964. Studium der Ethnologie, Soziologie, vergleichenden Religionswissenschaften in Marburg, 1989/90 in Moskau, 1992 Feldforschung in Südsibirien. Masterarbeit über sowjetische Nationalitätenpolitik und Ethnizität im Berg Altai. 1995–1997 Mitarbeit am deutsch-polnischen Forschungsprojekt zur sozialen Konstruktion von Heimat in Masuren (einjährige Feldforschung in Masuren). Seit 1995 Arbeit an einer Dissertation über Ethnizität und räumliche Identität in Masuren. Publikationen u.a.: Orientierung in neuer Umgebung: Gespräche mit Neusiedlern in einer masurischen Gemeinde, in: Annaberger Annalen (1999), Nr. 7, S. 123-142; „Historia“ jako aspekt społeczny konstrukcji stron ojczystrych – Spostrzeżenia z Mazur („Geschichte“ als ein Aspekt der sozialen Konstruktion von Heimat – Beobachtungen in Masuren), in: Wspólne dziedzictwo? Ze studiów nad stosunkiem do spuścizny kulturowej na Ziemiach Zachodnich i Północnych (Gemeinsames Erbe? Studien über Beziehungen zum kulturellen Erbe in den West- und Nordgebieten), hrsg. v. Zbigniew Mazur. Poznań 2000, S. 635-668.

Dr. Bettina Hunecke, Örlinger Str. 18, 89073 Ulm.

Geboren 1967, Lehramtsstudium, Diplomstudium Pädagogik, Promotion im Fachbereich Geographie an der Universität Bielefeld über Krisenbewältigungsstrategien von Frauen im Nordosten Polens, weibliche Netzwerke und Ethnizität. Seit 1996 in der Erwachsenenbildung tätig, Schwerpunkt Integration von Aussiedlern und Ausländern in Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg. Publikationen: Wyobrażenia własne i ich znaczenie dla kształtowania turystyki łagodnej na Mazurach (Selbstbilder und ihre Bedeutung bei der Entstehung eines „sanften“ Tourismus in Masuren), in: Mazury. W poszukiwaniu wizerunku regionu (Masuren auf der Suche nach einem Image), hrsg. v. Wolfgang Nahrstedt (u.a.). Warszawa 1997, S. 103-112; Die Rolle von Ethnizität in sozialen Netzwerken. Ein empirischer Befund aus Masuren, in: Ethnische Minderheiten in Europa und Amerika – Geographische Perspektiven und empirische Befunde, hrsg. v. Franz-Josef Kemper u. Paul Gans. Berlin 1998 (Berliner Geographische Arbeiten. 86), S. 133-140; „Im Augenblick zieht sich jeder in sein Nest zurück“. Persönliche Netzwerke und Ethnizität. Krisenbewältigungsstrategien von Frauen im ländlichen Masuren (Nordostpolen). Münster 1999 (Bielefelder Geographische Arbeiten. 2).

Marzanna Bogumiła Kielar, ul. Tomasza Zana 9/4, PL-04-313 Warszawa.
 Geboren 1963 in Goldap, Polen. Beginn des Studiums 1982 am Institut für Philosophie der Universität Warszawa. 1988 erlangte sie ihren Abschluß und begann drei Jahre später ihre Universitätslaufbahn; sie arbeitete als Assistenzprofessorin in der Abteilung für Methodologie an der Akademie für spezielle Pädagogik in Warszawa; zur Zeit schreibt sie an ihrer Dissertation, deren Titel auf deutsch wie folgt lautet: „Symbolische Aneignung individueller Lebensräume als Art und Weise, Heimat zu schaffen“. Die Arbeit wird in Kürze vorliegen. Zahlreiche Publikationen stammen aus ihrer Feder, u.a. Heurystyki analizy jakościowej pogranicza kulturowego (Heuristische Qualitätsanalyse eines kulturellen Grenzlandes), in: Referaty Sekcji Metodologii Twórczości (Referate der Sektion Schöpferische Methodologie). Warszawa 1995 (Monografie i zbiory monograficzne ZM WSPS. 5/1); Poza ideologicznymi podziałami. Wybrane aspekty procesu stawania się ojczyzny w mazurskich wsiach (Jenseits ideologischer Trennung: Ausgewählte Aspekte des Werdens von Heimat in masurischen Dörfern), in: Konferenzericht „Symbolische Aneignung und Ethnizität: Empirische Befunde aus Masuren“. Ostsee-Akademie Lübeck-Travemünde 10.–13. Juni 1999, in: Borussia (2000), Nr. 20/21; O twórczości (Über das Schaffen), in: Młoda inteligencja czasu przemian (I) (Junge Intelligenz in Zeiten des Wandels). Redaktion in Zusammenarbeit mit A. Góralski. Warszawa 1999.

Prof. Dr. hab. Zbigniew Kurcz, Instytut Socjologii, Uniwersytet Wrocław, ul. Koszarowa 3/B 20, PL-51-149 Wrocław.

Geboren 1951 in Tarnów, 1970–1975 Studium der Polonistik an der Universität Wrocław, Magistergrad 1975, 1975–1979 Studium der Philosophie und Soziologie ebenda, Magistergrad 1979, 1986 Promotion zum Thema „Das ideologische Muster des Arbeiters und die Wirklichkeit“, 1996 Dr. hab. an der Universität Wrocław auf dem Fachgebiet Nation, 1979–1999 tätig ebenda, zunächst als Assistent, heute als Inhaber des Lehrstuhls für Soziologie des Grenzgebietes, seit 1990 Mitarbeiter der Zeitschrift „Odra“, seit 1991 Chefredakteur der Schriftenreihe „Soziologie“ beim Universitätsverlag, seit 1999 Mitglied der Sektion für Auslandspolen der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Forschungen zu Themen wie „Gestaltungsprozesse des deutsch-polnischen Grenzgebiets“, „Deutsche in Polen und Polen in Deutschland“, „Wrocław und Leipzig im Transformationsprozeß“. Über 130 Publikationen, darunter zwölf in deutscher Sprache, u.a.: Mniejszość niemiecka w Polsce (Die deutsche Minderheit in Polen). Wrocław 1995; (als Herausgeber): Mniejszości narodowe w Polsce (Die nationalen Minderheiten in Polen). Wrocław 1997; (als

Herausgeber): *Pogranicze z Niemcami a inne pogranicza Polski* (Das deutsch-polnische Grenzgebiet und andere Grenzgebiete Polens). Wrocław 1999.

Dr. Wojciech Łukowski, ul. Rybaltow 20/33, PL-02-886 Warszawa.

Direktor des Institutes für Soziologie an der Hochschule für Sozialpsychologie bei der Polnischen Akademie der Wissenschaften, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziale Studien und dem Lehrstuhl für Politische Soziologie an der Universität Warschau, polnischer Koordinator des deutsch-polnischen Forschungsprojektes „Soziale Konstruktion von Heimat in Masuren“ (im Rahmen des Schwerpunktes „Das Fremde und das Eigene“ der VW-Stiftung), Mitgründer und langjähriger Vorsitzender der Masurischen Gemeinschaft e.V. in Giżycko (Lötzten). Forschungsschwerpunkte: soziale Konstruktion des Raumes, lokale und regionale Entwicklung, Migrationen. Publikationen: (gemeinsam mit W. Melzer u. L. Schmidt): *Jugend in Polen und Deutschland*. München 1991; A „pendular society“ in *In-depth Studies on Migration in Central and Eastern Europe: The Case of Poland*. United Nations 1998; (gemeinsam mit W. Nahrstedt u. T. Schönemann): *Mazury. W poszukiwaniu wizerunku regionu* (Masuren auf der Suche nach einem Image). Warszawa 1999.

Prof. Dr. Ulrich Mai, Sozialgeographie, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld.

Geboren 1941 in Wolisko, Ostpreußen, Studium der Geographie, Anglistik, Volkswirtschaft und Philosophie an den Universitäten Köln, Marburg und Kingston/Canada. 1970 Promotion, 1971 und 1972 Erstes und Zweites Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien, 1972–1979 wissenschaftlicher Assistent an der Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe, 1979 Habilitation, seit 1980 Dozent bzw. apl. Professor für Sozialgeographie an der Universität Bielefeld, Mitglied am FSP Entwicklungssoziologie. Forschungsschwerpunkte: Probleme ländlicher Entwicklung und die Rolle dörflicher und kleinstädtischer Märkte in Indonesien, Ethnische Konflikte um die chinesische Händlerminorität in Südostasien, Soziale Netzwerke und ethnische Identität bei den Sorben der Oberlausitz nach der Wende, Symbolische Aneignung und Ethnizität in Masuren nach 1945. Intensive Feldforschungen mit einer Betonung qualitativer Methoden empirischer Sozialforschung in Südostasien, Oberlausitz und Masuren. Gastaufenthalte an Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen in Singapur, Cornell University/USA, Yogyakarta/Indonesien, Potsdam, Jena, Warschau. Publikationen u.a.: *Continuity, Change and Aspirations: Social and Cul-*

tural Life in Minahasa, Indonesia. Singapore 1995 (Co-Autor H. Buchholt); Deutsche Eichen und polnische Linden: Ethnische Symbole in Masuren, in: Forschungen an der Universität Bielefeld (1997), H. 16, S. 18-24; Symbolwelten in ethnisch gemischten Räumen: Empirische Befunde aus Masuren, in: Ethnische Minoritäten in Europa und Amerika, hrsg. v. F.-J. Kemper u. P. Gans. Berlin 1998 (Berliner Geographische Arbeiten. 86), S. 119-132.

Tomasz Marciniak, Uniwersytet Mikołaja Kopernika, Instytut Socjologii, Zakład Badań Kultury, ul. Fosa Staromiejska 1a, PL-87-100 Toruń, e-mail: tomk@cc.uni.torun.pl.

Geboren 1966 in Chełmno, Magisterabschluß in Sozialpädagogik an der Nikolaus Kopernikus-Universität Toruń 1991, Magisterabschluß in Soziologie 1994. Seit 1991 Soziologie an der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Wissenschaftsassistent an der Nikolaus Kopernikus-Universität Toruń 1993, am Institut für Psychiatrie und Neurologie 1996, Mitglied der Polnischen Soziologen-Vereinigung. Zahlreiche Publikationen, u.a.: Szkolnictwo ukraińskiej diaspory w Polsce. Stan i wizje na tle innych mniejszości (Das Schulwesen der ukrainischen Diaspora in Polen. Zustand und Perspektive im Vergleich mit anderen Minderheiten), in: Edukacja a tożsamość etniczna (Bildung und ethnische Identität). Toruń 1995, S. 137-150; Ukraińcy wschodnich Mazur. Istnienie realne, obecność symboliczna (Die Ukrainer Ostmasurens. Reale Existenz, symbolische Anwesenheit), in: Tożsamość kulturowa Warmii i Mazur (Kulturelle Identität Ermlands und Masurens), Red. v. Bożena Domagała u. Andrzej Sakson. Olsztyn 1998, S. 119-126; Armenians in Poland after 1989, in: From Homogeneity to Multiculturalism. Minorities Old and New in Poland, Red. v. Ian E.F. Hamilton u. Krystyna Iglicka. London/New York 2000, S. 135-148; Stereotypy kultury masowej, Analiza semantyczna obrazu naukowca i grupy etnicznej w komiksie (Stereotypen der Massenkultur, semantische Analyse vom Bild des Wissenschaftlers und der ethnischen Gruppe im Comic) [CD-Rom]. Rzeszów 2000.

Prof. Dr. Rex Rexheuser, Hasenburger Ring 17, 21335 Lüneburg.

Geboren 1933, Studium der Geschichte und Germanistik in Braunschweig und Göttingen, 1963–1972 Assistent am Seminar für osteuropäische Geschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg, 1966 Magister, 1971 Promotion, 1976 Habilitation in osteuropäischer Geschichte in Erlangen. 1977/78 Austauschwissenschaftler an der Akademie der Wissenschaften in Moskau; 1983–1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg, 1986 Umhabilitation an die

Universität Hannover, 1993 Ernennung zum apl. Professor. 1993–1998 Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau. Publikationen: Besitzverhältnisse des russischen Adels im 18. Jahrhundert. Historische Fragen, methodische Probleme. Erlangen 1971; Dumawahlen und lokale Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte der russischen Rechten vor 1914. Köln/Wien 1980; Der Fremde im Dorf. Versuch über ein Motiv der neueren russischen Geschichte (17.–19. Jahrhundert), in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 25 (1977), S. 494–512; Die Deutschen im Osten. Von der Ostbewegung im Mittelalter bis zu den Westverschiebungen des 20. Jahrhunderts. Lüneburg 1986; Das Schulwesen nationaler Minderheiten in Estland, Lettland, Polen und der Tschechoslowakei zwischen den Weltkriegen, in: Ostmitteleuropa zwischen den beiden Weltkriegen (1918–1939). Stärke und Schwäche der neuen Staaten, nationale Minderheiten, hrsg. v. Hans Lemberg. Marburg 1997, S. 283–312.

Prof. Dr. Andrzej Sakson, Instytut Naukowo-Badawczy im. Zygmunta Wojciechowskiego, ul. Mostowa 27, PL-61-854 Poznań, e-mail: izpozpl@rose.man.poznan.pl.

Geboren 1952 in Elbląg, 1971–1976 Studium der Soziologie an der Universität Poznań, 1981 Promotion, 1981–1985 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Landwirtschaftlichen Akademie Olsztyn. Seit 1985 Mitarbeiter des Westinstituts Poznań, seit 1993 Professor und wissenschaftlicher Direktor ebenda. Mitglied zahlreicher Organisationen, u.a. Präsident der Polnischen Abteilung der AWR. Veröffentlichungen zu den deutsch-polnischen Beziehungen, u.a.: Mazurzy – społeczność pogranicza (Die Masuren – die Gesellschaft eines Grenzgebietes). Poznań 1990 (Ziemie zachodnie – Studia i materiały. 15).

Dr. Robert Traba, Deutsches Historisches Institut, Pl. Defilad 1 (PKiN, skr. 33), Pl-00-901 Warszawa.

Geboren 1958, Studium der Geschichte und Archivkunde in Toruń, 1982–1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Instytut Mazurski und Kętrzyński Instytut in Olsztyn, 1992 Promotion an der Universität Wrocław, 1995–2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut Warszawa, Sommersemester 2001 Dozent an der Universität Tübingen, ab Oktober 2001 Leiter des DHI-Forschungsprojektes „Akkulturations- und Assimilationsprozesse in deutsch-polnischen Grenzgebieten im 19. und 20. Jahrhundert“. Seit 1990 ehrenamtlicher Vorsitzender der Kulturvereinigung „Borussia“ und Redakteur der Zeitschrift „Borussia. Kultura – Historia – Literatura“, Kuratoriumsmitglied des Thomas-Mann-Kulturzentrums in Nida (Litauen). Arbeitsschwerpunkte: Geschichte Ost-

mitteleuropas, deutsch-polnische Beziehungen, Geschichte Ostpreußens; zahlreiche Veröffentlichungen, u.a.: Niemcy – Warmiaci – Polacy. Z dziejów niemieckiego ruchu katolickiego i stosunków polsko-niemieckich w Prusach (Deutsche – Ermländer – Polen. Aus der Geschichte der deutschen katholischen Bewegung und der polnisch-deutschen Beziehungen in Preußen). Olsztyn 1994; als Herausgeber: Selbstbewußtsein und Modernisierung: Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Osnabrück 2000; als Mitherausgeber: Vertreibung aus dem Osten: Deutsche und Polen erinnern sich. Olsztyn 2000. Herausgeber von zwei historisch-literarischen Reihen: „Tematy“ („Themen“), bislang 4 Bände; „Odkrywanie swiatow“ („Entdeckung der Welten“), bislang 6 Bände.

Dr. Mathias Wagner, Drostestr. 41, 30161 Hannover, e-mail: emailwagner@web.de.

Geboren 1955, Studienabschluß als Diplompädagoge zum Zusatzfach Geschichte, Promotion im Fachbereich Sozialgeographie an der Universität Bielefeld. Tätigkeit als freier Hörfunkmitarbeiter, Dokumentarfilmautor und Fotograf. Forschungsschwerpunkte: ländliche Regionen, Masuren. Veröffentlichungen in Auswahl: Freire und die Hoffnung auf eine bessere Welt, in: Der deutsche Lehrer im Ausland 40 (1993), H. 3, S. 201-208; (zusammen mit B. Müller und R. Rosenow): Dorfjugend Ost – Dorfjugend West. Freiburg 1994; Czasami praca polega na picciu kawy. Obserwacje z rocznego pobytu stuyjnego w mazurskiej wsi (Wenn Kaffeetrinken zur Arbeit wird. Betrachtungen zu einem einjährigen Forschungsaufenthalt in einem masurischen Dorf), in: Masovia. Bd. 1, Giżycko 1997, S. 91-101; „Wir waren alle Fremde“: Die Neuformierung dörflicher Gesellschaft in Masuren seit 1945. Münster/Hamburg (in Vorbereitung).